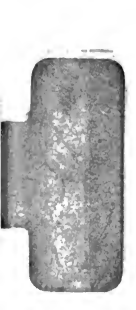
Arier und Mongolen

Christian Spielmann





Arier und Mongolen.

von

Dr. C. Spielmann.



Verlag von Hermann Gesenius in Halle a. S.

Arier und Mongolen.

Weckruf an die europäischen Kontinentalen
unter historischer und politischer Beleuchtung
der gelben Gefahr

Von

Dr. C. Spielmann,

Verfasser von: „Der neue Mongolensturm", 1895,
und
„Die Taiping-Revolution in China", 1900.

Die Augen auf! — „Hier ist nicht Zeit
Sich staunend zu ergötzen."



Halle a. S. 1905 ✶ Verlag von Hermann Gesenius.

Vorwort.

Das vorliegende Buch will dem Vaterlande und der Rasse dienen.

Wie in dem 1895, kurz vor dem Frieden zu Schimonoseki erschienenen Werkchen: „Der neue Mongolensturm“ und in der kurz vor dem Ausbruche der chinesischen Wirren von 1900 veröffentlichten Monographie „Die Taiping-Revolution in China“ unternehme ich es auch hier, gegen den Strom zu schwimmen.

Es ist eine undankbare und anstrengende Aufgabe, andauernd gegen die herrschende Japanerbegeisterung in Europa und namentlich im „Lande der Dichter und Denker“ anzukämpfen. Alle Warnungen unserer Landsleute, die in Japan leben, tun diesem Enthusiasmus keinen Abbruch. Der deutsche Ideologismus macht sich wieder einmal geradezu verderblich geltend. Vom einen wird der ernste Mahner vor der „gelben Gefahr“ als feiger Angstmeier ausgehöhnt, vom andern als reaktionärer Kosakenfreund verdächtigt, vom dritten freundlich ermahnt, nicht für ungelegte Eier zu sorgen; der vierte gibt ihm den Rat, sich doch nicht als Wichtigtuer und Politikprotz zu zeigen. Alles das in jener Presse, die mit vollen Segeln im Kielwasser der gelben Arier-Erzfeinde fährt.

Schreckt das einen ehrlichen Sucher und vorausdenkenden Historiker und Patrioten ab? Mit nichten! Und darum will ich in diesem Buche meinen vor zehn Jahren erhobenen Ruf wiederum und lauter ertönen lassen: Caveant Europae Populi!

Nicht vor den Bagatellen Elsaß-Lothringen- und Balkan-Frage soll uns bangen; diese „Fragegespenster“ verflüchtigen sich vor der großen asiatischen Gefahr, die uns, d. i. dem gesamten Ariertum droht.

Eine mächtige Umwälzung bahnt sich im „Reiche der Mitte“ an, jenem Lande der Menschenhalbmilliarde; nicht sprunghaft wie einst im „Lande der aufgehenden Sonne“, langsam vollzieht sie sich, aber eben deshalb nicht weniger nachhaltig, ja tiefer und gründlicher.

Der Mongole beginnt sich seiner Macht durch die Masse bewußt zu werden und sich zum Widerstand gegen die ihn bedrängenden Arier zu rüsten. Kühn und tückisch ist schon die japanische Wildkatze dem russischen Bären an die Kehle gesprungen.

Europa schaut dem Kampfe im fernen Osten geruhig zu; die fürchterlichsten Mordschlachten, die jemals geschlagen wurden, in denen Myriaden von Menschen umkommen um die Frage: Arier oder Mongolen? —, sie lassen alle Welt gleichgültig. Höchstens freut man sich, daß der verhaßte Russe, dieser Erzreaktionär und Knutenmann, seinen Treff bekommt.

Die Augen auf die Gegenwart gerichtet, sieht man in Europa nicht die Gefahr der Zukunft, kann oder will sie nicht sehen.

Die große Menge auch der Gebildeten kennt nicht den ewigen Gegensatz von gelb und weiß; sie weiß nicht, daß Stoß und Gegenstoß von Arier- und Mongolentum seit uralten Zeiten konstant abwechselten. Sie weiß nicht, daß nur die Superiorität der Arier in den letzten Jahrhunderten den Waffenstillstand zwischen beiden Rassen aufrecht erhielt, und merkt nicht, daß die Mongolen nun darangehen, ihrerseits die Superiorität zu erlangen. Nicht die des Geistes und der Geistesmacht, sondern die der bloßen Technik und der großen Masse.

Die Japaner haben die arische Kultur abgeklatscht, um mit deren Hilfe ihre Lehrmeister zu bekämpfen, ganz Asien zum Kampfe wider Europa fortzureißen!

Dem Wissenden ist all das längst in sonnenheller Klarheit erschienen; dem Nichtwissenden will dies Buch es offenbaren helfen.

Nicht auf neue Forschungen bin ich ausgegangen; es sind in der Arbeit nur die Resultate der zahlreichen Werke der wissenschaftlichen Forschung und die Auslassungen der Diplomaten, Reisenden, Missionare u. a. zu einer einheitlichen kritischen Darstellung verwoben worden.

Dabei handelte es sich besonders um Abstoßung des Falschen und Sonderung des Richtigen aus dem sich Widersprechenden in der Stoffunmasse, was dann zu einer hoffentlich möglichst vollkommenen Klarlegung des Tatsächlichen führte.

Die Beziehungen von Ariern und Mongolen zueinander in lückenloser Folge, jederzeit übersichtlich und allgemein verständlich vorzuführen, daraus die entsprechenden Schlüsse zu ziehen und endlich Ausblicke

in die Zukunft zu gewähren, ist mir als Endziel erschienen.

Ein zwanzigjähriges Studium ostasiatischer Geschichte durfte, dünkt mich, zu dem Versuche veranlassen. Aussprüche und Zuschriften von Besuchern und Kennern der Mongolenländer haben mir zugestimmt. Die beste Berechtigung aber möchte in dem Umstande liegen, daß ich 1895 und 1900 den Lauf der Dinge richtig vorausgesehen habe.

Stoffnachweise im einzelnen habe ich unterlassen und nur, wenn unbedingt nötig, Quellen namhaft gemacht. Bei der umfassenden Verarbeitung hätte es sonst leicht der Noten, die doch die allerwenigsten Leser nachschlagen, mehr als des Textes gegeben.

Möge nun das so entstandene Buch seinen Zweck erreichen, manchem die Augen öffnen und ihn zur Änderung seiner durch Vorurteil, Unkenntnis der Tatsachen oder falsche Leitung erworbenen Anschauungen veranlassen. Mögen sich dann die Augen der also Bekehrten mit mehr Bedacht in die Zukunft und gen Osten richten.

Von Osten droht die Gefahr durch die neuen Tschingiskhane; über kurz oder lang wird sie hereinbrechen. Schließt euch zusammen, arische Völker Europas, euer Rassen- und Herrentum zu verteidigen; trefft eure Vorkehrungen, ehe es zu spät ist!

Wiesbaden, im März von 1905.

Der Verfasser.

Inhalt.

I. Die arischen und mongolischen Wanderungen.

Asien und Europa. — Langköpfe und Kurzköpfe. — Nordrasse. — Südrasse. — Ursitze der Arier. — Asiatische Arier. — Europäische Arier. — Letto-Slawen. — Gräko-Italer. — Kelten. — Germanen. — Keltenwanderungen. — Germanenwanderungen. — Kolonialreiche der Arier. — Kulturstufen der Arier. — Ursitze der Mongolen. — Kulturstufen der Mongolen. — Erste mongolische Wanderung. — Zweite mongolische Wanderung. — Dritte und vierte mongolische Wanderung. — Chinesen und Nomaden in Beziehung zueinander. — Sibirien und Nordrußland. — Hyperboreer. — Uralo-Altaier. — Tungusen. — Zwergvölker in Japan.

Asien und Europa! Zwei Erdteile von ungleicher Größe, mit breiter Basis aneinandergefügt, zusammenhängend seit urdenklich historischer Zeit und doch von jeher einander gegensätzlich, ja feindlich! Und zwar dies durch die verschieden gearteten Rassen, die darin ihren Ursitz hatten und haben.

Soweit unsere historische Kenntnis zurückreicht, sehen wir Asiens und Europas Völker im Kampfe widereinander begriffen. Das ist ein Wogen und Strömen hin und her, ein Sichüberschlagen und Branden der Wellen, ein Ebben und Fluten. Vorwärts nach Nordwest und rückwärts nach Südost, oder umgekehrt.

Arier und Mongolen sind es, die Aktion und Reaktion untereinander wechseln lassen, erstere aus Europa, letztere aus Asien kommend.

Die Ethnologen der Neuzeit unterscheiden auf dem gewaltigen Kontinent Asien-Europa im großen und ganzen zwei ausgedehnte Rassen.[1]) Die eine, langköpfig, schlank, mit blauen Augen und hellem Haar, die Hyperboreer, bewohnte in der ältesten Zeit die nördlichen Flachländer (Tundren) des Doppelerdteils; zu ihr gehören auch die Völker, die später als nördliche Mittelländer bezeichnet werden. Die andere,

1) Den sehr verschiedenen Richtungen auf dem Gebiete der Ethnologie können wir hier nicht folgen. Neuerdings hat der Vorsitzende der „Société anthropologique" zu Paris, Dr. Deniker, nicht weniger als sechs europäische Rassen unterschieden. Wir überlassen ihm die Verantwortung dafür.

kurzköpfig, klein, mit dunkeln Augen und gelblicher bis brauner Hautfarbe, sitzt in den Bergländern des Südens; zu ihr gehören die Völker, die allgemein Mongolen genannt werden. Doch sind diese beiden Rassen nicht als Urrassen zu bezeichnen. Als solche gelten vielmehr die schwarzhäutigen, kraushaarigen Bewohner Südasiens, Australiens und Afrikas, sowie deren Reste auf der beide Erdteile verbindenden Insel- und Halbinselbrücke des Indischen Ozeans. Die Neger oder negerähnlichen Völker gehen uns jedoch bei unserer Betrachtung nichts an.

Die Nordrasse hat, wie neuere Forschungen beweisen, vor zwei bis drei Jahrtausenden sich weit in die Ebenen des nördlichen Asiens erstreckt. Sogar heute noch können die blonden, blauäugigen und langköpfigen Jenissei - Ostjaken als Rest der alten Bevölkerung gelten. Selbst bis nach Ostsibirien hinein finden sich vereinzelt Stämme, die jenen Typus aufweisen; will man doch vielfach sogar die Aino (s. w. h.) dazu rechnen.

Die späteren Mittelländer werden bekanntlich in Arier oder Indo-Germanen und Hamito-Semiten unterschieden. Die letzteren, in der ethnischen Stellung manchmal noch sehr verschieden beurteilt (südliche Mittelländer), nehmen zur Zeit ihres Auftretens in der Geschichte bereits Wohnsitze in Südwestasien und Nordafrika, also sehr stark südlich ein. Wo ihre ersten Sitze waren, ist noch nicht festgestellt. Einige Forscher lassen sie vom Kaukasus herabkommen, so daß die Verbindung mit den Ariern leichter zu erklären wäre. Andere verlegen die Urheimat auf das Hochland von Iran, wieder andere gar auf das von Nedschd in Arabien; wenigstens sollen die eigentlichen Semiten von dort herkommen. Klarheit ist hier noch nicht vorhanden. Nur soviel steht bis heute fest, daß die hamito-semitische Völkergruppe viel weniger zahlreich als die indo-germanische war und schon in vorgeschichtlicher Zeit von dieser getrennt erscheint.

Die Südrasse hat im 5. und 4. Jahrtausend vor unserer Zeitrechnung Vorderasien besetzt gehalten und ist auch in den Bergländern Nordafrikas und Südeuropas seßhaft gewesen. Man scheint nicht abgeneigt, in den Basken die vielleicht nicht mehr ganz reinen Überreste jener weitverbreiteten Rasse zu erblicken.

Die späteren Mongolen, an Volkszahl den Mittelländern überlegen, scheiden sich in Uralo-Altaier (Mongolen mit hyperboreischem Einschlag, d. i. Lappen, Finnen,[1]) Samojeden, Magyaren), Tibetaner und Thai (Siamesen), Barmanen und Anamesen,

1) Finen ist richtiger, Finnen gebräuchlich.

Chinesen, Koreaner, Tungusen (einschließlich Mantschu), Mongolen (i. e. S.) und Türken. Eine eigenartige Stellung nehmen die Malaien und Japaner ein. Die Malaien sind nach einigen eine Abart der Mongolen, nach anderen ein Mischvolk aus sehr verschiedenen Urelementen gebildet und selbständig entwickelt. Dagegen können die Japaner ziemlich sicher als Mischvolk aus drei Bestandteilen, Sibiriern (Aino), Tungusen (Koreanern) und Malaien, bezeichnet werden.

Die Ursitze der Arier — von den Hamito-Semiten sieht unsere Betrachtung fernerhin ab — werden neuerdings mit ziemlicher Sicherheit in den Nordwesten Europas verlegt, und ihre Ausdehnung wird nach Osten, Südosten und Süden angenommen. Es ist nicht unmöglich, daß das vereinigte arische Urvolk fünf oder sechs Jahrtausende vor Beginn unserer Zeitrechnung die letzten gewaltigen geologischen Veränderungen, durch welche der europäische Kontinent umgestaltet und das Klima verändert wurde, teilweise noch mit durchlebt hat. Ebenso ist es nicht unmöglich, daß diese Vorgänge die Veränderung der Wohnsitze eines Teiles jener Völker mit veranlaßt haben.

Schon frühe muß die Trennung der Arier in die beiden Hauptabteilungen, die sogenannte europäische und die asiatische, stattgefunden haben. Das geschah naturgemäß durch die Ausbreitung nach Osten und Südosten, in die weiten Ebenen Osteuropas und Nordasiens hinein. So zweigten sich zunächst die sibirisch-turanischen Stämme, die zu Völkern wurden, ab.

Dann fand unter diesen wieder eine Scheidung statt. Die Sibirier rückten nach Osten in die ungeheuren Flachländer des nördlichen Asien; die Turanier wandten sich nach Südosten in das nach ihnen benannte Gebiet, das sich am Amu und Sir dehnt. Aber auch von hier strebten sie weiter. Abermals fand eine Teilung statt. Ein Teil der Turanier blieb im Zweistromlande; der andere drang nach dem Hochlande von Iran vor. Dies geschah — es ist der erste annähernd feststellbare Zeitpunkt in den arischen Wanderungen — um 2500 v. Chr. Die Arier fanden Iran von kurzköpfigen Stämmen (bisher mongolische Turanier genannt) besetzt.[1]) Diese wurden besiegt und unterworfen. So

---

1) Unter den Turaniern sind stets Arier zu verstehen. Die Bezeichnung Turanier für die mongolischen Urbewohner Vorderasiens ist jetzt wohl allenthalben aufgegeben.

bestanden im Südosten wieder zwei getrennte arische Volksteile: die Turanier und Iranier.

Aber der „Zug nach Südosten“ war noch nicht befriedigt. Um 2000 v. Chr. stiegen iranische Scharen vom Ostrande des großen Plateaus in das fruchtbare Pendschab, das Indusland, hinab. Hier entwickelten sie sich zu dem Volke der Hindu oder Inder. Um 1600 schoben die Inder sich wiederum südwestlich und südlich vor, in die breite Niederung des Duab oder Zweistromlandes hinein. Die Grenzen wiesen ihnen im Norden der himmelhohe Himalaja und im Süden einstweilen das Plateau von Dekan. Einstweilen sagen wir. Denn um das Jahr 1000 v. Chr. sehen wir die Arier auch auf das Plateau von Dekan steigen und sogar über den Meeresarm nach Ceylon setzen. Damit aber hatte die Ausdehnung ihr Ende erreicht. Der Himalaja und das Meer riefen den kühnen Wanderern das Halt zu. Auch waren die nun von den Ariern überzogenen Gebiete so ungeheuer, daß erstere sich fast darin verloren. Die dunkelhäutigen Urbewohner (Drawida, Tamilen u. a.) konnten nicht ausgerottet werden; hartnäckig widersetzten sie sich den Eindringlingen, und es gelang ihnen teilweise, ihre Unabhängigkeit unter den Eroberern bis auf den heutigen Tag zu behaupten. Die Arier, wohl wissend, daß eine Vermischung mit den Urbewohnern ihr Volkstum vernichten würde, verboten jegliches Konnubium mit der Knechtsrasse (Paria), und nur durch diese strenge Scheidung ist das Hinduvolk rassig erhalten geblieben.

So finden wir also in Asien vier große Abteilungen der Arier: die Sibirier, die Turanier, die Iranier und die Inder.

Durch die Iranier und Inder wurde der Zusammenhang der asiatischen und europäischen Mongolen gesprengt, und die letzteren, die den Angriffen durch die Hamito-Semiten schon länger ausgesetzt waren, wurden dem allmählichen Untergange überliefert.

Der in Europa zurückgebliebene Teil der Arier scheint noch längere Zeit zusammengehalten zu haben. Am ehesten schieden sich die Letto-Slawen (früh in Letten und Slawen sich teilend) oder Sarmaten ab, die, sich östlich wendend, die Verbindung mit den arischen Turaniern herstellten, bezw. beibehielten. Im allgemeinen können wir nun wohl auf die letzteren (Turanier) die alte Bezeichnung Skythen anwenden.

---

1) In Italien begannen Kämpfe mit den Iberern, später mit den zur See eingewanderten ethnisch unbestimmbaren Etruskern.

Bald nach den Slawen haben sich dann die Gräko-Italer vom Muttervolke abgesondert. Um 2500 (?) v. Chr. sind sie nicht nach Osten, wo sie die weiten Steppen schon von den Letto-Slawen besetzt fanden, sondern nach Südosten und Süden gewandert. Über die Alpenpässe strömten sie nach Italien, und die Donau abwärts über die illyrischen Bergländer und durch die Gebirgspässe bis nach Griechenland hinunter, in beiden Halbinseln sich weiter selbständig entwickelnd als Griechen (einschließlich Illyrier) und Italiker (einschließlich Ligurer). Erinnerungen an Kämpfe mit der Urbevölkerung sind in den Sagen beider Völkerteile, die fortab das Adriatische Meer dauernd schied, vielfach erhalten. In Griechenland trafen die Arier mit den von Asien und zur See herübergekommenen Semiten (Phönikern) zusammen.

Am spätesten trennten sich die Kelten vom europäischen Urstamm. Es mag um 1300 v. Chr. gewesen sein, daß sie sich in Bewegung setzten und zwar gegen Süden, Südosten und Südwesten. Sie drückten im Südosten auf die Griechen und die diesen verwandten Stämme und veranlaßten dadurch zwischen 1300 und 1150 mehrmals Überflutungen des Ägäischen Meeres, Kleinasiens, Syriens und Ägyptens, dessen Pharaonen nur mit Mühe durch große Vertilgungsschlachten sich der Einfälle der blonden „Nordvölker" erwehrten. Im Zusammenhange damit stehen der Sturz der sogenannten pelasgischen Staaten, die große hellenische (dorische) Wanderung und die Besiedlung der pontischen und kleinasiatischen Küste (Argonautenzug, Trojanerkrieg u. a.). Um dieselbe Zeit fielen die Kelten in Gallien und Spanien ein, wo sie die einheimischen Iberer (hamitisch-mongolische Mischung?) teils unterwarfen, teils zusammendrängten, teils sich mit ihnen vermischten, und zwar derart, daß in Gallien fortan das keltische Element vorherrschte, in Spanien dagegen das iberische herrschend blieb. Und von Gallien drangen sie hinüber nach den britischen Inseln, auch diese bevölkernd.

Nun blieben in der Urheimat nur die Germanen zurück. F. Fischbach hat in seinem Buche „Asgart und Mittgart" vor ganz kurzem die Behauptung aufgestellt und mit manchen triftigen Gründen belegt, daß die Urheimat der Germanen und vielleicht der arischen Völker überhaupt zwischen Sieg und Wupper zu suchen sei. Aber auch den Germanen wurde es in ihrer Wiege zu enge. Südlich saßen die Kelten, so mögen sie dann zuerst ihre Ausdehnung nach Norden, Skandinavien, im Kampfe mit den Finnen versucht und gefunden haben. Aber bald darauf finden wir sie doch auch gegen Süden vorstoßend und auf die Kelten

drückend. Das veranlaßte letztere in den Jahren 700—200 v. Chr. zu mehrmaligen Wanderungen nach Süden und Südosten.

Sie besetzten auf der ersten Wanderung die Donauländer und drängten die arischen Kimmerier über den Kaukasus nach Kleinasien gegen das assyrische Reich. Gleichzeitig entstand — wir fügen das synchronistisch ein — unter den skythischen und iranischen Stämmen (Medo-Persern) eine Bewegung. Diese stürzten vom Kaukasus und vom Kaspisee her sich auf Assyrien, zertrümmerten es und eroberten Nineve 607, wodurch der semitischen Vorherrschaft in Vorderasien ein Ende gemacht wurde. An Stelle sämtlicher vorderasiatischen Reiche trat dann seit 550 die erste arische Weltmacht: das Perserreich.

Die erste keltische Südostwanderung endete um 550 mit der Besitznahme Oberitaliens. Auf der zweiten und dritten, um 400, bezw. 300, kamen Keltenstämme bis vor Rom, das sie 387 eroberten, und dann über die Balkanhalbinsel sogar bis tief nach Kleinasien hinein, wo sie einen eigenen Staat (Galatien) gründeten. Auch in Sarmatien, am Dnjepr und Don, tauchten keltische Stämme auf.

Mittlerweile war das Perserreich 330 durch das makedonische Reich ersetzt worden; doch auch dieses zerfiel bald; nur das seleucidische setzte es in beschränkten Grenzen eine Zeitlang fort. In Iran bildete sich 256 das Partherreich und hellenisierte sich; es ward 226 n. Chr. durch das neupersische Reich der Sasaniden ersetzt, das 650 dem Sturm der moslemischen Araber zum Opfer fiel. (Das Araberreich, 650 bis ca. 1050, bedeutete die erneuerte semitische Weltherrschaft.) Die Herrschaft über sämtliche Länder des Mittelmeeres aber traten um 50—30 v. Chr. die Römer an.

Doch nun drohten die Südgermanen, die vielleicht schon die Keltenwanderungen mit verursacht hatten. Um 120 v. Chr. setzten sie sich in Bewegung, und nun schlug stoßweise bis um 570 n. Chr. Welle auf Welle der Germanen über das Römerreich herein. Auf seinem Boden entstanden germanische Staaten bis nach Britannien und übers Mittelmeer nach Afrika hinüber. Auch nach den pontischen Gebieten hatte sich der Strom der Germanen ergossen, war aber dort durch die Hunnen eingedämmt worden, die dadurch den Stoß der Wanderer recht eigentlich erst nach Westen und Südwesten lenkten. Hier sind die Germanen allmählich in den Romanen aufgegangen. Nach dem Abzug der Hunnen schoben sich die Slawen ins altgermanische Land, bis in die Elbe- und Maingebiete vor.

Einige Jahrhunderte später, und auch die Nordgermanen

begannen zu wandern. Die Normannenzüge, 800—1100, führten zu Staatenbildungen in Britannien, Frankreich und Sizilien.

Dann ermannten sich auch die deutschen Germanen den Slawen gegenüber. Binnen einem Jahrhundert, etwa 1150—1250, gewannen sie das Land zwischen Elbe und unterer Weichsel endgültig zurück und sandten sogar Kolonien bis tief nach Polen und Ungarn hinein. Auch die Letten an der Ostsee wurden unterworfen.

Um dieselbe Zeit hörte die Bedrängnis der germanischen, ja der arischen Welt durch die Mongolenvölker, die neunhundert Jahre, 350—1250, gedauert hatte, auf; aber die Mongolen blieben in den sarmatischen Steppen seßhaft. Noch einmal, etwa 1350 bis 1700, wurden die Türken der Schrecken der Europäer; dann aber begann Asien für Europa seine Furchtbarkeit zu verlieren.

Die Arier waren alle längst sässig geworden. Aber doch erwachten sie wiederum aus ihrer Ruhe, um 1430, als die großen See- und Entdeckungsfahrten begannen. Die Portugiesen und Spanier machten den Anfang, die Niederländer und Engländer folgten. Diesmal galt es, große Kolonialreiche zu gründen, fremde Reiche, ja Erdteile, namentlich Amerika und Australien, der arischen Macht zu unterwerfen. Die Engländer brachten es nach den Spaniern darin am weitesten.

Auch Russen und Franzosen regten sich. Seit etwa 1580 begann die Eroberung des weiten Sibirien durch die Kosaken; von 1830 ab legten die Franzosen die Hand auf den Schwarzen Erdteil.

Seit 1881 vollzog sich dann allgemach die Teilung Afrikas und auch Asiens; Deutschland und Italien griffen ebenfalls zu. Auch der gewaltige arische Staat der von der Europäerherrschaft freigewordenen neuen Welt, die Union, beteiligte sich neben Europas Mächten an dieser Teilung der Erde. Erst wenig über hundert Jahre alt, hat er die alten arischen Staaten an Macht erreicht, an Gebietsumfang alle außer England und Rußland übertroffen.

Zu Anfang des 19. Jahrhunderts betrug die Zahl der europäischen Arier außerhalb Europas 10 Millionen; am Schlusse 100 Millionen. Den Ariern schien die Welt zu gehören.

Da erfolgte plötzlich, am Ende des 19. Jahrhunderts, die Reaktion der Mongolen in einer Weise, wie niemand es vermutete. — — —

Die Arier sind wie alle Völker ursprünglich aus dem Urzustande (Jägerei, Fischerei) zum Nomadismus übergegangen.

Die Flachländer begünstigten dies. Doch war das arische Nomadentum nicht ganz ohne Ackerbau und die Wanderung in den Steppen nicht ziellos. Nach und nach sind die Arier dann meist völlig zum Ackerbau und zur höheren Kultur übergegangen, zuerst die Inder, fast gleichzeitig mit ihnen die Griechen und Italer, dann die Iranier, hierauf die Kelten, die Germanen und zuletzt die Slawen. Die nomadisch gebliebenen langköpfigen Sibirier und Turanier (Skythen) sind in der sie überflutenden Masse der Mongolen untergegangen, vernichtet, oder aufgesogen worden, bis auf die S. 2 u. 12 erwähnten Reste, die versprengt unter den Fremdlingen noch heute sitzen. — — —

Die Ursitze der Mongolen[1]) sind nach den ziemlich übereinstimmenden älteren und neueren Annahmen wohl in Hochasien, d. h. im chinesischen Turkestan, zwischen Himalaja und Altai zu suchen. Genau läßt sich das Gebiet oder lassen sich die Grenzen nicht angeben. Aber jedenfalls ist es denkbar, daß die Urväter der gelben Rasse in unvordenklicher Zeit ebenso gemeinsam hausten wie jene der weißen.

Das mittelasiatische Hochland, der „hochasiatische Völkerkrater", ist gen Süden zu abgeschlossen durch den unübersteigbaren Himilaja, der es von Indien trennt.[2]) Dahinter stuft es sich in verschiedenen Terrassen ab, die durch drei gewaltige von Westen nach Osten ziehende Gebirgszüge getrennt werden. Nach Westen streben die beiden mittleren Gebirgszüge, der Kwenlun und der Tienschan, zu dem hohen abschließenden Pamir-Plateau, dem „Dach der Welt" hin, die weiten Hochgebirgskessel Tibet und Turkestan umschließend. In letzterem ist eine tiefere ostwestliche Senke vorhanden, das Tarimbecken, durch welches Ost- und Westasien miteinander in Verbindung stehen. Zwischen dem Tienschan und dem dritten Gebirgszug, dem Altai, liegt die Dsungarei, die sich nach Osten und Westen bequemer öffnet, und von der aus man auch leichteren Zutritt nach Turkestan, zum Tarim-Becken hat. Daß auch das Pamir-Plateau nicht unübersteigbar

---

1) Der Kollektivname Mongolen rührt von dem Volksstamme her, der unter Tschingiskhan zur Weltherrschaft gelangte. Die Chinesen nennen die nomadischen Nordvölker Tataren, von dem Kriegsruf Ta-ta; sie unterscheiden Mogol-Tataren und Mantschu-Tataren. Der Name ist auch in Europa (fälschlich Tartaren) gebräuchlich.

1) Nur zweimal ist die Hochkette des Himalaja von Heeren überschritten worden: 1337 vom Sultan Muhamed Togluk, dessen ganze Armee dabei unter Schnee und Eis zugrunde ging und 1903 vom Obersten Younghusband.

ist, hat die Geschichte mehrfach gezeigt. Aus dem Tarim-Becken führen zwei Karawanenstraßen westlich, die eine im Norden am Tienschan entlang, die andere im Süden längs des Altyntagh und Kwenlun; bei Kaschgar treffen sie zusammen und laufen nach Ferghana weiter. Zwischen Tienschan und Altai führt eine Straße (die nördliche) durchs Irtischtal, eine (die südliche) durchs Ilital, beide uralt und bequem. So ist also von Hochasien der Weg nach Westen, in die Steppen von Turan und ins Hochland von Iran, und nach Osten, in die Bergländer von China, offen, und in die sibirischen Flachländer ist der Abstieg sogar durchaus mühelos.

Von hier aus haben sich denn auch die Mongolen nach Osten, Westen und Norden, über Asien und Europa hin verbreitet. Viele Jahrtausende vor Christi Geburt sind sie gen Westen gezogen, vielleicht bis an die Gestade des Atlantischen Ozeans; aber auf dem weiten Wege haben sie ihre Kraft verströmt und sind deshalb im Westen den angreifenden Ariern zum Opfer gefallen.

Die Arier sind bei ihrem Auftreten in der Geschichte, wie wir gesehen haben, Nomaden gewesen. Dagegen hat sich viel früher als bei ihnen, bei den Mongolen, und zwar noch im hochasiatischen Ursitze, mindestens um 5000 v. Chr., eine Kultur mit Ackerbau, Viehzucht (Jak) und Kenntnis der Bronze- und Kupferbearbeitung entwickelt. Das älteste bekannte Kulturvolk der Welt, die mongolischen Typus tragenden Sumerier, das schon um 4000 v. Chr. seine Stadtreiche im Euphrat-Tigrislande gründete, muß Anfänge jener Kultur bereits mitgebracht haben. Die Sumerier erlagen um 3000 v. Chr. den Semiten, um dieselbe Zeit, da sich im Nillande die eigentümliche, von der sumerischen beeinflußte Kultur der Hamiten bildete. Der Vorstoß der Arier nach Iran und Indien, seit 2500 v. Chr., trennte dann, wie bereits erwähnt, die europäischen und asiatischen Mongolen, und von letzteren ist nun geschichtlich nicht mehr die Rede, wenn wir von den Basken absehen, deren Stellung aber, wie schon gesagt, noch sehr zweifelhaft ist.

Der Strom der ostasiatischen Mongolen hat sich auf drei Hauptwegen vom Ursitze aus ergossen: nach Norden in die sibirischen Steppen, nach Südosten über Tibet, Südchina und Hinterindien und nach Osten ins eigentliche China. Im allgemeinen können wir vier Hauptwanderungen zählen.

Die erste, in unvordenklicher Zeit nach den drei Hauptrichtungen ausgestrahlte, hat Ostasien die mongolische Urrasse gegeben. In China werden diese Urmongolen gewöhnlich Miautsze genannt, und ihre Reste haben sich unvermischt in einzelnen

Stämmen in den Provinzen Szetschwan, Hunan, Hupe, Jünnan, Kweitschou, Kwangsi und (Nord-)Kwangtung erhalten. In Hinterindien sind sie ebenfalls vorhanden gewesen, aber von den nachdrängenden Thai-Stämmen fast aufgesogen worden.

Von verschiedenen Seiten wird behauptet, daß die nach Norden, also Sibirien wandernden Mongolen ihre Kultur zum Teil verloren und von den dort hausenden Langköpfen den Nomadismus angenommen hätten, der sich dann auch nach Hochasien selbst verbreitet hätte.

Die zweite Wanderung fällt zwischen 3000 und 2500 v. Chr. In ihr treten die Tibeter, die Chinesen und die Tungusen auf. Die Tibeter dringen vom Tarim-Becken her in ihr heutiges Gebiet und bis nach Südchina hinein vor. Die Chinesen rücken durchs Tarim-Becken in die heutigen Provinzen Kansu und Schensi ein, allmählich dann weiter die Gebiete am Hwangho und Jangtszekiang besetzend. Die Tungusen breiten sich erobernd in Sibirien aus.

Die dritte Wanderung wäre nach Vergleich der Berichte nach 1500 v. Chr. anzusetzen. Damals hatte sich in der Gegend um den Baikalsee ein neues großes Mongolenvolk gebildet. Es begann sich nach Turkestan und nach Sibirien auszudehnen und wurde als Hunnen (chinesisch Hiungnu) Gründer eines großen Reiches, von dem wir noch hören werden.

Die vierte Wanderung ist die der Thai (siehe Kapitel II) um 550 n. Chr.

Die Chinesen und Tibeter sind die ältesten Staatenbildner in Ostasien gewesen. Dennoch begann ihre aus der Urkultur fortentwickelte Spezialkultur erst zu erblühen, nachdem jene ihrer westasiatischen Brüder, der Sumerier, schon längst ein Raub der Semiten geworden war. Die Tibeter blieben auf ihrem abgeschlossenen Hochland lange unberührt; die Chinesen aber traten bald in Gegensatz zu den nördlichen Nomaden; namentlich seitdem um 1200 v. Chr. durch einen chinesischen Flüchtling das genannte Reich der Hunnen gegründet worden war.

Nomadenreich und Kulturreich standen fortab in steter Wechselbeziehung zueinander. Die Nomaden konnten der festgefügten Organisation der Chinesen ihre Achtung nicht versagen und sich dem Einfluß ihrer Kultur nicht entziehen. Sie versuchten das auch gar nicht; vielmehr ließen sie diese Kultur nach Kräften auf sich wirken, nahmen von ihr an, was sie unter den bestehenden Verhältnissen als ihnen dienlich verwerten zu können glaubten. So geschah es denn, daß, so viel und mannigfach die Völker,

Stämme und Horden, die Staaten und Reiche in Innerasien sich aufeinander türmten, oder einander ablösten, doch eins nach dem andern mit unerbittlicher Konsequenz der Chinesierung verfiel.

Die Lenker des chinesischen Kulturreichs haben seit mehr als dreitausend Jahren Hunderte von Nomadenstürmen über sich ergehen lassen müssen, und haben sie doch alle überwunden. Eine praktisch empirische Politik hat sie stets zum Ziele geführt. Sie haben diese Politik auf friedliche oder kriegerische Weise je nachdem betätigt. Auf friedliche, entweder indem sie ihren kulturellen Einfluß geltend zu machen suchten und die Barbaren dadurch erzogen; oder indem sie die vorstoßenden Stämme und Horden in ihr Land aufnahmen, zerstreut ansiedelten und aufsogen. Auf kriegerische, entweder indem sie Volk gegen Volk, Stamm gegen Stamm, Horde gegen Horde hetzten und die gegenseitige Selbstvernichtung kräftig unterstützten; oder indem sie selbst zu den Waffen griffen und durch gewaltige, vertilgende Kriegszüge die Dränger bändigten, sie vernichteten, oder nach Norden und Westen zurückschleuderten.

Nur zweimal ist das chinesische Reich von den Barbarenvölkern völlig erobert worden, von den Mongolen 1280 und von den Mantschu 1644. Aber die Mongolenherrschaft dauerte nur bis 1368, und die Mantschuherrschaft hat nur deshalb schon so langen Bestand gehabt, weil sich die Eroberer der chinesischen Kultur vollständig angepaßt haben und gleich ihren Vorgängern allmählich vom Chinesentum absorbiert werden. Dabei hat es an nationalen Erhebungen des letzteren (Taiping, 1850—64) gleichwohl nicht gefehlt. — — —

Besondere Beachtung erfordert das weite Land, das sich um das nördliche Eismeer legt, das nordrussisch-sibirische Gebiet. Entsprechend der Natur und den Völkern teilen neuere Forscher dieses ein in die nordsibirische Tundren-Zone, die westsibirische (und europäische) Steppenzone, die ostsibirische Waldzone und das ozeanische Küstengebiet.

Die Tundren-Zone ist der Wohnplatz der ursprünglichen, der hyperboreischen, langköpfigen, hellen Rasse, die nach der Eiszeit dort erschien, von Jagd und Fischfang lebte, keine Pflanzen und als Nutztier nur den Hund kannte. An des letzteren Stelle trat vor etwa 1500—2000 Jahren das Ren als Milch-, Zug- und Schlachttier. Diese Hyperboreer sind durch Mischung mit mongolischen Kurzköpfen sehr mongolisiert worden. So sind z. B. die Jenissei-Ostjaken, wie erwähnt, noch fast reine Hyperboreer,

die Ob-Ostjaken dagegen Mischlinge; zu den Hyperboreern werden ferner noch ein Teil der Samojeden und die Jukagiren gezählt.

Die westsibirische und europäische Steppenzone ist erfüllt von den Uralo-Altaiern oder Finno-Ugriern. Hier ist die Mischung von Lang- und Kurzköpfen unverkennbar. Die alten langköpfigen, hellhaarigen und -äugigen Skythenvölker sind, wie schon früher erwähnt, von ostwärts gekommenen Mongolen verdrängt oder aufgesogen worden. An die Ob-Ostjaken lehnen sich die Uralo-Altaier westlich an. Alanen, Awaren, Magyaren, Kirgisen, Jugrier (Gesamtname für die nichtslawischen nördlichen europäisch-russischen Stämme), Finnen und Lappen gehören zu ihnen; alles sind echte Nomaden und solches zum Teil bis heute geblieben. Die Zurückdrängung der Finno-Ugrier durch die Slawen nach Norden und Osten reicht in die historische Zeit hinein; die Jahrhunderte 800—1200 sind erfüllt von Kämpfen der Russen gegen die finnischen Stämme der Finnen (eigentliche), Esten, Liven, Krewinen, Permier, Syrjänen, Wotjäken, Tscheremissen, Mordwinen, Tschuwaschen, Wogulen und Baschkiren, bis endlich den Nowgorodern die Unterwerfung und nach einem großen allgemeinen Aufstande die dauernde Knechtung gelang.

Die ostsibirische Waldzone ist frühe durch die Nordwanderung der mongolischen Tungusen (s. oben) von der Mantschurei aus besetzt worden. Diese haben die Hyperboreer in die Nordostecke, in das ozeane Küstengebiet, gedrängt: Tschuktschen, Korjäken, Kamtschadalen; die Aino sind (s. oben) weiter auf die japanischen Inseln gewandert.[1]) Später dehnten sich die Tungusen wieder nach Süden aus; bereits um 900 v. Chr. besetzten sie Korea und bedrängten China, setzten auch nach Japan über. In der folgenden Periode gründeten sie dann nacheinander die mächtigen Reiche der Wuhwan, Sienpe, Khitan, Niutschi, Mantschu, von denen wir noch hören werden. Die Tungusen haben sich verhältnismäßig rein erhalten; doch gibt es auch in Ostsibirien eine Reihe von Mischstämmen, so im Küstengebiete des Stillen Ozeans die Lamuten, Giljaken, Golden u. a., bei denen indes der tungusische Habitus vorwiegt.

Noch vorausgenommen werden soll, daß die Tungusenmacht

---

1) Die Bestimmung der Aino ist gar zu schwierig. Die einen halten sie für Hyperboreer und vergleichen ihre Körper- und Gesichtsbildung mit der der nordrussischen Muschiks; die andern halten sie für eine Mischrasse, die dritten gar für — Polynesier. Es läßt sich aber als ziemlich sicher annehmen, daß sie von Sibirien über Tarakai und die Kurilen und über Korea nach Japan gekommen sind.

nicht so ausgebreitet blieb. Zur Zeit der genannten Reiche umfaßte sie nämlich nicht nur Ost-, sondern auch Mittelsibirien bis zu den Rändern der Tundra hinauf. Diese Ausdehnung wurde durchbrochen durch die türkischen Jakuten, die infolge der großen mongolischen Umwälzungen zu Anfang des 13. Jahrhunderts unserer Zeitrechnung sich vom Baikalsee nördlich wandten und die Gebiete zu beiden Seiten der Lena besetzten. Sie brachten das Rind mit und lieferten den Beweis, daß auch dieses in der nördlichen Zone gedeiht. Hinter den Jakuten im Süden schlugen die tungusischen Massen wieder zusammen.

Eine noch unaufgeklärte Stellung nimmt die in Japan in kümmerlichen Resten noch vorkommende Zwergrasse der Koschito oder Kokopokguru (Erdspinnen) ein, mit denen die Japaner anfangs harte Kämpfe zu bestehen hatten. Möglich, daß sie weder Arier noch Mongolen, sondern negroider Abstammung waren.

Sibirien hat im großen und ganzen die Schicksale Hochasiens geteilt; es wird daher im folgenden von ihm gesondert nicht mehr die Rede sein, bis die Eroberung durch die Russen eine neue Epoche seiner Geschichte eröffnet.

II. Die ältesten Angriffe der Mongolen auf Europa.

Kampf zwischen China und den Nomaden. — Östliches Hunnenreich in Asien. — Ausdehnung des Hunnenreichs. — Westliche Hunnen (Juetschi). — Ende des großen Ostreiches. — Weiße Hunnen (Hephtaliten). — Schwarze Hunnen (Attila). — Ende der hunnischen Westreiche. — Tungusen. Reiche der Wuhwan und Sienpe. — Reiche der Khitan (Liao) und Niutschi (Kin). — Reich der Mantschu. — Türken. Reich der Jenjen (Awaren). — Türkenreich in Asien. — Teilung und Ende des Türkenreichs. — Türkische Einwanderung in Iran. — Türkische Reiche in Iran und Nordindien. — Seldschuken in Vorderasien. — Bulgaren. — Chazaren. — Magyaren. — Petschenegen. — Kumanen. — Südostasien. Tibeter und Thai in Hinterindien.

Mit der Gründung des Reiches der Hiungnu oder Hunnen um 1200 v. Chr. beginnt eine neue Periode der Beziehungen von Ariern und Mongolen sich indirekt anzubahnen. Denn seitdem hört der Kampf zwischen China und den Nomaden nicht mehr auf; wird ein Reich der letzteren gestürzt und zertrümmert, gleich bildet sich ein anderes, oder es entstehen mehrere. Eine neue Horde, ein neuer Stamm kommt empor, reißt die Herrschaft an sich, wird Führer und verjüngt die Kraft des Erobervolkes, das ihm willig oder gezwungen folgt. Dabei schieben sich durch Ausbreitung des herrschenden Stammes und durch Ver-

drängung der Besiegten die Sitze der Mongolen bis in die turanischen Steppen, ja bis nach Europa vor. Die fortdauernden Stöße von China her pflanzen sich wellengleich durch die Nomadenstämme und -reiche fort, westwärts: endlich stoßen Mongolen und Arier aufeinander, und die Mischung oder der Existenzkampf beginnt.

Der Gründer des Hunnenreichs in der inneren Mongolei, der erste Khakhan (Fürst der Fürsten), soll (s. v.) ein chinesischer Prinz gewesen sein, der die Organisation und die kulturellen Einrichtungen seines Heimatlandes kopierte. Die Hunnen gingen alsbald zum Angriff auf China vor. Um 900 erschienen sie in Schensi, um 700 in Tschili und Schantung; die Schwäche der Teilstaaten, in welche damals das große Reich unter nomineller Oberherrschaft des Kaisers zerfallen war, begünstigte die Raub- und Eroberungszüge. Aber eine Unterwerfung Chinas gelang den Hunnen nicht, und endlich fanden sie auch ihren Meister. Das war der gewaltige Kaiser Schihoangti, der um 220 v. Chr. ganz China einigte, indem er die Territorialfürsten beseitigte. Mit geeinter Kraft warf er sich auf die Hunnen, jagte sie in die Mongolei zurück und ließ durch Myriaden von Kriegsgefangenen, Sträflingen und Sklaven die „Große Mauer" (Wanlitschangtsching) erbauen oder vielmehr die schon vorhandenen Teilstücke zu einem ununterbrochenen Bollwerke ausbauen. Seitdem hatte China vor den Hunnen Ruhe.

Bevor das große Nomadenreich diese Niederlage erlitt, war es nicht nur in Ostasien, sondern auch nach Westasien hin sehr mächtig gewesen. Der Stoß, den die turanischen Arier (Skythen) auf die Sarmaten (und diese wiederum auf die Kimmerier, gleichzeitig mit den Kelten, s. S. 6) einesteils und auf die iranischen Arier (Medo-Perser) andernteils führten, etwa 700 v. Chr., ist wahrscheinlich durch das Vorwärtsschieben der Hunnen nach Turan hinein (durch die Dsungarei) veranlaßt worden. Die Kämpfe des Perserkönigs Kurusch (Kyros) um 530 v. Chr. gegen die arischen Massageten bedeuten nur einen Sicherungsversuch der persisch-turanischen Grenze gegen die ihrerseits von den Hunnen über jene gestoßenen turanischen Nomaden. Der Zug des Darajawusch (Dareios) gegen die Skythen, 510 (?) v. Chr., sollte den stets drängenden arischen Steppenvölkern in kräftiger Reaktion Respekt vor der Persermacht einflößen, was er trotz entgegenstehender Berichte der Griechen jedenfalls auch getan hat. Es ist danach um 500 v. Chr. die Bewegung in den Steppen nördlich vom Kaspisee vorläufig zur Ruhe gekommen.

Allein nach einigen hundert Jahren, nach der durch Schihoangti erlittenen Niederlage, sehen wir die westlichen Hunnen (Juetschi) wieder in Bewegung. Um 180 v. Chr. spalten sie sich; der eine Teil gründet das östliche Reich südlich vom Altai; der andere wandert über den Tienschan und gründet dort das westliche Reich. Ihm folgen die arischen Usun. Die westlichen Juetschi begannen alsbald den Kampf gegen das Partherreich und das Königreich Baktrien. Gegen ersteres vermochten sie nicht anzukommen; aber letzteres eroberten sie und gründeten etwa 50 v. Chr. das sogenannte Reich der Indoskythen, das über 600 Jahre, bis 579 n. Chr., gedauert hat, wo es die Sasaniden zertrümmerten. Es umfaßte Afghanistan, das Pandschab und das Indusland, bis zum Meere hinab.

Die östlichen Juetschi dagegen sollten sich ihrer Selbständigkeit nicht lange erfreuen. Der gewaltige chinesische Kaiser Wuti nahm das Werk Schihoangtis wieder auf. Er unterbrach seit 120 v. Chr. den Zusammenhang der östlichen Hunnen und der Juetschi völlig, warf erstere in die Nordmongolei zurück und drang von Kansu herüber ins Tarimbecken ein. Die östlichen Juetschi wurden unterworfen und lösten sich in eine Anzahl China tributärer Kleinstaaten auf. Damit waren aber die Chinesen noch nicht zufrieden. Der Generalissimus Pantschao rückte auf seinen Feldzügen gen Westen zwischen den Jahren 100—70 v. Chr. bis Merw und an den Aralsee vor. Er hörte hier von dem Reiche Tatsing (Rom) im fernen Abendland, das er nicht übel Lust hatte ebenfalls zu unterwerfen. Allein er vermochte diesen Plan doch nicht zu verwirklichen. Es war der erste Zusammenstoß der Chinesen mit arischen Stämmen, der damals in Turan stattfand.

Das ursprüngliche, auf die Mongolei beschränkte Hunnenreich nahm an Kraft und Umfang zusehends ab. Um 50 v. Chr. spaltete es sich in zwei Teile, einen nördlichen und südlichen. Dem ersteren machten 84 n. Chr. die Tungusen, dem letzteren 142 n. Chr. die Chinesen ein Ende. Das hochasiatische Reich der Hunnen hörte nach fast anderthalbtausendjährigem Bestande auf.

Dagegen erhob sich die hunnische Macht im Westen noch einmal zu gewaltiger Höhe. Als Pantschao seinen Feldzug nach Westen, den wir als eine kleine Völkerwanderung betrachten dürfen, begann, da wichen die tapfersten und unversöhnlichsten Hunnenstämme westwärts vor ihm zurück, in die turanischen Steppen hinein. Dort trafen sie auf das Reich der Alanen

(Aorsen, chinesisch Antsai) in den pontisch-kaspischen Gebieten. Es bestand aus einer Mischung arisch-mongolischer Nomadenstämme, und widerstand den Hunnen kräftig. So begnügten sich diese zunächst mit dem Zweistromlande zwischen Amu und Sir, auch Transoxanien genannt. Dies waren die sogenannten Weißen Hunnen oder Hephtaliten; ersterer Name rührt vielleicht (?) von einer starken Beimischung von Ariern her. Der andere Teil, die Schwarzen Hunnen, griff das Alanenreich weiter an. Drei gewaltige Stöße mußte dieses durch die stets von Asien aus verstärkten Stürmer aushalten, 50 v. Chr., 90 n. Chr. und 350 n. Chr.; bei dem dritten löste es sich auf. Der größte Teil der Alanen schloß sich den Hunnen an, und nun wälzte sich die ganze Masse westwärts, das arische Europa und zwar sowohl die römische Kulturwelt wie die germanische Halbzivilisation mit dem Untergange bedrohend.

Die Vorgänge sind weltbekannt. Das gewaltige germanische Gotenreich, das auch die Slawen in seinen Machtbering gezogen hatte und am Don ans Alanenreich grenzte, ging durch eine große Schlacht 374 in Trümmer. Die Schwarzen Hunnen, immer westwärts drängend, scheuchten die Westgoten auf, drückten auf die übrigen Germanenstämme, veranlaßten die letzte der großen Wanderungen der Südgermanen und die Eroberung des Westteils des Römerreichs durch letztere, während sie selbst ihre Wohnsitze in den pontisch-dakischen Steppen nahmen. Allmählich konsolidierte sich das hunnische Reich. Unter dem großen Khakhan, dessen mongolischer Name leider verloren gegangen ist, den die Goten Attila (Väterchen), seine germanischen Feinde aber Godegisel (Gottesgeißel) nannten, gelangte die hunnische Macht auf ihre Höhe. Glücklicherweise verhinderte der römisch-germanische Völkerbund durch die Schlacht auf den katalaunischen Gefilden die Unterjochung des arischen Europas durch das mongolische Steppenvolk und rettete zugleich die abendländische Kultur. Nach Attilas Tode, 453, errangen Germanen und Slawen die Freiheit wieder; die Schwarzen Hunnen wichen in die pontisch-kaspischen Steppen zurück, wo sich ihr Reich um 560 ganz auflöste, während sie selbst sich unter anderen Völkern verloren.

Das Reich der Weißen Hunnen in Südturan lag während des ganzen 5. Jahrhunderts n. Chr. im Kampfe mit den neupersischen Sasaniden; aber eben diese Kriege rieben schließlich auch seine Kraft auf. Der mächtige Schachinschach Khosrau Anoscharewan machte dem Hephtalitenreiche zwischen 540 und

550 ein Ende, ebenso wie er gegen Ende seines Lebens auch das Indoskythenreich der Juetschi vernichtete, 579. Die Weißen Hunnen lösten sich in einzelne Horden auf, die sich mit Türkenstämmen mischten und später dann noch einmal als Khwaresmier (s. u.) auftraten.

So war das gewaltige Hunnenreich auch des Westens zerstört.

Aber an seine Stelle traten andere Reiche, von zwei untereinander verschiedenen mongolischen Völkern gegründet. Die Tungusen und die Türken treten nunmehr auf.

Die Tungusen, die einen großen Teil Sibiriens und auch Korea sich unterworfen hatten, fanden ihre nördliche Ausbreitung durch die unwirtlichen Gegenden am Eismeere gehemmt. Sie überließen letztere daher der Urbevölkerung, den Samojeden, Jukagiren, Tschuktschen, Korjäken, Kamtschadalen u. a. Allmählich, mit dem Wachsen der Volkszahl, begannen sie sich wieder gegen Süden auszubreiten, wobei sie naturgemäß auf das Hunnenreich stießen. So umging ein Teil der nördlichen Stämme dieses östlich und schob sich durch die Mantschurei nach Süden vor. Auf diesem Gebiete bildeten sich um 300 v. Chr. zwei Reiche, das westliche der Wuhwan und das östliche der Sienpe. Die Wuhwan wurden 209 v. Chr. von den Hunnen besiegt und unterwarfen sich nach 77 v. Chr. den Chinesen. Die Sienpe aber behaupteten sich, und nachdem das Hunnenreich 84 n. Chr. (s. S. 15) ihren fortwährenden Angriffen erlegen war, dehnten sie ihre Macht bis westlich zum Altai aus (um 150 n. Chr.). Freilich gingen diese Westgebiete bald wieder verloren; aber die Ostmongolei und die Mantschurei wurden besetzt gehalten. Doch hörte schon bald nach 300 n. Chr. die Einheit des Reiches dieser tungusischen Sienpe auf; es zersplitterte sich in Stämme oder Horden.

Diese Horden begannen den Eroberungskrieg gegen China. Bereits 317 n. Chr. gründeten die Jumen in der Südmantschurei am Golf von Tschili einen Staat, 338 die Tufa einen solchen in Schansi, 386 die Kwei einen dritten, neben letzterem, der sich allgemach über ganz Nordchina ausdehnte, aber 534 sich in zwei Teile spaltete, die 550 und 557 von den Chinesen unterworfen wurden. Um diese Zeit waren die Eindringlinge bereits chinesiert und wurden bald aufgesogen.

Um 650 war in der Mantschurei eine neue Staatenbildung, das Reich der Puhai, entstanden. Dieses erlag 924 dem Angriff der neuemporgekommenen Horde der Khitan (Kathai), die dann

a die Mongolei und Nordchina eroberten und sich als Reich a o bis 1125 behaupteten.[1]) Dann wurden sie ersetzt durch die Horde der Niutschi, welche an ihrer Stelle das Reich der Kin gründeten und bis über den Hwangho südlich ausdehnten. Dies mächtige, rasch auch chinesierte Tungusenreich fiel 1234 dem vereinten Ansturm der Mongolen und Chinesen zum Opfer und wurde unter beide verteilt. Die Khitan, westlich gedrängt, hielten sich 1125—1201 am Altai und bis nach Transoxanien hinein.

Die Rolle der Tungusen schien damit ausgespielt, zumal bald darauf die eigentlichen Mongolen ihre Universalherrschaft begründeten. Allein als diese wieder zusammenbrach, gestaltete sich auch die Lage der nördlichen und östlichen Völker wieder freier. Sie blieben fortan lange Zeit hindurch von Eroberung unbehelligt. Unter den Tungusen kam unterdes allmählich der Stamm der Mantschu empor, der zunächst die Gebiete, die heute nach ihm benannt sind, einnahm. Von hier aus begann er planmäßig die Eroberung Chinas, die ihm 1644 gelang. Es war dies die letzte mongolische Völkerbewegung in Ostasien. —

Die Türken traten etwas später als die Tungusen reichebildend auf. Um 400 n. Chr. entstand im westlichen Gebiete des früheren Reiches der Sienpe das neue Reich eines skythisch (arisch)-mongolischen Mischvolkes, der Jenjen, das sich bis zur turanischen Steppe ausdehnte. Aber schon wuchs in ihm das Volk empor, das eine ungleich größere Bedeutung für Westasien und Europa erlangen sollte, eben die Türken (chinesich Tukiu). Am Altai seßhaft, Ackerbau und Viehzucht treibend, der Eisenbearbeitung kundig, kamen sie schnell auf. Bald nach 500 n. Chr. vereinigten sie sich mit den im chinesischen Turkestan sitzenden, ihnen verwandten Stämmen der Uiguren und begannen den Kampf gegen die Jenjen, deren Reich sie 552 zertrümmerten. Die Jenjen flohen gen Westen und traten bald in den pontischen Steppen als Awaren auf. Bereits um 560 empfanden die Donauländer die Geißel dieses Steppenvolkes, das sich bald darauf, nach der Zerstörung des germanischen Gepidenreiches, in den pannonischen Ebenen ansiedelte. Die Awaren sind seitdem fast zwei Jahrhunderte lang der Schrecken des byzantinischen Reiches, der Germanen, namentlich der Bajuwaren und Langobarden, und der

---

1) Von den Khitan oder Kathai hat China bei Persern und Russen den Namen Kathai, bezw. Kitai erhalten.

Slawen gewesen, bis Karl der Große 791 ihre Macht vernichtete.

Die Türken dehnten seit 550 ihre Macht immer weiter westlich aus. Von den Grenzen der Tungusen bis zum Ural hin umfaßten sie alle mongolischen Stämme, nachdem sie im Verein mit den Sasaniden zwischen 530 und 580 die Hephtaliten und Juetschi (s. S. 16) besiegt und unterworfen hatten. Mit den Persern blieben sie gut Freund; von ihnen empfingen sie neue kulturelle Einwirkungen. Auch mit dem byzantinischen Reiche traten sie in Verbindung, schickten Gesandte nach Konstantinopel, und ebenso suchte 569 eine byzantinische Gesandtschaft den Khakhan der Türken in seiner Hauptstadt am Altai auf, um Hilfe gegen die Nomadenstämme der pontischen Steppe und die Awaren zu erbitten.

Um 600 gelang es den Chinesen, eine Spaltung unter den Türken zu veranlassen, so daß das große Reich in zwei Teile, einen östlichen und westlichen, zerfiel. Das Ostreich wurde 630 von dem gewaltigen Kaiser der Tang-Dynastie, Taitsung, unterworfen, und die türkischen Horden wurden zum Teil weiter östlich verpflanzt. Rasch erstarkten sie indes wieder und machten sich um 681 frei, um nochmals ein Reich zu begründen. Dieses erlag 745 dem vereinigten Angriff der empörten Uiguren und der Chinesen und wurde geteilt. Die Gebiete im Tarim-Becken fielen dabei den Uiguren (chinesisch Hoeihe) wieder zu; sie haben solche bis 1209 behauptet. Das westliche Reich der Türken, das sich in den Steppen Turans hielt, geriet in Konflikt mit den Arabern, nachdem diese 650 das Sasanidenreich zertrümmert hatten. Um 700 erschienen die Araber am Amu und Indus. Sogleich begann der Krieg gegen die Türken. Gewaltige Schlachten wurden geschlagen; bald blieben Araber, bald Türken Sieger; aber im Jahre 760 endete auch das westliche Türkenreich und löste sich in eine Anzahl kleinerer Gebiete auf; Transoxanien wurde von den Arabern unterworfen.

Das gewaltige Araberreich dehnte sich nun vom Sir und Indus bis zum Atlantischen Ozean aus. Aber bald sollte es doch den Türken erliegen. Aus Turkestan — wie von den Arabern die Gebiete nördlich vom Amu und östlich vom Pamir genannt wurden — drängten die nomadischen türkischen Horden nach Iran hinüber. Das geschah infolge eines Druckes, den namentlich ein neues Steppenvolk, das der Kirgisen (Kasaken)

auf sie ausübte. Die Wanderungen der Türken ins eigentliche Araberreich wurden immer stärker. Anfangs war dem Kalif von Bagdad der Zuzug der kräftigen Männer willkommen. Er bildete 834 aus ihnen eine Leibwache, die nach und nach zu einem bedeutenden Prätorianerheere anwuchs. Der Führer dieser Türkensöldner erlangte bald einen bedeutenden Einfluß, den der Kalif dadurch zu brechen suchte, daß er einem weltlichen Großen die militärische Würde eines Emiralumra (Fürsten der Fürsten) übertrug, 936. Dieser löste dann das Türkenkorps zwar auf, aber dem Nachschub aus Transoxanien vermochte er nicht entgegenzutreten.

In Khorassan und Ost-Iran hatte sich das Reich der arabischen Samaniden gebildet und jene Gebiete vom Kalifenreich losgerissen. Gegen die Samaniden erhob sich der Türkenfürst Alptekin, der Gasna zum Herrschersitz erkor und bis 976 das ganze Samanidenreich unterwarf. Dadurch wurde die Gasnawiden-Dynastie in Iran und Transoxanien begründet, die unter dem gewaltigen „Sultan" (= Hoheit) — der Titel tritt hier zuerst auf — Machmud († 1030) auch das Pandschab und den Westteil des Duab eroberte. Mit den Gasnawiden zugleich trat am Sir der Türkenstamm des Seldschuk auf, der vom Christentum (?) zum Islam übergetreten war. Nach Machmuds Tode überschwemmten die Seldschuken ganz Iran, das sie bis auf den Ostteil den Gasnawiden entrissen; 1058 wurde ihr Führer Togrulbeg sogar Emiralumra und weltlicher Herr des Kalifenreiches. Nun eroberten die verschiedenen Seldschukenhäuptlinge ganz Vorderasien, neben dem Hauptreiche eine ganze Anzahl kleiner Reiche bildend, von denen das bedeutendste, das Sultanat von Rum (Ikonium), seit 1086 fast ganz Kleinasien umfaßte. Etwa anderthalb hundert Jahre dauerte die Seldschukenmacht, da wurde sie in Iran und Transoxanien durch ein drittes türkisches Volk von letzterem Lande her gestürzt, 1194. Das waren die Khwaresmier, von denen wir noch hören werden. Um dieselbe Zeit stürzte ein vierter Türkenstamm, die Goriden, die Herrschaft der Gasnawiden in Ost-Iran und Hindustan, 1186. Diese wurden dann durch die türkische Dynastie des Qutbeddin 1206 ersetzt, die aber 1215 Iran an die Khwaresmier verlor und 1290 dem türkischen Khildschi-Stamme den Platz räumte. An dessen Stelle trat dann in Hindustan der türkische Stamm Togluk, 1321.

Die Seldschuken in Vorderasien, westlich von Iran, erhielten sich in der Herrschaft bis ins 13. Jahrhundert hinein, am längsten

das Reich von Rum, neben dem zahlreiche Emirate fortbestanden. Erst gegen den Schluß des genannten Jahrhunderts machte eine von Transoxanien nach Iran und von da westwärts nach Kleinasien gewanderte Horde der Dynastie von Ikonium ein Ende. Osman, der Führer, begründete 1299 das Reich der Osmanischen Türken, von dem wir noch hören werden.

Um das Jahr 1200 war also die türkische Vorherrschaft in Westasien fest begründet.

Auch Osteuropa sollte unter ihre Botmäßigkeit kommen. Als um 600 das große Türkenreich sich spaltete, strebten aus dessen westlichem Teile nach und nach abgesplitterte Stämme in die kaspisch-pontische Steppe hinein. Das waren zunächst die Bulgaren, die bereits 550 an der unteren Donau, die Awaren bedrängend, erschienen.[1]) Sie scheinen damals das ganze Südrußland von der Donaumündung bis zur Wolga eingenommen zu haben. Aber nicht lange. Bereits um 620 stießen die türkischen Akatziren (Chazaren) nach und zersprengten bald darauf die Bulgaren, von denen ein Teil nördlich zur Wolga und Kama entwich, dort das Reich der kamischen Bulgaren mit der Hauptstadt Bulgar (südlich von Kasan) bildend, das sich bis 1236 hielt. Der andere Teil bildete das Reich der pontischen Bulgaren zwischen Bug und Theiß. Sie waren die unermüdlichen Bekämpfer der Awaren von Osten her. Als deren Reich 791 zertrümmert wurde (s. S. 18), besetzten sie das alte dakische Gebiet (Ungarn), mußten aber bereits 886 vor den nachstoßenden Magyaren über die Donau in ihre heutigen Sitze auf der Balkan-Halbinsel einwandern. Dort verschmolzen sie mit den bereits ansässigen Slawenstämmen und wurden bald derart slawisiert, daß heute von ihrem türkischen Typus nichts mehr bemerkbar ist. Deshalb geht uns ihre Geschichte auch weiterhin nichts mehr an.

Die Chazaren gründeten 680 in Süd- und Mittelrußland ein großes Reich, das sich auch viele Slawenstämme zinsbar machte. Der Sitz des Khakhans war Itil (bei Astrachan). Nachdem die Bulgaren die pontischen Steppen verlassen hatten, wurden die Grenzen des Chazarenreiches bis zum Bug vorgeschoben. Eigentümlich ist die Erscheinung, daß der Khakhan mit seinem Volk zum Mosaismus übertrat; das Chazarenreich ist somit als das einzige jüdische Reich, dessen Volk nichtjüdischer Abstammung

1) Die Bulgaren, namentlich die kamischen, werden von anderen Forschern als türkisch-ugrisches Mischvolk angesehen.

war, in der Geschichte zu verzeichnen.[1]) Die Chazaren wurden bald von den Magyaren und dann von den Petschenegen hart bedrängt; ihr Reich schrumpfte immer mehr zusammen. Ums Jahr 1000 gehörten ihm nur noch die Krim und die nördlich anstoßenden Küstengebiete. Endlich erlag es 1016 einem vereinigten russisch-byzantinisch-petschenegischen Angriffe, und damit sind die Chazaren zugleich aus der Geschichte sozusagen verschwunden.

Die Magyaren (Ugren, daraus unser Ungarn), uraloaltaischer Abstammung, waren ursprünglich nach Nordwesten getrieben worden, wo sie am Ural und der mittleren Wolga seit etwa 550 hausten. Von hier brachen sie sich durch die Chazaren Bahn und gelangten 886 an die untere Donau, die Bulgaren (s. S. 21) von dort vertreibend. Bald füllten sie das heute nach ihnen benannte Gebiet, und nun begannen ihre Angriffe auf das germanisch-romanische Abendland, wie sie einst Hunnen und Awaren vollführt hatten. Aber die Magyaren kamen weiter. Sie verheerten nicht nur wie Hunnen und Awaren das Poland und Süddeutschland, sie überzogen auch Norddeutschland bis zur Weser, die Alpenländer und Frankreich, wo sie bis zu den Gestaden des Atlantischen Ozeans schweiften. Über ein halbes Jahrhundert waren sie dauernd der Schrecken der christlichen Welt, bis die gewaltige Schlacht auf dem Lechfelde, 955, ihre Macht brach und den Eroberungszügen ein Ziel setzte. Von da an begannen sie seßhaft zu werden, Kultur und Christentum vom Abendlande anzunehmen und sich in den Staatenkreis des letzteren einzufügen. Sie haben indes trotz des Konnubiums mit den Ariern ihren ugrischen Habitus noch nicht ganz eingebüßt und ihre ugrische Sprache haben sie vollends behalten.

Den Magyaren auf dem Fuße folgten die türkischen Kangar (Petschenegen, Patzinaken), bereits um 850 in der südrussischen Steppe erscheinend und um 900 die Ungarn in Siebenbürgen bedrängend. Auch das byzantinische Reich fielen sie wiederholt an, kämpften auf Leben und Tod mit den Russen und halfen dann mit ihren Feinden gemeinsam das Chazarenreich vernichten, 1016. Aber auch ihnen ging es ans Dasein. Als sie zu Ende des 11. Jahrhunderts andauernd über die Donau drängten,

1) Daher wurden Wladimir dem Apostelgleichen, als er sich vom Heidentume abkehren wollte, von den drei mächtigsten Nachbarfürsten: dem Autokrator von Byzanz, dem Khakhan der Chazaren und dem Kalifen von Bagdad, drei verschiedene Bekenntnisse angeboten.

vernichtete der Kaiser Alexios Komnenos mit Hilfe der Kumanen ihre Hauptkraft 1091 in der Schlacht bei Lebusion. Reste von ihnen finden sich heute noch in den Szeklern in Siebenbürgen.

Die türkischen Uzen (ungarisch Kumanen, russisch Polowzer) traten in Südrußland an der Petschenegen Stelle. Anderthalbhundert Jahre dauerte ihre Herrschaft; da brauste der gewaltige Mongolensturm daher, der auch die Kumanen vernichtete und ihre Reste nach Ungarn hineinwarf, wo sie in der dortigen Bevölkerung aufgingen. Überbleibsel von ihnen sollen die Jazygen sein. —

Damit sind wir vor der größten Mongolenbewegung angelangt, die bislang stattgefunden hat und die wir nach dem Überblick über China und Japan in Kapitel IV näher kennen lernen werden.

Nur wollen wir zuvor noch einen raschen Blick nach Südostasien werfen, um zu sehen, wie die Dinge sich dort gestaltet hatten und etwa um 1200 n. Chr. standen.

Die tibetischen Stämme waren von den großen Bewegungen in Nord- und Mittelasien ziemlich verschont geblieben. Sie konnten sich allmählich gegen Südosten ausbreiten. Seit dem Kaiser Schihoangti begannen, um 220 v. Chr., die Chinesen das Land südlich vom Jangtszekiang zu unterwerfen, und so wurde von ihnen bald die See erreicht. Die tibetischen Stämme verbreiteten sich durch diesen chinesischen Druck über Hinterindien, wo sie zwei Reiche, Tschampa und Kambodscha, gründeten; gleichzeitig stifteten chinesische Eroberer den Staat Tongking-Anam, 214 v. Chr., der 109 n. Chr. an China annektiert wurde. Erst 968 befreite sich Anam wieder, mußte aber 1164 Tongking, 1166 Kotschintschina sich selbständig entwickeln lassen. Das Reich Barma scheint um 450 erwachsen zu sein. Seit etwa 550 n. Chr. begann eine neue Einwanderung der aus Osttibet kommenden kriegerischen Thai, die sich in die Mitte schoben und dort eine Anzahl Kleinstaaten gründeten (s. S. 10).

III. Die Chinesen und Japaner bis zum großen Mongolensturme.

Ursitze der Chinesen. — Eroberung des heutigen China. — Dynastie Hsia. — Dynastie Schang. — Dynastie Tschau. — Dynastie Tschin (Schihoangti). — Dynastie Han. — Großer Bürgerkrieg. Die drei Reiche (Sankwo). — Sechste bis elfte Dynastie. — Dynastie Tang (Taitsung). — Zweiter großer Bürgerkrieg. — Dreizehnte bis siebzehnte Dynastie. — Dynastie Sung. — Kämpfe mit den Khitan und dem Reiche Kin. — Tibet. — Korea. — Japan. — Urbevölkerung. — Malaiische Einwanderung und Reichsgründung. Hofadel. — Familienkämpfe. Schwertadel. — Familie Minamoto. — Bildung der Samuraikaste. — Familie Hodscho. — Familie Asikaga.

Das an Kopfzahl bedeutendste Volk der mongolischen Rasse sind die Chinesen.

Sie waren, wie eine Anzahl neuerer Sinologen als bestimmt annimmt, ursprünglich in den Oasen des Tarim-Beckens, zwischen Khotan und dem Lobnoor ansässig, allwo sie schon frühe aus dem Nomadismus zum Ackerbau übergingen. Die Oasen begannen indes zu versanden, und so machten sich die Chinesen allmählich auf die Wanderschaft nach Osten. Im 23. Jahrhundert v. Chr. waren sie am Altyntagh und Nanschan — die ostwestlich streichenden Gebirgszüge bedingten die Richtung des Zugs — angelangt, wo sie zu reinen Ackerbauern wurden. Alsdann rückten sie, an Volkszahl stets zunehmend, wieder östlich weiter, nahmen die Gebiete von Kansu, Schensi und Schansi ein und drangen bis etwa 2000 v. Chr. schon in das Jangtsze-Becken vor. Das Tal des Hwai ist die Durchzugstraße ins eigentliche China gewesen. Die Besiedelung ging nicht ohne Kämpfe mit den mongolischen Urbewohnern vor sich; allein diese, die Miautsze (s. S. 9) wurden besiegt, unterjocht oder nach Süden verdrängt.

Der Umfang des chinesischen Gebietes war indes während der folgenden Jahrhunderte ständigen Schwankungen ausgesetzt. Das heutige Szetschwan und die Täler des oberen Mekhong und Jangtszekiang gingen an die Thai-Stämme (s. S. 23), damals noch Nomaden, verloren. Um 1100 war das Reich kleiner als achthundert Jahre zuvor. Fortwährend dauerten die Kämpfe der Chinesen mit den Miautsze fort, bis um 220 v. Chr. die ersteren Sieger blieben und im Vordringen über den Jangtszekiang die Küste des Blauen Meeres erreichten. Nach zweitausendjährigem Ringen besaßen also damals schon die Chinesen das nach ihnen benannte Gebiet, nicht ohne daß eine Zahl (heute etwa 80) mehr oder minder unabhängiger Miautsze-Stämme in den bergigen oder sumpfigen Gegenden von Hunan, Kwangsi und Jünnan usw. (s. S. 10)

wohnen blieben und bis auf den heutigen Tag sich unvermischt erhielten. Die Mehrzahl der Urbewohner wurde von den überlegenen Einwanderern aufgesogen, chinesiert. Doch ist die Vermischung wiederum nicht derart gewesen, daß der Unterschied zwischen Nordchinesen und Südchinesen nicht noch jetzt erkennbar wäre. Erstere stellen die reinere Rasse dar, letztere tragen die meisten Merkmale gemischter Rassen; auch die Sprache beider Volksteile weicht sehr voneinander ab, wie es überhaupt mannigfache Dialekte gibt. Die Unterworfenen wurden nicht hart behandelt, und die Aufsaugung ging auch nur allmählich vor sich. Die Gebiete erhielten chinesische Namen; die führenden Clanshäuptlinge wurden Mandarinen mit Militär- und Zivilgewalt. Ihren Sitz nahmen sie auf festen Militärstationen, die zugleich Mittelpunkte der chinesischen Ackerbaukolonien wurden. Denn der Pflug trat sofort an des Schwertes Stelle; erst er hat die Eroberung des Landes vollendet.

Das alte Reich in Kansu wurde von dem „Sohne des Himmels“ (Tientschi), dem Kaiser Ju, dem ersten Herrscher der einigermaßen beglaubigten 1. Dynastie, Hsia (2207—1767), das „Erste goldene Zeitalter“, begründet. Seitdem hieß es Tschungkwo (Reich der Mitte), auch Tienhsia (Land unter dem Himmel); die Namensform China (von Tschina?) hat den Gelehrten schon viel Kopfzerbrechen verursacht; man weiß heute noch nicht von wannen sie stammt, vermutlich von dem Namen der 4. Dynastie Tschin (s. i. f.). Zur Zeit der Hsia-Dynastie seien die großen Erfindungen gemacht worden, so behaupten die Chinesen; fast jedem Kaiser und jeder Kaiserin wird eine solche zugeschrieben. Wir wissen es aber nun besser; auch in China ist alles Entwickelung gewesen, und ein Teil der berühmten Erfindungen ist bedeutend jüngeren Datums.

Die 2. Dynastie, Schang (1767—1122), befestigte die chinesische Macht in den Gebieten am Hwangho (Gelben Fluß); doch ging ihre Gewalt noch nicht über den Jangtszekiang (Blauen Strom) hinaus. Aber schon zeigte sich der Schaden jeglicher ausgedehnten Eroberung: der Feudalismus. Die Bestrebungen der mit ausgedehnten Ländereien belehnten großen Clanshäuptlinge, d. h. Kriegs- und Gefolgsherren, liefen darauf hinaus, sich immer unabhängiger vom Kaiser zu machen. Darüber ging ein Teil des Gebietes im Westen sogar wieder verloren (s. o.).

Die 3. Dynastie, Tschau (1122—255), unter welcher das Kulturzentrum sich in Hunan und Schensi (Hauptstadt Singan, später Tungtu und Lojang) befand, setzte zwar mit

einigen kräftigen Herrschern ein; aber sie konnte die durch ihre Anhänger noch vermehrten Lehnsgroßen nicht bändigen. Sie mußte sie schließlich sogar in den Lehen erblich bestätigen; es entstand eine förmliche Abstufung in Fürsten, Herzoge, Markgrafen, Grafen und Barone wie später im Abendlande, und auch die Weiterentwickelung des Feudalismus war dieselbe. Allmählich machten diese Lehnsträger sich mehr oder minder frei, drückten die Bauernschaft zu Hörigen und Knechten herab und sahen im Sohne des Himmels nur das Scheinoberhaupt, den „göttlichen Patriarchen“. In der Zeit dieser Vielherrschaft lebten die großen Sittenlehrer Laotsze, Kungfutsze und Mengtsze (ca. 600—300). Aber trotz aller inneren Zwistigkeiten dehnte sich das Reich immer mehr nach Süden aus. Eroberer von Profession sind die Chinesen eigentlich nicht zu nennen. Unzufriedenheit mit den heimischen Zuständen und Übervölkerung sind die Ursachen der steten Ausbreitung gewesen. Mancher „heilige Lenz“ wurde ausgesandt, manche Schar Ausgestoßener ging auf eigene Faust gegen die Miautsze vor. Aber während so im Süden die Waffen der Chinesen, Schwert und Pflug — denn das errungene Gebiet nahmen, wie gesagt, die Eroberer sofort in Bebauung — siegreich waren, wurde der Norden von den Hunnen bedrängt und offenbarte sich hier der Nachteil der Vielvaterländerei aufs unangenehmste.

Da gelangte die 4. Dynastie Tschin (255—206) auf den Drachenthron, und sofort wurde es anders.[1]) Nur kurz war die Herrschaft der Tschin; aber fast vier Jahrzehnte wurde sie von einem Herren, dem schon früher genannten Kaiser Schihoangti, ausgeübt. Dieser Kolossalmensch war einer von jenen Monarchen der Weltgeschichte, die mit Alexander, Cäsar und Napoleon in eine Reihe gestellt werden dürfen. Er ist der Retter des Chinesentums geworden. Mächtig räumte er in zwanzigjährigem Kriege mit den Feudalherren auf; sie verloren ihre Lehne und mußten sich mit Titeln und Einkünften begnügen. Eine allgemeine Volksentwaffnung wurde angeordnet. China war wieder Einheitsstaat, und so nachhaltig war die Umwälzung von oben, daß, obwohl später noch mancher Bürgerkrieg das Reich durchtobte und dieses in viele Stücke zerfiel, doch eine solche feudale Mißwirtschaft nicht mehr eingerissen ist. Welch reine Bahn Schihoangti auch sonst mit dem Alten machte, das beweist der Umstand, daß er die gesamte vorhandene Literatur samt den hochheiligen

1) Diese Dynastie ist es, die dem Lande den Namen gegeben haben soll. Von einigen wird sie als ausländisch (tatarisch) betrachtet(?).

Büchern des Kungfutsze verbrennen ließ, damit gar keine Erinnerung an die alten Verhältnisse und Traditionen bliebe. Auch soll er 460 ihm widerstrebende Gelehrte lebendig haben begraben lassen. Natürlich ist die Absicht, die er hegte, nicht gelungen. Nach außen hin stellte Schihoangti den Umfang des Reiches (das heutige China im engeren Sinne) durch Unterwerfung des Südens bis zum Meere (s. o.) her; als endgültigen Besieger und Vertreiber der Hunnen und Erbauer der Großen Mauer (Wanlitschangtsching) haben wir ihn schon (S. 14) kennen gelernt. Das gewaltige Werk war 6000 Li (2500 km) lang; Kriegsgefangene, Sträflinge und Gepreßte waren seine Errichter. Der Schreckensbefehl: „An die Mauer!“ bedeutete so viel als lebenslängliche harte Sklavenarbeit, wie bei den Pyramidenbauten in Ägypten. Das Ansiedlungs- und Aufsaugesystem der nomadischen Horden ist von Schihoangti im großen durchgeführt worden. Die dritte Tätigkeit des Kaisers bezog sich auf die Agrarreform. Unter der Dynastie Hsia war nämlich der Grund und Boden, der anfangs — bei der Kleinheit des Reiches — Staatseigentum gewesen war, mit Ausnahme des domanialen, den einzelnen Clans lehnsweise übertragen worden, die dann, wie wir gesehen haben, unter der Tschau-Dynastie ihren Oberherren hörig wurden. Schihoangti hob dies Verhältnis auf und gab dem einzelnen Adligen und Bauer so viel Grund und Boden zu eigen, als dieser bewirtschaften konnte, verlieh ihm auch das freie Verfügungsrecht darüber. Der Kaiser residierte in der prächtigen, von ihm nach Despotenweise erbauten Hauptstadt Ofangkung (bei Singan); als er starb, wurde er mit Schätzen, Frauen und Sklaven beerdigt.

Die Tschin-Dynastie ging bald nach des großen Kaisers Tode in einem Bürgerkriege, den die Mißvergnügten hervorgerufen hatten, unter. Aber die 5. Dynastie, Han (206 v. bis 265 n. Chr.), die ihre Residenz zu Tschangan aufschlug,[1]) stellte die Ordnung bald wieder her. Kräftige Kaiser traten in Schihoangtis Fußtapfen, und von einem, Wuti, wissen wir (S. 15), daß er die Hunnen vernichtete und seine Feldherrn bis zum Kaspisee vorschickte, also ganz Mittelasien unterwarf, während im Osten Korea erobert wurde. Das Reich zählte 51 Vasallenstaaten. Doch den Feldzug gegen die alte Geisteskultur machten die Han nicht länger mit; vielmehr sind sie geradezu als die Erneuerer der alten Literatur zu bezeichnen. Sie zeigten sich in religiöser Beziehung

1) Es blieb Residenz bis 582 n. Chr.; zeitweise nur befand solche sich zu Lojang und Jangtschou.

sehr tolerant; unter ihnen zuerst ist der Buddhismus nach China gekommen. Großartige Reformen im Inneren sind auf sie zurückzuführen: die gänzliche Beseitigung der Feudalhäupter und die Einteilung des Reiches in 13 Provinzen (nicht die heutigen) unter Gouverneuren, die Steuerreform auf Grund der Selbsteinschätzung, die Revision der Strafgesetze in humanem Sinne. Um den Handel nach außen zu beleben, wurden mit Parthien und Syrien (um 100 v. Chr.) Verträge abgeschlossen.

Nachdem kurze Zeit nach Christi Geburt ein Usurpator die Herrschaft der Han vorübergehend bedroht hatte, brach um 220 n. Chr., nach dem Ausgang der Dynastie, ein gewaltiger Bürgerkrieg aus, der China in drei Teile spaltete. Die Zeit von 220—265 wird als die der „drei Reiche" (Sankwo) bezeichnet. Diese waren Wei (Nordchina), Schu (westliches Südchina) und Wu (östliches Südchina). Der Krieg hatte seine Ursache in dem Umschwung der Grundbesitzverhältnisse. Durch die Kämpfe beim Sturze der Tschin-Dynastie waren viele Bauern verarmt und hatten ihren Grundbesitz veräußern müssen; andere waren neben den großen Herren emporgekommen und nun im Besitz gewaltiger Latifundien, auf denen Tausende von Hörigen arbeiteten. An Stelle des alten Feudaladels war also das Großgrundbesitzertum getreten. Dem Volke, das zwei Jahrtausende hindurch die alten Verhältnisse gewohnt war, ging diese Wandlung gegen sein Empfinden, und deshalb brach es los. Man rechnet, daß in dem furchtbaren vierzigjährigen Bürgerkriege die Bevölkerung Chinas von 50 auf 8 Millionen zusammengeschrumpft sei.

Der Fürst von Wei erlangte in diesen Wirren schließlich die Alleinherrschaft und hat die 6. Dynastie Tszin (265—420) begründet. Doch konnte er die alte Agrarverfassung nicht wieder herstellen. Unglücklicherweise begannen nun auch wieder die nomadischen Nordvölker, jetzt die Tungusen (Sienpe) an Stelle der Hunnen, den Angriff auf das Reich, dessen große durch den Krieg verwüsteten Strecken ihnen offen lagen. So gründeten denn die Sienpe hier hintereinander die Dynastien Peiwe (386—534), Tungwe (534—550), Peitschi (550—577) und Peitschou (577—581); daneben aber bestanden im Laufe der Zeit nicht weniger als 18 meist tatarische Kleinstaaten, so daß kein Ende der Zersplitterung abzusehen war. Auf die Tszin-Dynastie, die auf den Süden beschränkt wurde, folgte die 7. Song (420 bis 479), dieser in rascher Folge die 8. Tschi (479—502), die 9. Liang (502—557) und die 10. Tschen (557—589). Nach achtjährigem Kampfe gelang es dann einem tüchtigen

Fürsten, die Teilstaaten zu unterwerfen und in dem geeinten Reiche die neue, 11. Dynastie Sui (589—618) zu gründen. Eine Neueinteilung Chinas folgte; aber die Dynastie konnte sich gegen die noch nachrevoltierenden Gewalten nicht behaupten. Sie machte der 12. Tang (618—907), die wieder zu Tschangan residierte, Platz.

Der zweite Kaiser der letzteren, Taitsung, war wieder ein berühmter und gewaltiger Herrscher wie Schihoangti und Wuti vor ihm. Dieser große Monarch stellte zunächst die Herrschaft und die Ruhe im Innern vollkommen wieder her, brachte mehr Ordnung in die Grundbesitzverhältnisse und erleichterte die Lasten des Volkes, indem er die Großgrundbesitzer stärker zur Steuer heranzog. Doch erwiesen sich diese Reformen bald als nicht ausreichend. Außerdem hob er Handel und Wandel durch Wiederherstellung und Neuanlegung von Straßen und Kanälen, durch Anknüpfung von Beziehungen mit den indischen Staaten, den Arabern und Byzantinern; 643 ist eine byzantinische Gesandtschaft zu Tschangan erschienen. Auch für Künste und Wissenschaften tat der Kaiser viel; er wird als der Gründer der Hanlin-Akademie in Peking betrachtet. Er war religiös tolerant; im Nordwesten duldete er das damals dort eingedrungene Christentum, während er von Süden aus die Ausbreitung des Islam gestattete. Auch waffengewaltig war Taitsung. Er besiegte und unterwarf die Mongolen, die ihn auf einer Volksversammlung als Tienkhan (Himmelsherrscher) anerkannten. Er eroberte ferner das östliche Türkenreich und sicherte Chinas Grenzen bis zum Pamir hin (s. S. 19), wo erst die Araber jetzt und später der Chinesenmacht einen Damm entgegensetzten. Kein Wunder, wenn die Chinesen Taitsungs Regierungszeit als das „Zweite goldene Zeitalter" bezeichneten.

Die Blütezeit des Reichs dauerte etwa hundert Jahre an. Obwohl das Türkenreich sich von neuem bildete, nahm China selbst dadurch keinen Schaden, sondern stieg, namentlich unter der kraftvollen, wenn auch gewalttätigen Kaiserin Wutsetien, einer antizipierten Tzehsi, mächtig auf. Aber auch die Schattenseiten zeigten sich wieder. Die Großgrundbesitzer erhoben von neuem das Haupt; die Gesetze zugunsten des Ackerbaus lähmten die kaum erblühte Handelstätigkeit; eine allgemeine Notlage entstand. Das führte zu der zweiten gewaltigen Volksrevolution, 755—763. Das Volk stand gegen den Militärusurpator Anluschan auf, der Tataren und Tibeter zu seiner und der Latifundienbesitzer Unterstützung anrief und die Kaiserfamilie zur

Flucht zwang. Mit wilder Erbitterung tobte der Bürgerkrieg, und abermals sank Chinas Bevölkerung von 45 auf 9 Millionen herab. Der Radikalismus aber bekam freie Bahn und benutzte das. Die Besitzvorrechte wurden beseitigt, abermals eine neue gleichmäßigere Bodenverteilung und gerechtere Steuerveranlagung durchgeführt und schließlich die den Ackerbau vor dem Handel bevorzugenden Gesetze aufgehoben. Merkwürdigerweise blieb die Dynastie bestehen; gegen den Kaiser richtete sich die Bewegung nicht; man holte den Vertriebenen sogar im Triumphe zurück. Seitdem hob sich nun auch der Seeverkehr im Süden. Kanton (Kwangtung) wurde fortan das Einfahrtstor für Inder und Araber.

Die Tang-Dynastie behauptete sich noch anderthalb hundert Jahre; dann ging wieder alles wild durcheinander. Binnen einem halben Jahrhundert zählen wir fünf Dynastien (Wutai) oder zehn Reiche. Diese Wirren sind auf Militärrevolutionen und auf das Eingreifen der tatarischen Khitan zurückzuführen; die damit verbundenen Kämpfe fanden im Hwangho-Tale statt, das übrige China ist von ihnen kaum berührt worden. Wir nennen die Dynastien nur der Vollzähligkeit halber: die 13. Houliang (907—923), 14. Houtang (923—936), 15. Houtszin (936 bis 947), 16. Houhan (947—950) und 17. Houtschau (950 bis 970).[1]) Mit der 18. Dynastie, Sung (970—1279), die bis 980 die zehn Reiche unterwarf, wurden endlich wieder stabile Zustände hergestellt.

Die Sung räumten mit der Prätorianerherrschaft auf und beschränkten die Macht der Provinzialgouverneure, denen sie u. a. auch das Recht über Leben und Tod der Untertanen nahmen. Um der abermals drohenden Überhandnahme der Latifundien-Mißwirtschaft zu steuern, verfielen sie auf den Gedanken, die Kronländereien, die seit der zweiten großen Volksrevolution gewaltig angewachsen waren (durch Kauf, Einziehung, Konfiskation usw.), nicht mehr wie bisher zum Teil als Belohnung zu verschenken, sondern in Parzellen zu mäßigem Zins zu verpachten und so der Privatpacht, der Ausbeutung, die Staatspacht, die Erhaltung, entgegenzusetzen. Der jedenfalls bedeutende Minister Wangantsche (um 1070) ging sogar noch weiter; er wollte eine allgemeine Bauernbefreiung und den Kommunismus der Güter einführen. Das staatssozialistische Experiment scheiterte aber.

---

1) Hou bedeutet „die spätere"; die Dynastiennamen waren ja alle schon einmal vorhanden.

Die übrigen Maßregeln der Agrarreform scheinen sich bewährt zu haben.

Leider hatten die Sung vor den Nordvölkern keine Ruhe. Im Jahre 924 gründeten die tungusischen Khitan ihr Reich Liao in der Mantschurei; sie drangen über die Große Mauer und machten Jenking (d. h. Peking) zur Residenz. Sie griffen, wie wir hörten, wiederholt in die chinesische Anarchie bestimmend ein und halfen Kaiser und Dynastien stürzen. Ein anderer khitanisch-tibetischer Stamm, in dem aber das tibetanische Element vorherrschte, errichtete gar in Kansu das Reich Hsia (Tangut) mit der Hauptstadt Ninghsia, und auch von dieser Seite her wurde China angegriffen. Der Herrscher von Hsia nahm 1038 sogar den Kaisertitel an. Die Sung, im Norden auf Honan und Schantung mit der Hauptstadt Kaifung beschränkt, mußten wacker kämpfen, um sich zu behaupten. Die Khitan wurden dann 1125 von den ihrerseits sie drängenden Niutschi (s. S. 18) in einer gewaltigen Schlacht besiegt und die Reste nach Mittelasien geworfen, wo sie noch bis 1201 bis nach Transoxanien hinein (s. S. 18) ein staatliches Dasein behaupteten. Die Niutschi nahmen den Dynastienamen Kin an und begannen nun ihrerseits auf die Sung zu drücken. Bald eroberten sie Nordchina, machten Jenking, die Khitanresidenz, zur Hauptstadt und schoben ihre Grenze allmählich bis zum Hwangho vor; ja sogar Honan mit der Hauptstadt Kaifung, dann Jünning, mußten die Chinesen ihnen überlassen. Diese wurden dadurch von gewaltiger Erbitterung gegen die Nordvölker erfüllt. Als daher der Sturm der Mongolen losbrach, aber an dem Kin-Reiche mehrmals abprallte, ließen sich die Sung-Kaiser bereden, ein Bündnis mit den neuen Weltstürmern einzugehen. So von Norden und Süden zugleich angegriffen, unterlag Kin 1234 und wurde bis zum Hwangho dem Mongolenreich einverleibt. Dieses sollte aber bald den Chinesen gefährlicher als Kin werden. Nachdem Kublai Khan den Thron der Mongolen eingenommen hatte, begann er die Eroberung. Heldenhaft wehrten sich die Sung zuerst von der Hauptstadt Lojang, dann von Hangtschou aus; aber immer weiter wurden sie nach Süden zurückgedrängt, bis endlich 1279 alles verloren, das Sung-Reich erlegen war.

Schauen wir uns nun die Schicksale der beiden Nebenländer Chinas, die von Tibet und Korea an.

Die Tibetaner (sie nennen sich selbst Bhotija) haben in alter Zeit bis hinauf ins Tarim-Becken gesessen; sie werden vielleicht von dort als von ihrem Ursitze in das Plateau zwischen

Kwenlun und Himalaja, Bhotan genannt, eingewandert sein. Auf ihrem Wege nach Süden erreichten sie allgemach die Flußtäler des Brahmaputra, des oberen Mekhong und Jangtszekiang, und die Thai, ein von den Tibetern später abgezweigtes Volk, schob sich, die Chinesen beiseite drängend und der Mekhongsenke folgend, sogar bis nach Hinterindien (s. S. 23) hinein.

Bereits 1122 v. Chr., bei dem Dynastienwechsel Schang-Tschau, werden tibetische Hilfstruppen erwähnt; demnach müssen die Tibeter damals bereits Staaten gebildet haben. Daraus wird der große Ackerbaustaat am oberen Indus und Brahmaputra entstanden sein, der 50 v. Chr. bestimmt schon bestand, während die nördlichen Tibeter wie heute noch Nomaden waren. Unter buddhistischem Einfluß gestaltete sich dann der Kulturstaat von Lhassa aus und unterwarf sich etwa 550 n. Chr. das heute Tibet genannte große Gebiet völlig. Etwa zweihundert Jahre kämpften die Tibetaner dann mit den Chinesen, bis 820 Friede geschlossen wurde. Eine Zeitlang dehnte sich das Reich weiter aus bis zum Tienschan; doch mußten die Eroberungen jenseit des Kwenlun um 870 an die Uiguren (s. S. 19) aufgegeben werden. Glücklicher waren die Kämpfe seit dem Jahre 884 gegen die Khitan, welche zur Gründung des Reiches Hsia (s. S. 31) führten, das sich aber später gegen Tibet kehrte. Seitdem scheinen die kriegerischen Taten der Tibeter eingeschlafen zu sein; denn dem Angriffe Kublai Khans (1260, s. u.) konnten sie nicht mehr widerstehen. Seit der Zeit auch strömte die chinesische Kultur mächtig in das Land, und binnen mehreren Jahrhunderten chinesierte es sich völlig. —

Die Koreaner auf ihrer sich weit ins Meer vorstreckenden, vom Festlande durch ein hohes Gebirge gleichsam abgeschnittenen Halbinsel, einheimisch Tschosen (Morgenruhe), chinesisch Tungkwo (Ostreich) genannt, sind ein tungusisches, mit Chinesen durchsetztes Volk, den Mantschu im Äußeren ähnlich. Der Sage nach hat ihre Zivilisierung durch den chinesischen Einwanderer Kitsze 1132 v. Chr. begonnen. Auf der Halbinsel bestanden jedenfalls frühe drei Reiche mit chinesischer Kultur, die der Kaiser Wuti (s. S. 27) 107 v. Chr. unterwarf. Nach dem Sturze der Han-Dynastie, 220 n. Chr., wurden die Koreaner wieder frei. Die Einheit aber wurde nicht hergestellt, und so kam es, daß die Peninsulaner abermals unter die Botmäßigkeit der Chinesen gerieten; nur das Reich Sinra hielt sich davon frei. Erst 912 vereinigte Wangken die koreanischen Gebiete, wenn auch unter chinesischer Vorherrschaft; das neue Reich lieh den Chinesen

seine Unterstützung im Kampfe mit den Khitan und später den Niutschi. Korai, so hieß der Einheitsstaat (daher Korea), übte bei seiner großen inneren Blüte einen gewaltigen Einfluß auch auf Japan aus. Es war der Vermittler der chinesischen Kultur nach den Inseln hinüber. So hat das Reich lange bestanden, bis nach dem Ende des Kin-Reiches, 1234, die Mongolen auch Korea überrannten und tributär machten. Es mußte Kubilai Khan seine Seemacht leihen, um Japan 1266, 1275 und 1281 anzugreifen. Aber allemal mißlang der Versuch (s. S. 36). Nichtsdestoweniger bewahrten die Insulaner den überlegenen Koreanern gegenüber eine gewaltige Hochachtung, und es kam ihnen lange nicht in den Sinn, gegen die kulturelle Beeinflussung zu reagieren.

Eine ganz eigenartige Entwickelung hat der Inselstaat Japan genommen. Er ist jünger als China, Tibet und Korea; denn seine annähernd beglaubigte Geschichte beginnt erst um die Mitte des 7. Jahrhunderts vor unserer Zeitrechnung.

Der Name Japan ist entstanden aus Nippon; denn Dai Nippon = Land des Sonnenaufgangs, nennen die Japaner ihr Reich, das in den Hauptteilen aus den Inseln Honschiu (Hondo), Kiuschiu, Schikoku und Hokkaidu (Jeso) besteht. Im Mittelalter war es unter dem Namen Zipangu (aus chinesisch Dschiponkwo) durch Marco Polo bekannt.

Die Urbevölkerung der japanischen Inseln wurde außer von den Koschito (s. S. 13) von den Aino[1]) und von den ihnen verwandten sibirischen Stämmen gebildet, die heute noch auf der großen nördlichen Insel Jeso vertreten sind, aber immer mehr abnehmen. Dazu kamen mehrere Einwanderungen der Tungusen über Korea.

Den eigentlichen Anstoß zur Gründung des Japanerreichs mag eine malaiische Kolonisation, die sich über die Inselbrücke des Südens bewegte, gegeben haben. Der Kampf mit den Aino wurde aufgenommen und Jahrhunderte hindurch geführt; in der Zwischenzeit aber verschmolzen, wie Bälz meint, die drei Volksbestandteile zu jener eigentümlichen Mischrasse, welche die Zähigkeit der Aino, die Kraft der Tungusen und die Wildheit der Malaien in sich vereinigt. Der mongolische Typus ist herrschend geblieben; den Charakter haben die Malaien aufgeprägt und auch ihre Sitten sind herrschend geworden.

1) Über die Aino und ihre ethnische Stellung s. S. 12, Note. Sie sind rohe Barbaren, die teilweise dem Bärenkult huldigen. Der Branntwein räumt sehr unter ihnen auf. Noch 12000 sollen auf Jeso leben.

Den Führer aus dem Süden, der erobernd auf Kiuschiu landete, Dschimmu = Großer Krieger, etwa 660 v. Chr., nennen die Japaner ihren ersten Mikoto = Hohe Pforte, später Tenno = Himmlischer König, und bezeichnen ihn als Enkel des Enkels der Sonnengöttin und Stammherrn der Dynastie, die heute noch die Herrschaft besitzt. Er soll darauf von Kiuschiu aus auf Honschiu vorgedrungen und bis Osaka gekommen sein; seine Residenz ist Kaschiwara in Jamato gewesen. Von da gingen die Eroberungen nur langsam weiter; die fruchtbare Ebene um Tokio (das Kwanto) wurde erst um 150 n. Chr. unterworfen. Dschimmu und seine Nachfolger mußten sich im Kriege gegen die Aino sehr auf die Häuptlinge der Clane (Dairi, Udschi) stützen, wie einst die erobernden Germanenkönige auf ihre Gefolgen. So kam es bald, daß die Macht an die Udschi selbst überging und der Mikoto bloß nominelles Oberhaupt blieb. Aus den Häuptlingen, dem Hofadel (Kuge), seit 603 n. Chr. organisiert, wurden alle Ämter besetzt, namentlich die Gouverneure (Kwanrei) der eroberten Landstriche gewählt. Mit der Vergrößerung des Gebietes und der Vermehrung der Bevölkerung lösten sich die Clane allmählich in Familien (Ko) auf. Die ältesten und mächtigsten davon kamen obenauf und nahmen nun ihrerseits die Verwaltung, überhaupt die Herrschaft des Gebietes, in dem sie wohnten, in die Hand. Der Mikoto wurde in seinem Palaste der neuen Residenz zu Kioto eingeschlossen; man verlieh ihm den Nimbus der Göttlichkeit, damit er sich um weltliche Angelegenheiten möglichst wenig kümmere. Auch die Gouverneure wurden genötigt, in Kioto zu wohnen, damit die Familienherrschaft im Lande ungestörter waltete. Um die Kämpfe gegen die Aino einheitlich zu führen, wurde etwa 60 v. Chr. ein Schogun (Krongroßfeldherr) erwählt, der seine Würde ständig bekleidete. Die tatsächliche Regierung führte eine Zentralgewalt, aus den Häuptern der Familien zusammengesetzt.

Kämpfe der letzteren fanden selbstverständlich bald häufig untereinander statt. Diejenige, die allmählich über die anderen emporkam, war die Familie Fudschiwara, die auch zuletzt die oberste Gewalt erlangte. Unter ihrem Einflusse wurde 786 eine förmliche Große Regierung (Daijokwan) aus vier Ministern, den Kuge entnommen, geschaffen. An die Spitze dieser Regierung trat 889 der erbliche Regent (Kwambuku), der fortan stets ein Fudschiwara war. Durch Familienverbindungen blieb der Mikoto dauernd an die mächtige Familie gefesselt. Allein eben der volle Genuß der Macht ließ die Fudschiwara, wie überhaupt

den in dreißig Stufen gegliederten Hofadel bald verweichlichen. Alle lebten in Kioto den heiteren Lebensfreuden und der Beschäftigung mit Kunst und Wissenschaft. So kam es, daß neben den Kuge sich nach und nach ein neuer Adel, der Schwertadel (Buke), herausbildete, aus jenen Familien, die tatsächlich die Verteidigung des Reiches und den Krieg gegen die Aino führten. Dieser Familien, die sich seit dem 10. Jahrhundert unserer Zeitrechnung gegen die Fudschiwara und den in deren Gewalt befindlichen Mikoto auflehnten, waren besonders zwei, die Taira und die Minamoto, jene im Süden und Westen, diese im Norden und Osten mächtig. Die Minamoto namentlich erstarkten kriegerisch in den Kämpfen mit den Koreanern und Aino.

Am Anfang des 12. Jahrhunderts hatten beide Familien sozusagen die Herrschaft des Landes in den Händen; natürlich prallten sie bald aufeinander. Als 1155 ein Thronstreit in der Mikoto-Familie ausbrach, standen Taira und Minamoto auf verschiedenen Seiten der Parteien. Der ganze Kampf, der 30 Jahre währte, spitzte sich zu einem Vernichtungskriege beider Häuser und ihrer Anhänger zu. Die Taira unterlagen 1185, und die Minamoto kamen allein obenauf, nahmen auch das Schogunat ein.

Unter diesen Wirren war fast alles Land in die Hände der in den Kämpfen emporgekommenen größeren und kleineren Lehnsherren gelangt; die Minamoto als Schogune bestätigten jene in dem erblichen Lehnsbesitze im Namen des Mikoto. Die Lehnsherren ihrerseits stützten sich auf den von ihnen abhängigen niederen Kriegeradel (Samurai), der sich seit dem 8. Jahrhundert auf ähnliche Weise wie im Abendlande die Afterministerialen aus bedrohten oder verarmten Freien gebildet hatte, mit dem Unterschiede, daß er nicht wie dort den Krieg für den Schutzherren im Notfalle, sondern als Handwerk betrieb. So wurden die Samurai eine echte und rechte Kriegerkaste, die allerdings in den Kämpfen gegen die Landesfeinde und in den zahlreichen Binnenfehden immer Beschäftigung fand.

Die Minamoto, welche neben Kioto als ursprünglicher Hauptstadt Kamakura als Regierungssitz gründeten, erloschen im Hauptstamme bereits 1219, und an ihre Stelle traten die verwandten Hodscho. Diese nahmen die Schogunwürde nicht an, behielten aber die eines Sikken von Kamakura und regierten auch tatsächlich. Es waren kräftige Männer, welche die Reichseinheit nach innen und die Reichsmacht nach außen wahrten. Die Angriffe der Mongolen unter Kubilai Khan, einem Eroberer, dem

auf dem Festlande niemand zu widerstehen vermocht hatte, wurden dreimal, 1266, 1275 (auf Kiuschiu) und 1281, glänzend abgeschlagen. Aber diese Verdienste und Erfolge machten die Hodscho übermütig. Sie setzten Mikotos und Schogune nach Belieben ein und ab und machten am liebsten Kinder zu den höchsten Würdenträgern, um desto besser herrschen zu können. Das erregte allenthalben Erbitterung; Ex-Mikotos und Ex-Schogune empörten sich wiederholt gegen die Tyrannis der Sikken; aber erst als die mächtig emporgekommene Familie der den Minamoto verwandten Asikaga in die Bewegung eingriff, gelangte letztere zum Siege. Die Hodscho wurden gestürzt und vernichtet, und die Asikaga nahmen ihre Stelle ein (1334).

Aber die Eintracht des Asikaga-Hauptes mit dem Mikoto dauerte nicht lange. Zum Schogun erhoben, überwarf er sich mit dem Kaiser, erhob einen anderen, und von 1337 bis 1392 standen sich daher zwei Mikoto, ein südlicher und ein nördlicher, gegenüber. Endlich blieb der nördliche Sieger, und die Asikaga führten die Regierung weiter. Aber in dem durch den Thronkrieg zerrütteten Lande brachen jetzt die Kämpfe der Familien, die in den Asikaga nur ihresgleichen sahen, gegen diese und untereinander mit einer Wut aus, die dem unglücklichen Inselreiche zum größten Nachteil gereichte. Ein jeder suchte obenauf zu kommen und soviel Macht an sich zu reißen als möglich war, und in den zahllosen Fehden ging fast der gesamte Bauernstand zugrunde. Das Land lag wüste, und hätte jetzt ein Angriff vom Festlande her stattgefunden, so würde Nippon wohl kaum Widerstand haben leisten können. Die Asikaga suchten Schutz bei den Kaisern der Ming-Dynastie (s. Kapitel V.) in China und scheuten sich nicht, gegen einen Jahrestribut von den Fremden den hohlen Titel „König von Nippon" zu erbetteln. Genützt hat er ihnen nichts; im Gegenteil, bald standen Chinesen und Japaner einander feindlich gegenüber. Noch anderthalb Jahrhunderte dauerte die Mißwirtschaft der Asikaga und das anarchische Wesen; da faßte ein patriotischer Mann, Oto Nobunaga, den Mut, die Axt an des Übels Wurzel zu legen. Nachdem er im Besitze von sechs Provinzen und der Hauptstadt war, zog er gegen den Schogun in Kamakura und entthronte ihn, 1573. Damit war der Herrschaft der Asikaga ein Ende bereitet, und eine neue Epoche in der Geschichte Japans brach an.

IV. Der große Mongolensturm des Tschingiskhan.

Ursitz der Mongolen. — Charakter des Mongolensturms. — Reiche in Asien und Osteuropa vor dem Mongolensturme. — Kalka-Mongolen. — Jissugei und Temudschin. — Temudschin als Tschingiskhan. Unterwerfung der Mongolei. — Eroberung von Turan und Iran. — Erster Einfall in Rußland. — Einfall ins Kin-Reich. Tod des Tschingiskhan. — Reichsordnung des Tschingiskhan. — Tschingiskhans Söhne. — Zweiter Einfall ins Kin-Reich; dessen Eroberung. — Zweiter Einfall in Rußland; dessen Eroberung. — Einfall in Polen, Schlesien und Österreich. — Einfall in Ungarn. — Konsolidierung und Teilung des Mongolenreichs.

Am Anfang des 13. Jahrhunderts unserer Zeitrechnung dachte niemand daran, welche ungeheuern Umwälzungen dieses Jahrhundert bringen sollte. Wie sich urplötzlich ein Taifun auf dem Meere oder ein Orkan auf dem Lande erhebt, sich um sich selbst dreht und dann wirbelnd weitertanzt, alles in seinem Bereiche Liegende hinwegfegend und vernichtend, so brach damals in Hochasien eine Völkerwindsbraut los, die der gesamten Menschheit und ihrer Kultur Verderben drohte und in wildem Dahinrasen teilweise auch brachte.

Das Volk, das den wilden Wirbelsturm verursachte, war jenes, das seitdem der gesamten gelben Rasse den Namen lieh: die Mogol oder Mongolen, aus den drei großen Gruppen der Burjäten, Kalka und Kalmüken bestehend. Die Kalka waren die Führenden. Sie hatten ihren Ursitz am Nordrande der großen Sandwüste Schamo oder Gobi, südlich vom Baikalsee. Unzweifelhaft haben wir in ihnen eine in hartem Kampfe mit der Natur und den Menschen emporgekommene, aus hunnisch-türkischen Elite-Elementen erwachsene große Nomadenhorde zu erkennen, in der sich die kriegerische Wildheit und natürliche Kraft des Barbarentums aufs höchste potenzierte.

Wohl haben Hunnen und Türken, Awaren und Bulgaren, Chazaren und Magyaren, Petschenegen und Polowzer grenzenloses Unheil auf ihren Stürmen nach Sonnenuntergang über die Kulturvölker Westasiens und Europas gebracht. Aber was will das heißen gegen die Ausrottungs- und Verwüstungszüge, die vom mongolischen Zentralasien über beide Kontinente gingen und alle Völker und Kulturen bis zu den Grenzen Germaniens, zum Himalaja und dem Gelben Meere trafen! Und was wollen alle Weltreiche vor- und nachher im Gebiete der alten Welt gegen das Mongolenreich besagen, dem jene alte Welt, Afrika, Indien, Arabien und Westeuropa ausgenommen, zu Füßen lag!

Millionen gelber Menschen haben sich, durch die Knute hochbegabter Barbarenführer aufgetrieben und von ihr willenlos ge-

lenkt, erhoben, um sich auf die Länder und Reiche umher zu stürzen. Die Reiterheere der Mongolen haben Entfernungen durchmessen, die, wenn man sie aneinanderlegte, die Sibirische Bahn an Länge zehnfach übertreffen würden. Der Säbel, die Lanze und der Pfeil der mörderischen Nomaden hat die Kulturträger zu Hunderttausenden dahingemäht, und in der Hauptstadt der Welt, zu Karakorum sind Schätze zusammengeschleppt worden, die viele Milliarden an Wert repräsentierten.

Das war der Mongolensturm, der einzig dasteht im Buche der Geschichte; möchte er sich nie wiederholen. —

Zur Zeit, da er begann, um 1200, bestand in Ostasien außer Korea in der Mantschurei und Nordchina das Reich der Kin (Niutschi), in der Mongolei das neugebildete der Keraiten, in Kansu, Schensi und Kukunoor das von Hsia, auch Tangut genannt, in Südchina das der (chinesischen) Sung, westlich davon Tibet, zwischen Kwenlun und Altai das der Uiguren (Kleinstaaten), nördlich vom Altai das der Naiman, die eben an die Stelle der West-Khitan getreten waren, nordwestlich in den Steppen das der Kirgisen (Hordenstaaten). In Westasiens Norden zelteten türkische und finnische Nomaden bis zum Ural; Iran und Transoxanien wurde von den Khwaresmiern beherrscht; die türkischen Goriden besaßen das Pandschab und Duab; Vorderasien wurde von seldschukischen Kleinstaaten eingenommen; Armenien und Georgien waren im Besitze von christlichen Kleinfürsten; die ägyptischen (türkischen) Ejubiden herrschten über Syrien. In Osteuropa bestand an der Wolga und Kama noch das Reich der kamischen Bulgaren, in der pontischen Steppe das der Polowzer; dazwischen hausten die zwiespältigen russischen Teilfürsten, und im Norden hatte die Republik Groß-Nowgorod sich die finnischen Stämme und Gebiete bis zum Eismeer und dem Ural tributär gemacht; an der Wjätka hatte sich sogar eine Tochterrepublik gebildet.

Die Kalka-Mongolen und die Keraiten, südlich von ihnen, waren lange den Niutschi zinspflichtig, scheinen aber im Laufe des 12. Jahrhunderts zu größerer Selbständigkeit gelangt zu sein. Auch sie lebten in Horden (vom mongolischen Ordu), die sich aus einer Anzahl von Jurten (Zelten) zusammensetzten und patriarchalisch regiert wurden. Die Jagd und die Viehzucht waren ihre Lieblingsbeschäftigung. Jaks (Büffel), Schafe, Pferde und Kamele zogen sie; von Wildfleisch, Stutenmilch und -käse nährten sie sich; sie lebten auf dem Rücken ihrer Rosse oder unter ihren

Filzzelten; Koller von gehärtetem Jakleder waren ihre Kriegerkleidung, Filzsocken und spitze Mützen aus demselben Stoff vollendeten die Ausrüstung; letztere deckten den Kopf, auf dem das Haar zu einem Schopfe zusammengedreht war. Die Vornehmen gingen allerdings auch in Pelz- und Seidengewändern. Frauen, Kinder und Hausgerät führten die Mongolen auf rohen Wagen, von Pferden, Kamelen und Jaks gezogen, mit sich. Die Frauen wurden gekauft und ihrer soviel der Mann ernähren konnte gehalten. Säbel, Streitkolben, Lanze, Schlinge und namentlich der Bogen waren des Volkes Waffen; mit letzterem trafen sie schon als Kind die Ratte im Lauf und den Vogel im Flug. Feldzeichen war die Standarte mit einem bis vier Jak- oder Pferdeschweifen; je nachdem die Horde groß war und sich gliederte.

Die Bewegung unter den Mongolen wurde um die Mitte des 12. Jahrhunderts stärker. Schließlich faßte der Kalkahäuptling Jissugei die mongolischen Stämme zusammen, schüttelte das Joch der Niutschi ab und zwang auch die Keraiten, sich ihm anzuschließen. Als er 1175 starb, war sein Sohn Temudschin erst 20 Jahre alt. Deshalb fielen die Keraiten sogleich ab und wählten den Ungkhan (wahrscheinlich nur ein Titel) zum Oberhaupte, der mit seinen Untertanen das Christentum annahm. Temudschin machte anfangs gute Miene zum bösen Spiele und stellte sich freundlich zu Ungkhan, schloß sogar Blutsfreundschaft mit ihm. Unter der Hand aber gelang es ihm, eine ganze Reihe Horden abwendig zu machen, und als die übrigen sich gegen den ehrgeizigen Empörer wandten, trug er 1195 in der Schlacht an der Baldscha einen glänzenden Sieg davon. Ein weiterer Sieg gegen die Naiman (s. S. 38) steifte seinen Nacken, und er griff nun den Ungkhan offen an, warf ihn in einer großen Schlacht nieder und tötete ihn, 1203. Die Keraiten wurden unterworfen. Der alte Schaman Göktschu hatte dem Temudschin in der Jugend geweissagt:

Die Welt ist dein;
Geh', nimm sie ein!

Der Kriegsfürst blieb dessen eingedenk. Anno 1206, nachdem er alle Mongolenstämme unter seiner Herrschaft vereinigt hatte, berief er eine große Häuptlingsversammlung (Kurultai) an die Quellen des Onon. Hier überreichten ihm die Häuptlinge den Säbel, die Knute und die neunschweifige (allerhöchste) Standarte als Zeichen der unbeschränkten Macht. Er nahm den Namen Tschingiskhan (Größter oder Vollkommenster Khan, Herrscher) an und wählte die Keraitenhauptstadt Karakorum

(Sandstadt) am Rande der Schamo-Wüste zur Reichsresidenz. Und dann machte er sich auf, Herr der Welt zu werden.

Die nächsten Jahre waren dem Kampf gegen den westlichen Nachbar, die Naiman, gewidmet, 1206—1209. Kutschluk, der Khan der Naiman, hatte um 1200 im Bunde mit Muhamed Schach von Khwaresmien das Reich der West-Khitan (Karakitai), das beide Turkestan umfaßte, zertrümmert. Ihm war der Osten, dem Khwaresmier der Westen — Grenze der Pamir — zugefallen. Er widerstand tapfer; als aber Kirgisen und Uiguren sich dem Tschingiskhan unterwarfen, gab er seine Sache verloren und floh zu den Niutschi ostwärts. Das war für Tschingiskhan Grund, diese, seine früheren Bedrücker, anzugreifen. Zunächst verbündete er sich mit den Ost-Khitan, die den Niutschi zwar unterworfen, aber noch stets aufsässig waren. Mit gewaltiger Heeresmacht brach er 1211 über die Große Mauer ins Kin-Reich ein, eroberte die Hauptstadt Jenking (Peking) und drang bis zum Hwangho vor. Bis 1215 war Kin besiegt; aber seine Angliederung gelang noch nicht. Der Eroberer ließ vorläufig hier nach, um seine Macht in den unterworfenen Westgebieten zu befestigen, wo Kutschluk Khan wieder erschienen war.

Der Tschingiskhan versuchte zunächst mit Muhamed, dem gewaltigen Khwaresmier, einen Bundes- und Handelsvertrag abzuschließen; der Schach aber ließ in schlecht angebrachtem Hochmut die mongolischen Gesandten ermorden. Da schäumten die Mongolen vor Wut auf. Zunächst stürzten sie sich auf Kutschluk Khan, der vernichtet wurde; dann führte Tschingiskhan vier gewaltige Heeressäulen nach Westturkestan hinein. Mehrere schreckliche Schlachten (1219) brachen die Macht der Khwaresmier; die reichen Städte in Transoxanien fielen in der Mongolen Gewalt, wurden geplündert, ausgemordet, verbrannt. Balkh, Bokhara, Samarkand, Nischapur, Khodschend, Otrar gingen nebst der Bevölkerung in Blut und Flammen unter. Als der Größte Khan in Bokhara einzog, ritt er mit seinem Gefolge in die Hauptmoschee und dort die Kanzelstufen hinauf; seine Krieger stellten die Pferde in die Marmorsäulenhallen gleich als in Ställen ein. Die literarischen Schätze des Islam, in der Bibliothek aufgehäuft, dienten als Streu und Brennmaterial; die Bewohner wurden niedergemacht oder als Sklaven zusamt einer unermeßlichen Beute fortgeschleppt. Dann ergossen sich die Schwärme der Steppenreiter über Iran; das ganze Khwaresmier-Reich wurde überschwemmt, der Schach von Stadt zu Stadt gehetzt, bis er, ein armer, elender Flüchtling, auf einer wüsten Insel im Kaspisee endete, 1220. Sein

tapferer Sohn und Nachfolger, Dschelaleddin Schach, warf sich in das Gebirgsland gen Indien zu; hier ereilte ihn Tschingiskhan und schlug ihn, 1221; aber seine Widerstandskraft war damit nicht gebrochen. Er hielt sich bald da, bald dort, während die Mongolen ganz Iran unterwarfen und bis ins Duab, in das Goriden-Reich schwärmten.

Alsdann drangen die Scharen der Weltstürmer unter den Fürsten Tschepe und Subutai Beghadur über den Kaukasus in die pontischen Steppen ein, 1223. Sie fanden hier kräftigen Widerstand bei den Polowzern, mit denen sie sich lange herumschlugen. Es scheint, daß sie die Russenfürsten zu gewinnen suchten, die Polowzer gemeinschaftlich anzugreifen. Allein diese wandten sich ebenfalls an die Russen um Hilfe, und ihr Khan trat zum Christentum über. Da töteten die Russen die mongolischen Gesandten und rüsteten. Durch die Polowzer verstärkt, rückten sie unter dem Oberbefehl des Großfürsten von Kiew, Mstislaw, den Mongolen entgegen. Aber die furchtbare Schlacht an der Kalka, unweit des Asowschen Meeres, 1224, entschied gegen sie; ihr Heer wurde vernichtet. Den gefangenen Großfürsten und seine beiden Schwiegersöhne erstickten die Barbaren vertragswidrig unter Brettern und feierten über den Leichen ihr scheußliches Siegesfest. Doch verfolgten sie ihren Vorteil nicht weiter, sondern kehrten, von Tschingiskhan gerufen, nach Asien zurück.

Der Größte Khan rüstete damals von neuem gegen die Kin, die sich wieder ermannt hatten. Gewissermaßen als Probe auf die kommende große Völkerhatz hatte er 1223 ein gewaltiges Treibjagen in der südsibirischen Steppe veranstaltet, an der sein gesamtes Heer teilnahm. Dann griff er 1224—1227 das khitanisch-tibetische Reich Hsia (Tangut) an, das sich damals über Kansu, Schensi und Kukunoor (s. S. 38) erstreckte. Es leistete kräftigen Widerstand, bis zuletzt Tschingiskhan es mit gesamter Macht mitten im Winter anfiel. Auf dem Eise des Sees Kukunoor wurde die Entscheidungsschlacht geschlagen, das Heer von Hsia vernichtet, das Reich einverleibt. Dagegen widerstanden die Kin tapfer. Der Größte Khan starb bald darauf, 1227, entweder in der wilden Aufregung über die Siege der Kin über seine Feldherren, oder von einer seiner Frauen vergiftet. Er war mehr als 70 Jahre alt geworden. Eine nach Myriaden zählende Prozession geleitete seine Leiche nach Karakorum, wo sie bestattet wurde.

Seltsamerweise hatte der rohe Barbar, der Massenmörder und Allzerstörer, sich einen Minister erwählt, der das gerade Gegenteil von ihm bildete. Das war der Kin-Prinz Ilitschutsai, also ein

Mitglied des dem Tschingiskhan todfeindlichen Herrscherhauses; ihm überließ der Kriegsfürst die gesamte innere Verwaltung des Reiches, ja er beauftragte ihn, dieses nach chinesischem Muster zu organisieren. Eine solche Ehrfurcht hatte der Blutmensch vor der mehrtausendjährigen Kultur jenes Landes, das er nicht zu bezwingen vermochte. Ilitschutsai verstand seinen Herrn und Meister zu nehmen wie er war. Nie mischte er sich in die Eroberungspolitik des Tschingiskhan; aber er rettete durch seine beredte Fürsprache und sein oft kühnes Eintreten manches für die Kultur und die Sache der Menschlichkeit. Außerdem ordnete er tatsächlich die gesamte Verwaltung des gewaltigen Reiches, das von Armenien bis Korea, von Westsibirien bis zum Hwangho reichte, auf möglichst einheitliche Weise, stellte das große Gesetzeswerk, das seinen Namen von Tschingiskhan bekam, zusammen, schuf ein geordnetes Steuersystem und nahm auch an der Heeresorganisation teil. Bis zu seinem Tode hat er, auch unter Tschingiskhans Söhnen, seine Stellung uneingeschränkt behauptet.

Der Größte Khan hatte aus der Menge seiner Söhne den dritten, Ogotai Khan, zum Nachfolger erwählt. Der Kurultai zu Karakorum bestätigte die Wahl. Ogotai blieb in seiner Residenz, die zu einer prachtvollen Halbkulturstadt erwuchs, ließ Ilitschutsai im Innern walten und sandte seine Brüder zu weiteren Eroberungen aus. Das Heer der Mongolen hatte eine strenge Gliederung und taktische Ordnung, etwa wie wir sie vor einigen Jahrzehnten bei den Zulu bewunderten, erhalten; ihre Operationen waren planvoll geworden; sie hatten auch die Belagerungsweise erlernt.

Tuli Khan, der jüngste Bruder Ogotais, wandte sich gegen das Kin-Reich, Tschagatai Khan gegen Dschelaleddin Schach, Tschutschi Khan gegen die Reiche des fernen Westens.[1])

Die Kin in ihrem dichtbevölkerten, an festen Städten reichen Gebiete wehrten sich wacker; die Mongolen mußten, um sie zu bezwingen, sich mit den Sung in dem südlichen chinesischen Reiche verbünden. Da unterlagen die Kin, und ihr Reich ging großenteils in dem mongolischen auf, 1234. Etwas früher schon war Dschelaleddin Schach niedergeworfen worden. Schrittweise westlich gedrängt, wurde er zuletzt auf der Flucht in Kurdistan erschlagen, 1231. Damit war auch Iran dauernd unterjocht. Nun

1) Diese nach allen Seiten ausgreifende Mongolenbewegung hat auch die Jakuten nach Nordsibirien getrieben. (S. S. 13.)



wurden alle verfügbaren Kräfte zur Eroberung des Abendlandes mobil gemacht. An die Spitze des 500 000 Mann starken Heeres trat Batu Khan, der Sohn Tschutschi Khans, welch letzterer verstorben war.

Durch die westsibirischen Steppen ging der Weg der Mongolen; fliehende Völker verkündeten in der sarmatischen Ebene das Nahen des neuen Weltsturmes. Anno 1235 erschien Batu Khan am Ural. Das Reich der kamischen Bulgaren stürzte vor ihm zusammen, die Hauptstadt Bulgar wurde zerstört, 1236. Dann fielen die Mongolen auf die zwieträchtigen Großrussen. Die Stadt und der Fürst von Rjäsan widerstanden heldenmütig, fielen aber zuletzt, 1237. Durch zwei Schlachten, bei Kolomna und an der Sita, wurde die Macht der Nordrussen gebrochen, 1238. Nordwestwärts ging nach Zerstörung von Moskau, Wladimir, Susdal der Zug, um das reiche Nowgorod zu nehmen. Aber der verzweifelte Widerstand und die dichten Wälder, die Batu Khan aufhielten, schreckten ihn ab. Er wandte sich 1239 nach Süden, Perejaslawl und Tschernigow, alte Fürstensitze, zerstörend, die Polowzer vernichtend und verjagend; endlich fiel auch das Mütterchen (Matuschka) Rußlands, das altheilige Kiew, und sank in Staub und Asche, 1240. Mit der Bezwingung des Fürstentums Halitsch (Galizien) war ganz Rußland unterworfen. Batu Khan teilte darauf sein Heer. Den einen Teil unter seinem Verwandten Paitar (Bajdar) Khan sandte er nordwärts die Karpaten entlang gegen Polen; mit dem andern überstieg er letzteres Waldgebirge und drang in Ungarn ein.

Paitar Khan überrannte die zwieträchtigen Polenstaaten leicht, mußte aber vor Krakau und anderen festen Städten viel Mannschaft zurücklassen. Doch kam er noch bis über die Oder, wo er Breslau einschloß, und wo ihm die weißen Gipfel der Sudeten entgegenblickten. Da erst trat ihm ein slawisch-deutsches Heer unter dem Herzoge Heinrich dem Frommen von Niederschlesien entgegen. Eine gewaltige Schlacht bei Liegnitz, auf der Ebene, die seitdem „die Walstatt“ hieß, 1241, führte den Mongolen zum ersten Male die Kraft geeinter, eisengepanzerter Reiter- und Fußgeschwader zu Gemüte. Nur schwer errangen sie den Sieg und unter ungeheuren Verlusten, wenngleich auch der tapfere Herzog gefallen war. Sie schwenkten nun südwestlich ab, drangen über die Sudeten, erhielten aber in der Schlacht bei Olmütz durch den mährischen Feldhauptmann Jaroslaw von Sternberg und in jener an der Leitha durch den Herzog Friedrich von Österreich gewaltige Treffe und, wandten sich, also abge-

schreckt, alle Scharen sammelnd, nach Ungarn. Als das deutsche Reichsheer unter dem jungen Stauferkönig Konrad an der Nab erschien, waren sie bereits verschwunden.

Batu Khan hatte unterdes die Theißebene erreicht. Die Ungarn hatten den vor jenem fliehenden Khan der Polowzer (s. S. 43) mit 40 000 Familien aufgenommen und im Norden ihres Landes angesiedelt. Bald aber war Uneinigkeit entstanden, und die Ungarn hatten die Häuptlinge der Polowzer ermordet. Dadurch waren diese führerlos und widerstandslos geworden, und das rächte sich. Die Mongolen besiegten die Polowzer, und als König Bela von Ungarn ein Heer von 100 000 Magyaren herbeiführte, wurde er in der Mordschlacht auf dem Mohifelde, zwischen Theiß und Sajo, bis zur Vernichtung geschlagen, 1241. Nun begannen die Sieger mit entsetzlicher Grausamkeit Ungarn zu verwüsten; die Greise schlug man mit Knitteln tot; mongolische Megären entmannten die Gefangenen und schnitten den entehrten Ungarinnen die Brüste ab; die Knaben übten sich an den Ungarnkindern im Pfeilschießen und Kopfabhauen. Es war eine förmliche Treibjagd auf das Volk wie auf den König, den die wilden Feinde erst nach Österreich, dann nach Kroatien und Dalmatien hetzten. Aber plötzlich, auf die Nachricht vom Tode Ogotai Khans hin, sammelte Batu Khan die gesamte Heeresmasse und machte sich mit der unermeßlichen Beute nach Innerasien auf, 1242.

Die Mongolen kamen niemals wieder; Westeuropa blieb von ihnen verschont. Schon hatten Papst und Kaiser, trotzdem sie gerade damals im ärgsten Zwist begriffen waren, gemeinsam ihre Stimme zu den Königen und Völkern des Abendlandes erhoben, Hilfe gegen den Furor Tatarorum zu leisten; schon schien es, als ob im Herzen von Europa die Entscheidung zwischen Arier- und Mongolentum fallen sollte; da prallte die asiatische Völkerwelle an festen Mauern, hohen Bergen und eisernen Männern ab, und das große Weltagens griff für die Abendländer ein, indem es den Herrn der Erde zu Karakorum dahinstreckte.

Die Kraft der zentrifugalen Stürme hatte die Peripherie erreicht, sie war erlahmt durch die Verströmung in unermeßliches Steppenland; über dessen Westrand schlug sie nicht hinauf.

Auf Ogotai Khan folgte 1241 sein Sohn Kutschuk Khan bis 1247, diesem Tschutschis zweiter Sohn, Mangu Khan, bis 1259.

Das Reich begann sich jetzt erst förmlich zu konsolidieren; die nächsten anderthalb Jahrzehnte wurden damit verbracht. Dann sandte Mangu Khan seinen Bruder Hulagu Khan aus,

um den Rest von Westasien zu unterwerfen. Dieser brach 1255 auf und vernichtete 1256 den Mörderstaat der Assassinen in den parthischen Bergen — wenigstens eine Wohltat, die die Mongolen der Menschheit erwiesen. Die moslemischen Anarchisten wurden überall verfolgt und vertilgt. Anno 1258 eroberte der Khan das heilige Bagdad und ließ den letzten Kalifen, in einen Sack genäht, unter die Hufe der Pferde seiner Krieger werfen und zertreten. So endete der letzte Nachfolger des Propheten, das Oberhaupt der moslemischen Welt. Dann wurden die christlichen und seldschukischen Staaten Kleinasiens ins Mongolenjoch gezwungen. Aber auch hier ward endlich den Weltstürmern ihre Grenze gesetzt und zwar durch die Sultane der Mameluken. Die Schlacht an der Goliathsquelle (Aindschalut) in Samarien, 1260, fügte den Mongolen solchen Schaden zu, daß sie allmählich abflauten.

Um dieselbe Zeit, nachdem Mangu Khan gestorben war, löste sich das große Reich auf. Es entstanden vier Teilreiche. Über die westsibirischen und russischen Steppenländer geboten fortab die Nachkommen Batu Khans, über Iran und Vorderasien die Nachkommen Hulagu Khans, über die beiden Turkestan die Nachkommen Tschagatai Khans; den Osten endlich beherrschte Kubilai Khan, Mangu Khans jüngster Bruder, der 1259 den Thron zu Karakorum, aber nicht mehr als tatsächlicher, sondern nur als nomineller Oberherr bestieg. So lange er lebte, blieben die Interessen der Mongolenreiche noch solidarisch.

Kubilai Khan, auf den wir noch zurückkommen, eroberte Tibet, Südchina, Tongking und Barma, auch Korea; seine gewaltige Macht erkannten ferner die sibirischen Steppenvölker an. Damit hatte das von den Mongolen beherrschte Gebiet die größte Ausdehnung erhalten. Es reichte von den Grenzen der Magyaren, Polen und Nowgoroder bis zum Gelben und Blauen Meere und vom Eismeere bis zum Mittelmeere, der arabischen Wüste, dem Himalaja und den Bergländern Hinterindiens. Alle Völker und Kulturen waren von den Mongolen auf- und durcheinander gerüttelt worden.

V. Der Mongolensturm des Timur und der Niedergang der Mongolenmacht.

Kultivierung der Mongolen. — Reich Iran. — Neubildungen: Osmanen und Turkmenen. — Reich Tschagatai. — Neubildungen in Tschagatai. — Timurs Anfänge. — Eroberung von Turan und Iran. — Züge gegen Kiptschak und Indien. — Eroberung Vorderasiens. — Samarkand, die Welthauptstadt. — Timurs Ausgang. — Ende der Timuriden. — Befreiung der Osmanen und Turkmenen. — Befreiung von Turan. — Mogulreich in Indien. — China. — Kubilai Khan als Eroberer Ostasiens. — Kubilai Khan als Kulturförderer. — Befreiung Chinas von den Mongolen. — Ming-Dynastie und Reichsreform in China. — Kalka und Kalmüken. — Tibet. Korea. Indochina.

Die wildgeniale Kraft des Tschingiskhan hatte sich nicht auf seine Abkömmlinge in den Teilreichen vererbt. Als die Völkerstürme zur Ruhe gekommen, die Mongolen unter den Kulturvölkern seßhaft geworden waren, da offenbarte sich alsbald der Einfluß der Kultur der Unterworfenen; unmerklich mußten sich die Barbaren ihr angewöhnen. Die Sieger wurden zu Besiegten. Daß damit die natürliche Kriegstüchtigkeit zu schwinden begann, ist denkbar; es ging den Germanen, die das Römerreich niederwarfen und einnahmen, ebenso. Daß aber die Mongolen ihre Volkseigenart und ihre natürlichen Eigenschaften so rasch, binnen etwa zwei bis drei Menschenaltern, verloren, d. h. da wo sie in arischen oder auch verwandt mongolischen Kulturländern saßen, das muß dem Ethnologen und Historiker immer als Beweis dafür erscheinen, daß sie eine untergeordnete Rasse sind und sich nicht zu halten vermögen, wenn sie nicht in Massen auftreten.

Dennoch ist noch einmal ein gewaltiger Kriegsfürst und Weltstürmer unter ihnen erstanden, der die Reiche Tschagatai und Iran zu einem Ganzen zusammengefaßt hat. Das ist der schreckliche Timur gewesen.

Das Reich Iran unter Hulagu Khans Nachfolgern, der Dynastie der Ilkhane zu Bagdad, war längere Zeit hindurch der kräftigste Vertreter des Mongolentums in Westasien. Seine Grenze dehnte sich vom Indus und Oxus bis nach Syrien, dem Kaukasus und dem Halys aus. Die Khane erhielten ihre Kriegskraft ständig in den Kämpfen wider die Sultane der Kildschi- und Togluk-Dynastie in Vorderindien, wider die Mameluken in Ägypten und Syrien, wider die seldschukischen und christlichen Kleinstaaten am Kaukasus und in Kleinasien in der Übung und blieben somit waffentüchtig. Aber, wie gesagt, dem Einflusse der arabisch-iranischen Kultur vermochten sie nicht zu widerstehen. Nach mannigfachen Schwankungen traten die Khane zum sunnitischen Islam über und nahmen allgemach die Formen der ein-

heimischen Kultur an, ja förderten solche derart, daß bald allenthalben eine neue schöne Blütezeit hereinbrach. So wurde es fast bedauert, daß bereits 1335 die Ilkhan-Dynastie erlosch und sich an ihrer Stelle eine Anzahl neuer kleinerer Staaten bildete, während bisher untertänige selbständig wurden. Die Nachfolger der Ilkhane, die Ilkhani, wurden in ihrer Macht dadurch sehr beschränkt.

Unter den Neubildungen ziehen zwei unsere besondere Aufmerksamkeit auf sich: die Osmanen und die Turkmenen. Durch den Sturm des Tschingiskhan war eine Anzahl türkischer Horden aus Khwaresmien vorwärts gestoßen worden. Sie begannen sich seit etwa 1224 durch die Kurdengebiete westwärts zu wenden. Der Führer der am weitesten westlich Gedrungenen stellte sich unter die Oberhoheit des Seldschukensultans von Rum und erhielt von diesem in Kleinasien Wohnsitze, wofür er seinem Lehnsherrn kriegerischen Beistand leistete. Als 1299 die Sultan-Dynastie von Rum erlosch, trat der Khan der eingewanderten Türken, Osman, ohne weiteres an jener Stelle die Herrschaft an und begründete somit das Reich der nach ihm benannten Osmanischen Türken (s. S. 21), das bald ganz Kleinasien bis zum Halys und Tauros, wo die verwandten türkischen Karamanier saßen, doch ohne die Küstenländer des Pontos umfaßte. Brussa wurde Hauptstadt, und die Sultane begannen sofort ihr Augenmerk Europa zuzuwenden. Bereits 1357 überschritten die Türken den Hellespont; 1361 wurde ihre Hauptstadt nach Adrianopel verlegt; 1389 und 1393 wurden Serbien und Bulgarien unterworfen und das byzantinische Reich auf die nächste Umgebung von Konstantinopel beschränkt. Fast der ganze Rumpf der Balkanhalbinsel vom Pontos bis zum Adriatischen Meer gehorchte dem Osmanensultan zu Adrianopel.

Östlich vom Halys, im armenischen, kurdischen und kaspischen Berglande saßen die den Osmanen nachgewanderten Horden der Turkmenen. Entgegen den umliegenden moslemischen und christlichen Kleinstaaten kam es bei ihnen lange nicht zur Bildung einer geschlossenen Einheit. Erst 1335, als die Ilkhaniden erloschen, erhob Kara Jussuf seine Standarte, deren Bild der Turkmenen-Dynastie den Namen: Karakoinlu, d. i. Schwarzer Hammel, gab. Osmanen und Turkmenen sind seitdem ausschlaggebend für Vorderasien geblieben bis ein Größerer sie überkam.

Das Reich Tschagatai hat eine ähnliche Entwickelung wie Iran genommen. Die eigentümliche Lage mitten in den übrigen Bruderreichen, geteilt durch den Pamir in eine Ost- und

Westhälfte, konnte ihm kaum ein ersprießliches Gedeihen sichern. Kriege, nach außen, die den Mongolen zur Erhaltung ihrer Eigenart unbedingt nötig waren, konnten nicht geführt werden, und wie in Iran machte die im Oxuslande trotz der furchtbaren Vernichtungsschläge Tschingiskhans nie ausgerottete moslemische Kultur alsbald ihren Einfluß geltend. Auch die Tschagatai-Khane traten zum Islam über, aber zum schiitischen, der sie in schroffsten Gegensatz zu den Ilkhanen brachte, und auch sie wurden Beschützer der Künste und Wissenschaften, der Industrie und des Handels, mit jenen konkurrierend. Der alte Gegensatz zwischen Iran und Turan, den Abbasiden und Khwaresmiern, zeitweise ausgeglichen, lebte wieder auf.

Auch die andere unheilvolle Erscheinung wurde bald wieder bemerkt: die Uneinigkeit der tributären Kleinfürsten und ihre zentrifugierenden Bestrebungen. Dennoch gelang es, als die Khane anfingen, kriegsuntüchtig zu werden, tatkräftigen Emiren, welche die Rolle von Hausmeiern versahen, das Reich noch zusammenzuhalten. Immerhin erhob sich doch eine Anzahl mongolischer, arabischer, iranischer Herren, und im Jahre 1358 bildete sich jenseits des Pamir das Königreich Kaschgar unter einem Tschagatai-Abkömmling, das dann auch nach Westturkestan übergriff.

Aber schon war der Erneuerer des Reichs erstanden.

Timur, von den Persern Timur lenk = der lahme Timur genannt, woraus die Europäer Tamerlan machten, war 1336 als Sohn des mongolischen Kleinfürsten von Kesch im Amutale geboren. Sein Name bedeutet Eisen, und eisern war er auch. Kein mächtiger Vater hatte ihm wie dem Tschingiskhan vorgearbeitet; er aber hat den letzteren als Vorbild allzeit im Auge behalten. Land besaß er wenig; er mußte suchen, als Söldnerhauptmann emporzukommen, und das gelang dem jungen, ungestümen, dabei äußerst listigen und berechnenden Krieger in den Kämpfen der Kleinfürsten vortrefflich. Mit 24 Jahren, 1360, finden wir ihn im Heere des Khans von Kaschgar, der Westturkestan erobern wollte; Timur dachte, es fiele etwas für ihn ab, und er irrte sich nicht. Sein Oheim, der Fürst von Kesch, wurde erschlagen, und Timur trat dessen Erbe an. Sofort wendete er sich nun gegen die Kaschgarier, rief als Nationalheld die Westturkestanier auf und lenkte die Aufmerksamkeit des Emirs Husein, des Maiordomus des Khans von Tschagatai, auf sich. Nun begannen beide ein wechselvolles dreijähriges Kampfleben, das den Timur bald als Sieger sah, bald als Flüchtling; einigemal war er sogar gefangen und dem Tode nahe. Aber zuletzt blieb er dennoch oben; 1363 setzte er mit

seinem Verbündeten den letzten Khan von Tschagatai ein. Wie Husein erster Minister, wurde Timur oberster Feldherr, um sofort diese Würde zur Empörung gegen den Emir zu benutzen. Aber er ward 1366 gänzlich besiegt und ins Elend getrieben. Gleisnerisch suchte er 1367 die Verzeihung Huseins nach, der ihn wieder annahm, da er ihn zu brauchen wähnte. Er kannte den „Eisernen" schlecht. Abermals schlug Timur los, und diesmal blieb er siegreich. Emir Husein, in einer großen Schlacht besiegt, wurde gefangen und getötet; der Scheinherrscher von Tschagatai verschwand, und der Kurultai rief 1369 zu Balkh Timur zum Khakhan aus.

Sofort ging der neue Herr an die völlige Unterwerfung Turkestans; denn hier mußte er sich eine Basis für weitere Eroberungen schaffen. Er brauchte zehn Jahre dazu, 1369—1379, und dabei gelang es ihm nicht, den Khan von Kaschgar völlig zu bezwingen, wenn er auch einen Teil von Ostturkestan unter seine Herrschaft brachte. Samarkand blieb Hauptstadt des neuen Reiches des Timur; er hat die alte Tschagatai-Residenz herrlich emporgebracht, aber nur neunmal auf längere oder kürzere Zeit in ihr geweilt. Denn von 1379 bis 1405, seinem Todesjahr, hat er nicht weniger als 35 Feldzüge unternommen.

Zehn weitere Jahre, 1379—1389, hat Timur auf die Unterwerfung von Iran verwandt. Es gab harte Kämpfe, und die wiederholte Widersetzlichkeit der Reiche und Staaten war es, über die der neue Tschingiskhan in fürchterliche Wut geriet, und die ihn zu einem noch greulicheren Menschenschlächter als den alten machte. Denn in seinem Rachezorn begnügte er sich dann nicht mit dem einfachen Hinrichten der Gefangenen oder der Stämme und Völkerschaften, vielmehr ließ er die ausgesuchtesten Martern und Todesarten eintreten. Das Schinden, Pfählen, Verstümmeln, Totprügeln wechselte ab mit dem Lebendigbegraben und Lebendigvermauern. Die berüchtigten Pyramiden, die aus Menschenschädeln und Steinen, abwechselnd, mit Kalk und Lehm zu Denkmalen der Siege Timurs aufgerichtet wurden, erscheinen harmlos gegen die Mauern, die der Schreckensmensch aus den gefesselten nackten Leibern der Unterworfenen auftürmen und mit Mörtel verkleiden ließ. Alle Raffinements der Menschenquälerei finden wir hier vor.

Mit einem gewaltigen, wohlgeordneten und kriegstüchtigen Heere warf Timur die Fürsten von Khorassan und Herat nieder; dann wurden die Ilkhani in Bagdad, die Turkmenen vom Schwarzen Hammel und die Kleinkönige von Armenien bezwungen und zu-

letzt das persische Reich von Ispahan, das ganz Westiran einnahm. Die volkreiche Stadt Ispahan wollte sich das mongolische Joch nicht gefallen lassen und empörte sich. Da ließ Timur das erste gräßliche Strafgericht an ihr vollziehen. Sie wurde geplündert, verbrannt, ihre Einwohner wurden hingeschlachtet oder als Sklaven verkauft; aus 70 000 Köpfen ward eine furchtbare Schädelpyramide errichtet, 1389.

Darauf wandte sich Timur gegen das Steppenreich von Kiptschak, wo die Thronkämpfe wilder Prätendenten alles durcheinander gebracht hatten. Den ganzen Raub aus Iran hatte der Eroberer zuvor nach Samarkand geschickt. Von 1390 bis 1392 kämpfte er in den nordischen Gebieten, schlug die Kiptschaker in mehreren Schlachten, wandte seine Waffen auch gegen die Russen, kehrte aber plötzlich um, da er von Irans Empörung hörte. Auch lüstete ihn nicht nach den Gegenden des Nordwestens; es war nicht viel für ihn dort zu holen.

Das empörte Iran wurde mit unbarmherziger Wut gezüchtigt; seine Wiederunterwerfung dauerte trotzdem drei Jahre, 1392 bis 1395. Dann folgte nach einem abermaligen Feldzuge gegen Kiptschak, 1395/96, die Rüstung zum Angriff auf Indien, dessen reiche Schätze den Eroberer lockten. Die Sultane der Togluk-Dynastie, die zu Delhi residierten, hatten durch ihre Eroberungs- und Raubzüge nach dem Dekan hin ihre Herrschaft gewaltig gefestet. Unter furchtbaren Plünderungen und Verwüstungen nahm Timur das Pandschab ein und rückte ins Duab hinunter. Unter den Mauern des glänzenden, unermeßlich reichen Delhi kam es 1398 zur Entscheidungsschlacht, in der die Indier trotz ihrer trefflichen Bewaffnung, ihrer zahlreichen Reiterscharen und Elefanten völlig besiegt und zu Tausenden niedergemetzelt wurden. Schon vor der Schlacht hatte Timur über 100 000 Gefangene, die, bis hierher mitgeschleppt, ihm gefährlich erschienen, kaltblütig köpfen lassen. Delhi wurde völlig ausgeraubt und ebenso das Land umher, und mit einer unschätzbaren Beute kehrte Timur dem Lande, nachdem er mehrere Statthalter zurückgelassen hatte, den Rücken, 1399.

Aber zu Samarkand litt es ihn nicht lange; vielmehr trieb die Eroberersucht ihn zur völligen Unterwerfung Vorderasiens. Anno 1400 bereits erschien er in Syrien, wo er die Mameluken in den Schlachten bei Aleppo und Damaskus besiegte. Die beiden Städte, herrliche Glanzstätten der altislamischen Kultur, wurden barbarisch behandelt und dann zerstört. Ein Aufstand in Bagdad gab Timur dann Gelegenheit, mit dieser Sunnitenhauptstadt ab-

zurechnen. Sie wurde gestürmt, geplündert und ihre Bewohnerschaft vernichtet; 90 000 Köpfe wurden zu einer gewaltigen Pyramide vermauert, 1401. Dann ging der Zug gegen Kleinasien. Die Armenier widerstanden mannhaft, wurden aber schließlich bezwungen; der wütende Eroberer ließ nach der Einnahme von Siwas 4000 armenische Ritter lebendig begraben. Man rollte sie zusammen, band Kopf und Hände zwischen die Füße und warf je zwei in eine Grube, die man mit Brettern und dann erst mit Erde bedeckte. Dann stieß Timur mit Bajesid, dem Sultan der Osmanen zusammen, nachdem dieser die Aufforderung zur Unterwerfung höhnisch abgelehnt hatte. Die Entscheidungsschlacht bei Angora, 1402 fiel zu ungunsten der Türken aus; die ungeheure Übermacht der Mongolen zerschmetterte den tapfersten Widerstand. Bajesid wurde gefangen, aber gut behandelt; sein Reich zerfiel, Kleinasien mit Brussa unterwarfen die Mongolen; dann kehrte Timur am Hellespont um. Der Sultan von Ägypten und der Khan von Kiptschak erkannten nun seine Oberhoheit an; Bajesid starb in der Gefangenschaft bald darauf.

Nur etwa zwei Jahre gönnte der Weltstürmer sich in seinem prächtigen Samarkand Ruhe. Aus aller Welt hatte er Künstler, Gelehrte, Baumeister, Handwerker, Industrielle und Unternehmer zusammengeschleppt; hier sollte ein Weltzentrum der geistigen und materiellen Betriebsamkeit entstehen. So scheußlich der Massenmörder unter den Massen wütete, so sorglich schützte er die Intelligenz aller Art, um sie zu seinen Plänen zu verwenden. Unter den Gelehrten schätzte er besonders Astronomen, Mediziner und Juristen, auch gute Administrationsbeamten nahm er in Dienst. Durch ihn wurde eine Revision der Gesetze Tschingiskhans veranlaßt; er ließ auch eine neue Verwaltungsorganisation für das Reich ausarbeiten. Von seinen prächtigen Bauwerken ist besonders die gewaltige Moschee Gur-Emir zu Samarkand, in Marmor, Gold und Farbenpracht gehalten, zu erwähnen.

Aber rastlos trieb es den Timur weiter; war er im Westen teilweise weiter als Tschingiskhan gekommen, so wollte er diesen nun auch im Osten übertreffen. Der ihm ergebene Kurultai zu Samarkand beschloß, China zu erobern. Mit 200 000 Mann zog Timur aus; zu Anfang von 1405 war er bereits bis Otrar am Sir gekommen, da warf ihn ein hitziges Fieber nieder. Nicht ganz 69 Jahre alt endete er; seine Leiche wurde in der Gur-Emir-Moschee zu Samarkand beigesetzt.

Die Völker atmeten auf, zumal das Heer sich sofort zerstreute. Denn Timurs Militärmacht war nicht die festgefügte

des Tschingiskhan; der Herrscher überließ es vielmehr seinen zahllosen Unterführern, Söldner zu werben und sie wie sich selbst durch die Beute bezahlt zu machen. Nur Kriegszüge konnten also die Monarchie Timurs festen und erhalten. Ferner waren des schrecklichen Mannes Söhne fast sämtlich friedfertig; es war als ob die Blutorgien des Vaters bei ihnen gründlichen Abscheu erregt hätten.

Gleich einem zerschmetternden Meteor, einem blutroten, verderbendräuenden Nordlichtschein erscheint Timur in der Geschichte. Der „Besieger der Welt", der „Herr der Zeit", der „Große Wolf" waren die Beinamen, welche die Mongolen und die Unterworfenen ihm mit Recht gaben. Der furchtbare Mensch ist und bleibt ein psychologisches Rätsel; denn er besaß eine Seele, in der die wunderbarsten Gegensätze bestanden. Mit kaltem Blute läßt er Tausende dahinschlachten und weint, wenn einem derer, die ihm nahestehen, ein kleines Leid zustößt. Er zertritt den Widerstand gegen seinen Willen ohne Erbarmen und begnadigt den, der ihm kühn die Wahrheit ins Gesicht sagt. Mit gräßlicher Gründlichkeit räumt er in den alten Kulturstätten auf, und an anderen Stellen schafft er neue und fördert sie. Als Schiite eigentlich zur Intoleranz neigend und auch mitunter so auftretend, zeigt er sich anderwärts religiös völlig indifferent, ja freigeistig. Eine problematische Natur, die für niemand durchsichtig, ja nur durchscheinend war.

Nach mannigfachen Wirrnissen gelangte Timurs Sohn Schach Rukh (1409—1447) zur Regierung. Aber nur Westturkestan und Iran vereinigte er unter seiner Herrschaft und behielt solche bis zu seinem Tode. Seine Nachfolger konnten sich gegen die erstarkten Turkmenen nicht behaupten; anno 1468 hörte ihre Herrschaft auf, und nur an der afghanisch-indischen Grenze blieben ihnen kleine Reste der alten Herrlichkeit. Also nur hundert Jahre hat die Timuridenmacht gedauert.

Die Osmanen machten sich unter Bajesids Söhnen frei, sie vernichteten 1453 durch die Eroberung Konstantinopels, 1462 durch die Trapezunts das byzantinische Reich völlig, eroberten den Rest der Balkanhalbinsel, dann 1517/20 Syrien, Ägypten und Nordafrikas Küsten, 1526 Ungarn, herrschten somit in drei Welten und wurden für zweieinhalb Jahrhunderte der Schrecken des Abendlandes, das sie mehr als einmal hart bedrängten. Der große Krieg, den der deutsche Kaiser und die Venezianer 1683—1699 gegen sie führten, unterstützt von den Slawenvölkern, brachte

endlich ihre Ausdehnung nicht nur zum Stillstande, sondern entriß ihnen auch Ungarn wieder.

Auch die Turkmenen vom Schwarzen Hammel erhoben sich nach Timurs Tode (s. o.) von neuem; Armenien und Aderbeidschan fiel ihnen zu, und als 1468 die Dynastie Akkoinlu, d. i. vom Weißen Hammel, unter Usunhassan zur Herrschaft kam, dehnte sie ihre Gewalt bis zum Indus aus. Der wilden, halbnomadischen Wirtschaft machte eine iranische Reaktion unter Ismail es Ssaffi ein Ende, durch die das Perserreich der Ssaffi 1510 begründet wurde; von ihm trennten sich aber später, als die Dynastie ausgegangen war, Afghanistan und Balutschistan ab.

Die transoxanischen Gebiete (Westturkestan) fielen nach langen Kämpfen um 1500 an Muhamed Scheibani, einen Tschingiskhaniden, den Führer der türkisch-mongolischen Uzbegen, trennten sich aber unter dessen Nachfolgern bald in die Khanate Khiwa, Bokhara und Khokand. Diese sind 1873, 1868 und 1876 von den Russen unterworfen worden.

Die Ssaffi und die Scheibani drängten den letzten Timuriden Baber aus Fergana über Kabul ins Indusland hinein. Die Togluk (s. S. 20 u. 50) hatten zwar nach Timurs Tode das Reich Delhi wieder eingenommen; aber ihre Macht war außerordentlich geschwächt. Als daher die (iranischen) Afghanen nach dem Induslande hinabdrängten, widerstanden die Togluk nicht mehr. Ihnen folgten nacheinander die afghanischen Dynastien der Seijiden (bis 1451) und der Lodi (bis 1526). Gegen die Lodi führte dann 1526 Sultan Baber, der „Große Mogol" seine Erobererscharen, vernichtete durch die Schlacht bei Panipat das Afghanenreich und gründete die mongolische Dynastie zu Delhi, die unter Akbar und Aurengsib fast ganz Vorderindien unterwarf. Das Großmogulreich ist erst 1857 durch die Engländer völlig annektiert worden, nachdem bereits vorher viele Spaltungen und Abtrennungen es sehr verkleinert hatten, worauf wir hier nicht näher eingehen können.

Das Reich Kiptschak, zu dem die angrenzenden Teile Westsibiriens gehörten, nahm seinen gesonderten Entwickelungsgang, den wir später betrachten werden.

Unberührt von Timurs Weltsturm waren das mächtige China und die Hinterindische Halbinsel geblieben.

Kubilai Khan, der 1259 den Thron zu Karakorum bestiegen hatte, war, wie wir hörten, nur nomineller Oberherr der übrigen Mongolenreiche geblieben. Noch unter Mangu Khans

Regierung hatte er Tibet, Tongking, Jünnan und Birma unterworfen und war somit auch von Westen her der Sung-Dynastie in Südchina nahe gerückt. Da er aber noch eine Reihe von Jahren mit Usurpatoren zu kämpfen hatte, mußte er den Angriff auf die Sung verschieben. Endlich, seit 1264, begann dieser. Die Chinesen wehrten sich heldenhaft anderthalb Jahrzehnte lang; aber endlich erlagen sie der Übermacht; nach einer letzten verlorenen See- und Landschlacht warf sich der Sung-Kaiser nach Kanton hinein. Er fiel, und als sein tapferer Minister und Feldherr Luhsiu sich nicht mehr halten konnte, stürzte er sich auf der Flucht von der Insel Jaischen, den kleinen Kaiser Tiping auf dem Rücken, ins Meer, Gnade verschmähend, 1279.

Der siegreiche Khan vereinigte China mit seinem Reiche; die Chinesen erkannten seine Dynastie als die 19., Juan, an und gaben Kubilai Khan den Namen Schitsu. Seine Residenz hatte er schon vorher (1264) nach der alten Khitan- und Kin-Hauptstadt Jenking verlegt, die nun Khanbalik (Kambaluk, mongolisch) oder Tschungtu (chinesisch = Oststadt) hieß. Er galt fortab auch im Auslande der Hauptsache nach als der mächtige Chinesenkaiser, der den übrigen Mongolenkhanen ihre Ernennungsdiplome und Siegel übersandte und ihnen Jahrgelder zahlte.

Der Khan hatte also nach der auch erfolgten Eroberung Koreas die Gestade des Gelben und Blauen Meeres erreicht. Das deuchte ihm nicht genug. Durch einen gewaltigen chinesisch-koreanischen Bund zu Wasser und Land wollte er auch das Inselreich Japan unterwerfen; es scheint, als ob die Koreaner ihn dazu gerade angereizt hätten. Seit 1266 begannen die Feindseligkeiten; 1275 mißlang ein größerer Versuch auf Kiuschiu; da brachte 1281 Kubilai Khan eine furchtbare Armada von 3500 Schiffen und 100 000 Mann zusammen. Die Bedrohung des Britenreichs durch die Spanier 300 Jahre später konnte nicht umfassender geplant und gefährlicher erschienen sein. Aber wie dort, so kamen hier die Elemente den Bedrängten zu Hilfe: ein furchtbarer Taifun vernichtete die alliierte Flotte, und mit den Trümmern wurden die Japaner fertig. Kubilai Khan gab seine Absicht auf, und ist überhaupt seitdem kriegerisch wenig mehr tätig gewesen.

Desto mehr waltete er als Friedensherrscher, als den wir ihn namentlich aus den Schilderungen des Venezianers Marco Polo kennen. Dieser war bekanntlich mit seinen beiden Oheimen Niccolo und Matteo Polo 1275 nach China gekommen und ist

später (bis 1294) in den Dienst des großen Kaisers getreten. Kubilai Khans Reich erstreckte sich vom Himalaja und Kwenlun bis zum Blauen und Gelben Meere und von der Oberen Tunguska und dem Amur bis über Nordhinterindien. Er ließ es sich angelegen sein, die Administration auf einheitlicher Grundlage zu ordnen, indem er das Reich in 12 Provinzen einteilte. Das Militärwesen wurde ebenfalls neu organisiert; die Besatzungen und Militärstationen verteilten sich über das ganze Land. Während der Kaiser zu Verwaltungsbeamten auch Chinesen, sogar in ausgiebiger Zahl erwählte, machte er zu militärischen Befehlshabern nur Mongolen; seine Leibwache bildete er aus Kriegsgefangenen, die ihm die westmongolischen Staaten lieferten. So blieb er, obwohl er sich die Formen der alten chinesischen Kultur aneignete, doch ein Barbarenherrscher auf Kulturboden, wie es Dietrich von Bern in Italien gewesen war. Auch seine Mongolen blieben wie einst die Ostgoten ein Volk im Volke, trotzdem die Chinesen mit ihnen vor dem Gerichte gleich waren und auch in der Besteuerung gleichmäßig und gerecht behandelt wurden.

Auf religiösem Gebiete war Kubilai Khan sehr tolerant. Er selbst neigte zum Buddhismus und machte den Lama von Lhassa — zugleich, um Tibet an sich zu fesseln — zum Oberhaupte der Buddhisten des gesamten Reiches; daneben aber ließ er völlige Glaubensfreiheit verkünden. Kunst und Wissenschaft seiner Chinesen begünstigte er auf alle mögliche Weise, zog auch einzelne abendländische Geistesarbeiter heran. Zugleich förderte er die materielle Wohlfahrt des Volkes bedeutend. Der Ackerbau blieb nach wie vor die vornehmste Beschäftigung; aber neben ihm wurde auch der Handel begünstigt. Der Kaiserkanal, jene vortreffliche Wasserstraße, die das Flußnetz Süd- und Nordchinas verbindet, als Beförderungsweg für den Tributreis unter den Sui begonnen, ist unter Kubilai Khan vollendet worden. Die Landstraßen nach der Mantschurei und Mongolei, nach Sibirien und Turkestan wurden ausgebessert, erweitert, neue angelegt. Kurz, die Chinesen standen sich unter des großen Mongolenherrschers Regiment nicht schlecht.

Kubilai Khan starb 1294. Seine Nachfolger regierten anfangs milde in seinem Geiste weiter. Aber bald fingen sie an, in ihrem Palastleben zu verweichlichen. Das Haremsregiment begann; Eunuchen und Weiber bekamen die Herrschaft in die Hand, und damit war wie überall der Willkür Tür und Tor geöffnet. Die Verwaltung wurde schlechter und schlechter; die Bedrückung des Volkes hob an, namentlich durch Erhöhung der Steuern und durch

die harte Fronarbeit bei der Regulierung des Hwangho. China nahm die Übelstände lange Zeit hin; endlich aber erhob es sich. Mehrere Prätendenten, die den Kaisertitel annahmen, erstanden in verschiedenen Provinzen; es gelang ihnen, die Massen für den nationalen Gedanken zu entflammen. Das Volk stand auf und befreite sich in zwanzigjährigem Kampfe, 1348—1368, von der Fremdherrschaft. Der hervorragendste Prätendent, Tschu-juentschang, ein Bauer, dann Buddhistenbonze, warf sich zum nationalen Oberherrn des Gesamtreiches auf; der Mongolenkaiser floh über die Große Mauer in die Schamo, seine Heimat; die Herrschaft der Mongolen über China war dahin.

Der Sieger ließ den Besiegten die mongolischen Gebiete und beschränkte seine Herrschaft auf das eigentliche China. Er begründete die 20. Dynastie, Ming, nannte sich Taitsu, mit dem Namen seiner Devise (Nienhao) aber Hungwu. Seitdem wurde diese Doppelbezeichnung dauernd üblich. Nach Beendigung der Mongolenkämpfe und der Einigung Chinas, die 1380 erreicht war, nach der Ausdehnung der Oberhoheit über Anam und Korea, errichtete Hungwu seinen siegreichen Feldherren eine Ruhmeshalle in der neuen Hauptstadt Kianning am Jangtszekiang; er selbst widmete sich der Reorganisation des Staats- und Wirtschaftslebens, die er in großartiger Weise durchführte. Der kostspielige Hofhalt wurde vereinfacht, die Verwaltung, die ganz in militärische Hand übergegangen war, wurde in die zivile und militärische getrennt, die frühere Beamtenvorbildung wieder eingeführt, die höheren Lehranstalten und die Hanlin-Akademie neubelebt. Volksschulen, Waisenhäuser und Volksbibliotheken wurden überall gegründet. Die Reform der Gesetzgebung wurde begonnen, aber erst unter dem zweiten Nachfolger des Kaisers in dem großen Werke der „Pandekten des Junglu" abgeschlossen. Das Land wurde in neue 13 Provinzen eingeteilt unter Gouverneuren, die Provinzen in Bezirke (Tao), diese in Distrikte (Fu, Tschou), Präfekturen (Hsien), Kreise (Sze) und Gemeinden (Jang); die Verwaltung war demokratisch-autonom; die Regierungsbeamten kontrollierten nur. Die Agrarverfassung wurde in der Art neugeregelt, daß die Großgrundbesitzer nicht mehr als 100 Mou (60 Hektar) Land besitzen durften; alles übrige Latifundiengebiet wurde in Kronland verwandelt und verpachtet, dabei durch weise Vorschriften vor dem Raubbau gesichert. Die Kleinbauern wurden in ihrem Besitz geschützt. Gegen Hungersnot und Teuerung wurden im ganzen Reiche Korn- und Reisspeicher errichtet. Als allgemeine Steuer wurde die Grundsteuer in Naturalien (Zins-

oder Tributkorn und -reis) und in Geld eingeführt. Letztere wurde nur von den Ländereien des Eigenbesitzes (also nicht von den Kronländereien und auch nicht von denen des Adels und der Beamten), und zwar stufengemäß nach der Ertragshöhe entrichtet.

Die Ming-Kaiser, die ihre Residenz schon bald nach Kambaluk, nunmehr Peking (Nordresidenz), zum Unterschiede von Kianning oder Nanking (Südresidenz) genannt, verlegten, waren meist tüchtige Regenten, und die Chinesen betrachten jene Zeit als die Dritte goldene Periode ihres Reiches. Ihr Ansehen ging westlich über Ceylon hinaus und die nominellen Funktionen der Juan als Oberherrscher der Mongolen gingen sogar noch auf die ersten Ming-Kaiser als deren Rechtsnachfolger über.

Die Mongolenkhane sammelten die Reste ihres Volkes um Karakorum; es entstand wieder ein Hordenreich, das der Kalka, das 1368—1630 währte. Um diese Zeit wurde es von den Horden der Kalmüken gestürzt, die ihre Herrschaft auch über Ostturkestan ausbreiteten. Anno 1757 wurde diese von den Chinesen zertrümmert. Damit hatten — von dem Mantschu-Reiche (s. w. h.) abgesehen — die mongolischen Staatenbildungen ein Ende. —

Auf die abhängigen Reiche waren die Umwälzungen des 14. Jahrhunderts nicht ohne Einfluß geblieben. Die Tibetaner hatten sich während des Völkerkampfes zwischen Mongolen und Chinesen, um 1358 selbständig gemacht und ihre Herrschaft neu aufgerichtet; sie hat bis 1750 angedauert. Korea machte sich ebenfalls frei, namentlich als 1392 die neue, noch jetzt daselbst herrschende Dynastie des Nitajo auf den Thron kam. Die Tributzahlung an China dauerte zwar fort, aber im übrigen entwickelte sich das Reich selbständig. Residenz war jetzt Söul, Korea in 8 Provinzen eingeteilt. Der Buddhismus wurde unterdrückt, der Konfuzianismus erhoben. Auch die hinterindischen politischen Verhältnisse gestalteten sich um. Barma fiel um 1350 ab. Tongking riß sich 1418 los. Um dieselbe Zeit (etwa 1340) schoben sich die von den Mongolen unter Kubilai Khan südwärts gedrängten Thai-Stämme bis zur Menam-Mündung vor, den neuen Staat Siam gründend; sie unterwarfen auch das uralte Reich Tschampa und einen Teil von Kambodscha, während der andere selbständig blieb. Seitdem bestanden auf der indochinesischen Halbinsel die vier Reiche: Anam, Kambodscha, Siam und Barma, stets untereinander sich bekriegend und

manchmal eines im anderen aufgehend. Da Hinterindien dem Einflusse von zwei ganz verschiedenen Kulturen, der chinesischen (mongolischen) und indischen (arischen), ausgesetzt war, so hat sich hier eine eigentümliche Mischkultur ausgebildet. Der Volkscharakter aber ist mongolisch geblieben und hat sich dem chinesischen sehr genähert.

So sehen wir, daß die gewaltige mongolische Bewegung zuletzt doch an der chinesischen Volks- und Kulturkraft gescheitert ist. Was nicht absorbiert und zivilisiert wurde, das wurde abgestoßen und dem Nomadismus wieder überliefert. Aus dem nationalen Befreiungskrieg ging das „Reich der Mitte“ neugestärkt hervor, und auch ein letzter Mongolensturm konnte diese Nationalkraft nicht völlig bezwingen.

VI. Das chinesische und japanische Reich bis ins 19. Jahrhundert.

Letzte Ming-Kaiser. — Bedrängnisse durch die Mantschu. — Empörung in China. Ende der Ming. — Mantschu-Dynastie in China. — Schitsu. — Kanghsi. — Jungtsching. — Kienlung. — Kiaking. — Taokwang. — Hienfung. — Taiping-Revolution. — Japan. — Hidejoschi, der Staatsordner. — Ijejasu und das Schogunat der Tokugawa. — Abschließung des Landes. — Ausbildung des Feudalsystems. — Bauern und Städte.

Die Ming-Kaiser in China haben das ganze 15. und 16. Jahrhundert über ihr Reich kompakt zusammengehalten, es, wie schon erwähnt, im Innern zu hoher Blüte gebracht und nach außen hin in Achtung und Ehrfurcht der Völker zu erhalten verstanden. Von Kanton aus blieben sie in Verbindung mit Indern, Persern und Arabern, wenngleich der Zutritt ins Innere den Fremden erschwert war. Im Jahre 1511 kamen die Portugiesen als erste Europäer nach China; sie erwirkten seit 1563 eine Niederlassung auf der Insel Macau an der Mündung des Tschukiang oder Perlflusses, wofür sie den Chinesen Hilfe gegen die Seeräuber im Blauen Meere leisteten. Dafür mußten sie aber ihrerseits wieder Tribut zahlen. Lange Zeit ist Macau, auf das wir noch kommen werden, die einzige europäische Niederlassung im Reiche der Mitte geblieben.

Um jene Zeit fingen die Bedrängnisse des Reiches von neuem an. Wie die Seeräuberangriffe, die von den Malaien und den Formosanern ausgingen, im Süden, so drohten wiederum im Norden die Völker jenseits der Großen Mauer, und es half nichts, daß die Ming-Herrscher dies alte Bollwerk gegen den Nomadismus ausgebessert und verstärkt hatten. Als dritte im Bunde der Angreifer traten die Japaner auf, wie wir später hören werden.

Als die Mongolenmacht des Reichs von Karakorum niederging, schoben sich im 16. Jahrhundert die Tungusen wieder vor. Aus dem alten Volke der Niutschi war nördlich vom Amur ein neuer tatkräftiger Stamm, die Mantschu, erwachsen. Langsam rückten sie über den genannten Strom nach Süden in das heute nach ihnen Mantschurei genannte Land vor, und 1618 begründete Noorhatschu das Mantschureich mit der heiligen Hauptstadt Mukden (chinesisch Fongtien oder Schentsing), das bis zur chinesischen Grenze reichte. Bereits 1623 erreichten die Mantschu den Golf von Tschili, indem sie die Halbinsel Liaotung besetzten und sich somit zwischen China und Korea schoben. Anno 1629 tauchten ihre Scharen vor Peking auf, unter Taitsong, Noorhatschus Sohne, der alsbald die Eroberung Chinas ins Auge faßte.

Seit 1620 folgten die Ming-Kaiser rasch aufeinander, vier innerhalb eines Jahrzehnts. Denn mit einem Male war auch hier die Kraft der Dynastie zusammengebrochen; Palastintriguen spielten ihre Rolle wie einst bei den letzten Juan-Kaisern. Sie sollten auch die Ming um Thron und Reich bringen. Denn die Mißwirtschaft am Hofe hatte sich schnell auf das Beamtentum übertragen, und das Volk bekam's zu spüren. Aber es ertrug die Tyrannei nicht lange; Empörungen brachen an verschiedenen Stellen des Reiches aus. Über alle Rebellenführer schwang sich ein Mann empor, ein Bauer aus Schansi, Litszetsching, und sammelte den Kern der streitbaren Unzufriedenen um sich. Er benutzte die Gelegenheit, daß das Ming-Heer unter dem Feldherrn Wusankwei gegen die Mantschu stand und rückte rasch vor Peking. Der Kaiser Hoaitsong, ein Schlemmer und Weichling, verzagte, erdrosselte sich mit seinem Gürtel und verbrannte sich mit seinen Frauen im Harem, worauf Litszetsching die Hauptstadt erstürmte, die Ahnenhalle der Ming zerstörte und die Kaiserfamilie ausrottete. Es schien, als ob er eine neue Dynastie begründen wolle, 1644.

Aber Wusankwei, den Ming treu geblieben, war schon im Anmarsche gegen ihn. Konnte er auch, zu spät gekommen, den

Thron nicht mehr retten, so beschloß er doch, seinen Herrn zu rächen. Er befand sich nun gewissermaßen zwischen zwei Feuern: vor sich hatte er die Rebellen, im Rücken die Mantschu. Beiden war es ihrerseits darum zu tun, den berühmten Feldherrn auf ihre Seite zu ziehen, und namentlich Litszetsching bemühte sich sehr um ihn. Allein Wusankwei verabscheute den rohen Emporkömmling und achtete die Mantschu, die eine vorzügliche Organisation und treffliche Regenten besaßen, höher. So verband er sich mit ihnen zum Sturze des Usurpators und rückte gegen Peking vor. Das Heer, das Litszetsching ihm entgegensandte, wurde geschlagen; unter den Mauern Pekings stellte sich der Rebell abermals, erlag aber dem Heere Wusankweis und den Mantschu, die noch rechtzeitig auf dem Schlachtfelde eintrafen. Da steckte Litszetsching Peking in Brand, ließ den in seiner Gewalt befindlichen Vater Wusankweis enthaupten und wich in seine Heimat Schansi zurück. Wusankwei folgte ihm und lieferte ihm eine gewaltige Schlacht, die zwar unentschieden blieb, aber doch die allmähliche Auflösung des Rebellenheeres zur Folge hatte. Litszetsching wurde auf der Flucht ermordet.

Der siegreiche Kronfeldherr hoffte nun, daß die Mantschu ihren Rückzug antreten würden. Aber sie blieben. Wusankwei, ein Patriot, ging reiflich mit sich zu Rate. Sollte er einen neuen verwüstenden Krieg heraufbeschwören? Um wen? Die Ming hatten die Sympathie des Volkes verloren, waren auch fast ausgerottet. Die Mantschu mit ihrem geordneten Regiment konnten dem Lande den Frieden und Wohlstand wiedergeben. Er entschloß sich, mit ihnen zu verhandeln und versprach seinen Übertritt, wenn sie die bewährten Einrichtungen der Ming bestehen und die Chinesen an allen Ämtern teilnehmen ließen. Das gelobte der Regent für den jungen Sohn des kurz zuvor verstorbenen Taitsong, den Kaiser Schitsu; er beließ Wusankwei in seinem Amte als Generalissimus und gab ihm den Titel Pinghsiwang, d. h. Fürst-Friedensstifter des Westens. Nun zog Wusankwei durch ganz Nordchina und bewog das Volk, die Herrschaft der Mantschu anzuerkennen. Sie begründeten die 21. Dynastie, Tsching, die zu Peking ihre Residenz nahm und noch heute auf dem Drachenthrone sitzt.

Schitsu (Schuntschi, 1644—1661), der (s. o.) unter Vormundschaft seines Oheims, des Amawang, stand, fand aber trotzdem zunächst nicht allgemeine Anerkennung. Der geflüchtete Ming-Prinz Fuwang richtete in Nanking ein Sonderreich auf. Die Mantschu versuchten erst in Güte ihn zur Unterwerfung zu

veranlassen. Er verlachte sie, war aber zu feige, sich ernstlich zu widersetzen. Sein Minister und Feldherr Schukofa, ihn verachtend, wollte keinen Bürgerkrieg heraufbeschwören, aber auch nicht untreu werden. Er entleibte sich deshalb; sein Heer ging zu den Mantschu über, und Fuwang ertränkte sich samt seinen Frauen im Jangtszekiang, 1647. Nach seinem Tode standen in Tschekiang und Fukien, in Kwangtung und Kwangsi andere Ming-Prätendenten auf, wurden aber niedergeworfen. Anno 1659 war Südchina angegliedert, und nun mußten alle Chinesen, zum Zeichen, daß sie mantschurische Untertanen seien, die Haartracht der Mantschu, den Zopf, annehmen.

Nur in den Alpenländern von Kweitschou und Jünnan und auf Thaiwan (Formosa) widerstanden die Ming-Anhänger, besonders von den Miautsze unterstützt, noch bis 1661.[1]) Auf Formosa hatte sich ein förmlicher Seeräuberstaat gebildet, der den Mantschu viel zu schaffen machte. Wusankwei und seine Unterfeldherrn führten die Kriege der Mantschu, und für sie wurden Oberbeamtenstellen (Vizekönigtümer) für mehrere Provinzen geschaffen, wodurch sie zugleich als Wächter der Dynastie verpflichtet wurden.

Schengtsu (Kanghsi, 1661—1722), war noch ein Kind, als er seinem jung verstorbenen Vater Schuntschi nachfolgte. Die Regentschaft stand unter Wusankweis Einflusse; als aber Kanghsi mündig wurde, trat er rasch selbständig auf. Der berühmte Vizekönig glaubte, in dem jungen Kaiser einen dem Chinesentum gefährlichen Mann zu sehen; er empörte sich deshalb und riß ganz Südchina zum Aufruhr fort. Kanghsi hatte äußerste Anstrengung aufzuwenden, um der Bewegung Herr zu werden; Wusankweis Tod befreite ihn schließlich von dem gefährlichen Gegner, und um 1680 war Südchina wieder beruhigt. Auch Formosa wurde endlich, 1683, dauernd unterworfen.

Darauf mußte Kanghsi sich nach Norden wenden. Dort, in der Mongolei, war nach der Auflösung des alten Reiches von Karakorum das der Kalmüken (s. S. 57) aufgekommen. Kaldan Khan, der mächtige Kalmükenherrscher, hatte Ostturkestan in seine Gewalt gebracht und auch die Kalka-Mongolen unterworfen; nun wurde China von ihm bedrängt. Und zu gleicher Zeit er-

1) Den Namen Formosa, „die Schöne“, erhielt die Insel von den Portugiesen, die sie 1550 entdeckten und vorübergehend Faktoreien dort gründeten. Damals besaß sie noch tätige Vulkane, die in dunkeln Nächten wie Leuchttürme wirkten.

schienen am Amur zum ersten Male europäische Angreifer, die Russen. Gegen diese wandte sich Kanghsi zuerst. Er blieb nach mehrjährigen Feldzügen Sieger; im Frieden von Nertschinsk, 1689, wurde das Jablonoi-Gebirge als Grenze zwischen Rußland (Sibirien) und China anerkannt. Dann begann der Kaiser den schwierigen Kampf mit Kaldan Khan energischer. Anno 1696 wurde dieser völlig geschlagen; die Kalka wurden befreit und erkannten Chinas Oberhoheit an. Doch war die Grenze in diesen Gegenden noch sehr unsicher.

Nachdem hat Kanghsi nur noch einmal ernsthaft das Schwert ziehen müssen, 1718—20, als die Kalmüken Tibet überfielen und der König und der Dalai-Lama um Hilfe riefen. Ein chinesisches Heer rückte in Tibet ein, warf die Eindringlinge hinaus und legte dauernde Garnisonen in die festen Plätze. Der machtlose König wurde abgesetzt, und an seiner Stelle übernahm ein chinesischer Resident (Amban) die weltliche Regierung; die Feudalherren blieben einstweilen noch bestehen.

Im Innern war Kanghsis Regierung wohltätig und glänzend. Ein aufgeklärter und duldsamer Mann, hat dieser Mantschu-Kaiser die völlige Gleichberechtigung all seiner Untertanen in politischer und religiöser Beziehung anerkannt und aufrecht erhalten. Er hat für die Wiederbelebung des Wirtschaftslebens in jeder Weise gesorgt und den Fremden in Kanton ungehindert Handel und Verkehr gestattet. Auch in Peking nahm er einzelne auf, namentlich zur Beförderung der Wissenschaften, wie wir noch hören werden. Kanghsi ist der Urheber des „Großen Wörterbuchs“, der über 5000 Bände starken „Großen Enzyklopädie“ (Tschinting-Tuschu-Tschitscheng) und des „Heiligen Edikts“, in welchem die Regeln des Verhaltens des Volkes niedergelegt sind.

So kam es, daß Kanghsi von den Chinesen nicht als Fremdherrscher empfunden wurde; war er doch selbst fast ganz chinesiert. Der Kaiser lebte für seine Person höchst einfach, seine Erholung von der Arbeit für den Staat suchte er in den Wissenschaften und auf der Jagd. Letztere übte er namentlich in der Mongolei, jenseits der Großen Mauer aus, wo er sich bei Dschehol (Tschengte) einen großartigen Jagdpalast inmitten herrlicher Gartenanlagen erbaute. Von Peking bis dahin führte eine breite Landstraße, 40 Meilen weit; an ihr waren von Strecke zu Strecke kaiserliche Palastherbergen errichtet.

Schitsung (Jungtsching, 1722—1735) war seinem großen Vater wenig ähnlich. Seine Regierung verging unter unfruchtbaren Kämpfen mit den Kalmüken in Ostturkestan, und

den Miautsze. Dazu kam noch eine große Christenverfolgung (s. w. h.), die das Reich erschütterte.

Kaotsung (Kienlung, 1735—1796) war dagegen derjenige Kaiser, unter dem die Mantschu-Dynastie ihre höchste Blüte erreichte. Er war der geborene Herrscher und ist derjenige gewesen, den man im Abendlande in der damals herrschenden Orientschwärmerei als den größten Fürsten lobte und bewunderte. Er ist der Altoum in Gozzi-Schillers „Turandot", und von Voltaire, Wieland u. a. einheimischen Autokraten als Vorbild empfohlen worden. Eine gewisse Ähnlichkeit besitzt er mit Kubilai Khan, doch ist er nicht durchgängig so tolerant wie dieser und sein Großvater Kanghsi gewesen.

Kienlung war der geborene Kriegsfürst; er hat durchgeführt, was Kanghsi, nur gleichsam der Not gehorchend, tat. Die Aufstände in Hunan, Kwangsi und Szetschwan, 1746—1749, unterdrückte er und machte die Miautsze völlig tributpflichtig. Die unruhigen Kalmüken beschloß er dauernd niederzuwerfen. Mit einem gewaltigen Heere begann er 1751 den Kampf, der nach 6 Jahren endete (1757). Das Kalmükenreich löste sich auf; die Kleinstaaten in Ostturkestan wurden unterworfen und China am Pamir, Tienschan und Altai feste Grenzen gesetzt. In Verbindung damit wurden 1750 die tibetanischen Feudalherren ihrer Selbständigkeit beraubt und somit auch Tibet bis zum Himalaja angegliedert. Dann folgte die Sicherung der Grenze gegen Süden, Hinterindien, in dessen Reichen ein Umsturz dem andern folgte. Barma wurde 1767—1769 unterworfen und tributär gemacht, 1787—1789 traf Anam dasselbe Schicksal. Die unruhigen Nepalesen mußten sich 1787—1792 unterwerfen. Formosa empörte sich, wurde aber 1787 bezwungen. Auch Korea wurde wieder stärker abhängig gemacht.

Somit reichte das chinesische Reich in nie vorher dagewesener Ausdehnung vom Pamir bis zum Großen Ozean und von den sibirischen Steppen bis zum Himalaja und nach Hinterindien hinein. Kienlung hat trotz seiner kriegerischen Veranlagung seine Feldzüge nicht aus Eroberungssucht, sondern um mit Chinas Feinden ein für allemal gründlich abzurechnen, unternommen.

Seine Regierung im Innern war die Fortsetzung der seines Großvaters. Doch litt die Wohlhabenheit des Landes unter den fortdauernden Kriegen sehr durch Steuererhöhungen und außerordentliche Auflagen, die nicht aufhören wollten.

Jentsung (Kiaking, 1796—1820) folgte seinem gewaltigen Vater noch bei dessen Lebzeiten, da dieser nicht länger

als sein Großvater regieren wollte und abdankte. Als er 1799 starb, machten sich schon die ersten Zeichen des Verfalls bemerkbar. Kiaking bekümmerte sich nicht um das Reichswohl und überließ Vizekönigen und Gouverneuren die Regierung; die unerhörte Bedrückung und Aussaugung des Volkes begann. Alsbald wurde die Mantschu-Herrschaft als Fremdherrschaft empfunden, namentlich im Süden, wo sie nie so recht ins Volk gedrungen war. Anhänger der Ming-Dynastie hatten sich hier in Menge erhalten; sie waren verstärkt worden durch Zuwanderungen nationaler Elemente und unzufriedener Miautsze, welch erstere unter Kanghsi und Kienlung sich von Norden her besonders nach Kwangsi und Kwangtung hinunter ausgebreitet hatten. Dadurch entstand ein gewisser Gegensatz zwischen Seßhaften (Punti) und Einwanderern (Hakka). Bald entstanden Geheimbünde, die auf den Umsturz der Dynastie hinzielten; sehr verbreitet war der Dreieinigkeitsbund (Sanhohwui), der bald von sich reden machte. Schon 1796 erhoben sich, als Kienlungs Hand nachließ, die Miautsze; sie konnten erst 1806 notdürftig beruhigt werden. In diesem Jahre brach dann gleichsam als Fortsetzung die große sogenannte Seerebellion, namentlich in Fukien, aus, die erst 1813 unterdrückt werden konnte. Der Kaiser entging zweimal mit genauer Not dem Attentate von Angehörigen der Sekte der „Weißen Lilien“, wurde aber nicht klüger.

Mianning (Taokwang, 1820—1850), sein Sohn, folgte ihm. Er war gerade kein Schwächling, aber ein überstolzer und intoleranter Mann. Unter ihm erfolgten die ersten Zusammenstöße Chinas mit den Engländern und Franzosen, worüber wir an anderer Stelle berichten werden. Der Druck der Beamtenhierarchie wurde immer ärger, die Reichshut immer nachlässiger. Barma fiel ab; Aufstände brachen unter den Dunganen, 1825—28, in Turkestan, geschürt durch Muhamed Khan von Khokand, unter den Miautsze, auf Formosa und Hainan aus; sie wurden kaum noch bewältigt. Namentlich der Miautsze-Aufstand von 1832 suchte an Wildheit seinesgleichen. Dazu grollte es in den Südprovinzen immer gewaltiger, und der Nationalhaß der Chinesen wurde von den Geheimbünden immer mehr aufgestachelt. Schon hub in Kwangsi die Empörung an.

Itschu (Hienfung, 1850—1861), Taokwangs Sohn, war denn auch der Mann, sich bei seinen Untertanen um allen moralischen Kredit zu bringen. Dieser neunzehnjährige Sohn des Himmels hatte bereits vor seiner Thronbesteigung seine physischen und geistigen Kräfte durch ein ausschweifendes Haremsleben

stark reduziert. Sein lebelang überließ er die Regierung dem von seinem Vater fürsorglich eingesetzten Viermänner-Regentschaftskollegium. Alles, was außerhalb seines Riesenpalastes in Peking vorging, focht ihn nicht an.

Gegen diesen erbärmlichen Herrscher brach nun der furchtbare Sturm im Süden los. Dort trat der aus einem Hakka-Clan hervorgegangene, 1813 geborene Bauernsohn Hungsiutschwen, ein feuriger, hochbegabter, etwas exzentrischer Mann, der gleichwohl, weil er arm war, bei der herrschenden Korruption trotz angelegentlichen Bemühens nicht emporkommen konnte, an die Spitze der nationalen Erhebung, organisierte diese religiös, politisch, sozial und militärisch und leitete sie im Kampfe gegen das Mantschuregiment.[1]) Unaufhaltsam wuchsen ihm die Scharen der Unzufriedenen zu, als er 1850 den Vormarsch nach Norden begann. Seine Anhänger ließen sich das Haar wachsen, wurden daher Tschangmao (Langhaarige) genannt. Anno 1853 erreichten sie, nachdem sie Heer auf Heer der Mantschu geschlagen, das Jangtszetal; Nanking wurde zur Hauptstadt des neuen Reiches erhoben. Der Kaiser, der den Titel Tienwang (Himmelskönig) wählte, nahm hier in Tienking (Himmelsresidenz) seinen Sitz, das Tienkwo (Himmelsreich) der Dynastie der Taiping (Devise = Männer des Friedens) begründend. Seine Theokratie hatte viele Formen dem Christentum entlehnt, und seine Lehre würde bei weiterem geregelteren Aufbau sich zu einer annehmbaren, christlich gearteten Volksreligion haben gestalten können. Leider kam es nicht dazu.

Bereits 1854 ging eine mächtige Taiping-Armee auch zur Eroberung des Nordens ab. Sie verpaßte aber die rechte Zeit und Gelegenheit, trotzdem sie fast bis Peking vordrang und die Viermänner in argen Schrecken versetzte. Die Mantschu rafften sich auf und schlugen die Taiping zurück. Nun tobte der Kampf mehrere Jahre hindurch in den Jangtszegebieten fort. Der Tienwang hatte sich einen Assistenz- und vier andere Könige (der vier Himmelsrichtungen) zugesellt und überließ diesen die Kriegführung, während er selbst sich in seinem Palaste vergrub. Es scheint, daß er hier verfrömmelte und verweichlichte. Ein Versuch zweier seiner Könige, ihn aus der Verborgenheit herauszuziehen, endete mit ihrer und ihres Anhangs Niedermetzelung. Doch traten glücklicherweise andere Wangs (Könige) an der Beseitigten Stelle und nahmen die innere und äußere Reform des

1) Spielmann, Die Taiping-Revolution in China 1850—1864. Halle, H. Gesenius.

Taiping-Reiches in die Hand; unter ihnen waren der Kanwang (der schirmende König) und der Tschungwang (der treue König), namentlich letzterer, die bedeutendsten.

Noch einmal, 1859, nahmen dann die Taiping einen Anlauf gen Norden; auch dieser mißlang. Nun mußten sie sich am Jangtszekiang gegen die von allen Seiten anrückenden Mantschu verteidigen. Sie suchten sich 1860 durch die Eroberung der Seestädte Luft zu machen, um sich zugleich mit den Europäern, die von ihnen freundlich behandelt worden waren, in Verbindung zu setzen. Da sie aber den Opiumhandel verboten, so hatten sie sofort die Engländer gegen sich, die ihre Verbündeten, die Franzosen, mit sich rissen. Banden von europäischen und amerikanischen Abenteurern traten in mantschurische Dienste; zuletzt halfen reguläres englisches und französisches Militär und englische Kriegsschiffe die Taiping aus den Seestädten vertreiben. Die Taiping wurden durch die immerwährenden Kämpfe, die ohne Erfolg blieben, nach und nach sehr desorganisiert; der Krieg artete in gegenseitige Schlächterei aus. Die Empörer wurden schließlich von dem Generalissimus Tsengkwofan um Nanking zusammengedrängt; der englische Major Gordon trieb mit einem europäisch-mantschurischen Armeekorps von Schanghai aus den tapferen Tschungwang den Jangtszekiang aufwärts und nach Nanking hinein. Die Stadt wurde belagert; als alles verloren war, tötete der Tienwang seine Frauen und sich in dem selbst angezündeten Palaste, und beim Sturme der Belagerer ging ganz Nanking in Flammen auf, 1864. Eine furchtbare Menschenjagd brach nun über die führerlosen Taiping herein; der Aufstand wurde in Blutwogen ersäuft; nur einige Trümmer der Empörer räuberten im Süden, im Berglande von Jünnan, weiter. An 12—20 Millionen Menschen sollen in diesem Bürgerkriege zugrunde gegangen sein.

Und was hätte aus dieser gewaltigen nationalen, fremdenfreundlichen Bewegung werden können, wenn sie von Europäern organisiert und ins richtige Bett geleitet worden wäre? Antwort: All die bösen Ereignisse der späteren Zeit wären vermieden worden, und das Verhältnis Chinas zum Abendlande hätte sich jedenfalls freundlicher gestaltet.

Daß das nicht geschah, danken wir dem britischen Krämergeiste, der den Gifthandel des Opiums schirmte. — — —

Das japanische Reich hatte unterdes eine ganz andere Entwickelung genommen. Als Ota Nobunaga (s. S. 36) die

Asikaga 1573 stürzte, war er damit noch lange nicht Herr von Japan; vielmehr hatte er mit den Teilfürsten noch heftige Kämpfe zu bestehen. Nach seiner Ermordung, 1582, erhob sich sein treuer Genosse Hidejoschi, der für Nobunagas Enkel Sanhosi die Herrschaft führte, sie nach dessen Tode aber selbst ergriff, 1586. Unter schweren Kämpfen mit Nobunagas Familie und anderen Fürsten blieb Hidejoschi, der sich Taikosama = Premierminister nannte, Sieger und brachte dem Lande endlich die ersehnte Ruhe und Ordnung. Um nun die Aufmerksamkeit von den inneren Zuständen abzulenken und um zugleich durch eine nationale Kriegstat die Einheit und seine eigene Macht zu festigen, beschloß Hidejoschi Korea und China den Krieg zu erklären. Ersteres Land hatte einige Zeit Tribut an Japan aber nun schon längst nicht mehr gezahlt und weigerte sich auch, gegen die Ming-Dynastie in China Hilfe zu leisten. Die Ming waren bereits seit 1550 von den Japanern in Fukien vielfach angegriffen worden. Nun führte Hidejoschi 1592 ein Heer von 200 000 Mann nach der Halbinsel hinüber und nahm, rasch vordringend, die Hauptstadt Söul ein. Allein unterdes wurde die japanische Flotte von der koreanischen geschlagen, und ein chinesisches Hilfsheer unter Lijusung nahte heran, während die Japaner in Korea durch Kämpfe und innere Zwistigkeiten behindert wurden, ihre Vorteile auszunutzen. Bereits 1593 mußte Söul aufgegeben werden. „Herr, gedenke der Athener!“ d.h. der Chinesen, mag sich Hidejoschi haben zurufen lassen. Zwar hielten sich die Japaner unter steten Kämpfen auf der Halbinsel, bis 1597 Verstärkungen kamen; aber dann erlagen sie zu Wasser und zu Lande der vereinigten chinesisch-koreanischen Macht, und den Rest rief Hidejoschi kurz vor seinem Tode, 1598, zurück. Die Japaner nahmen als Trophäen die abgeschnittenen Nasen und Ohren von mehr als 200 000 erschlagenen Koreanern und Chinesen mit, aus denen sie das Siegesdenkmal (?) Mimizuka (Ohrenhügel) bei Kioto errichteten.

Auf den tüchtigen Staatsordner folgte sein unmündiger Sohn Hidejori, gegen den sich sein Schwiegeraltervater Ijejasu empörte. Dieser erlangte denn auch die Vormundschaft und nahm die Schogunwürde an, dankte dann zwar zugunsten seines Sohnes Hidetada ab, blieb aber doch im Besitze der Gewalt, wie die eigentlichen Herrscher in Japan ja stets Hintermänner waren. Er erhob Jedo zur weltlichen Hauptstadt und vergrößerte und verschönerte es bedeutend; Hidejori dagegen residierte in Osaka. Als er mündig geworden war, begann der Kampf zwischen ihm

und den Regenten. Diese erstürmten Osaka; Hidejori kam um, und Ijejasu blieb nebst seinem Sohne alleiniger weltlicher Herr in Japan, 1615. Mit ihm begann die Herrschaft der Familie Tokugawa, deren Glieder das Schogunat bis 1868 bekleideten.

Der erste Tokugawa Ijejasu starb 1616 und wurde in dem prächtigen Waldgebiete von Nikko bei Jedo unter großer Feierlichkeit beigesetzt. Der Mikoto erkannte ihn sogar als eine Inkarnation Buddhas an. Seitdem ist Nikkō mit seinen Tempel- und Gartenanlagen ein Wallfahrtsort der Japaner geworden. Ijejasu hat 14 Nachfolger gehabt; sie machten die Gewalt des Schogun (oder Taikun = Großer Herr) zu Jedo fast zur unumschränkten; nur bei sehr wichtigen Angelegenheiten wurden die neu geschaffenen beiden Staatsräte (ein großer und ein kleiner) um ihre Ansicht gefragt. Das Land wurde nach außen streng abgeschlossen; von Ausländern wurden nur Chinesen und Niederländer geduldet, diese aber nach Nagasaki verwiesen. Kein Japaner durfte ins Ausland reisen.

Eine eigentümliche Entwickelung nahm unter dem ersten Tokugawa das japanische Lehnswesen. Sein Ursprung soll nach den Japanern in die Zeit fallen, da die Minamoto die Zivilgouverneure durch den Buke (s. S. 35) entnommene Militärgouverneure und Lehnsträger ersetzten. Allein die Anfänge sind älter; dagegen ist die Ausbildung jünger. Unter den Asikaga, zur Zeit der großen Umwälzungen, fiel fast das ganze Land, die Krongebiete ausgenommen, an militärisch hochgekommene Großgrundbesitzer, die innerhalb ihres Machtgebietes auch die kleineren Herren von sich abhängig, zu ihren Ministerialen machten, die Bauern aber ganz zu Pächtern oder Hörigen herabdrückten. Neben den kleinen Lehnsherren gab es dann noch die Mitglieder der Samurai-Kaste, der berufsmäßigen Krieger, die mit Land beliehen oder mit Reis besoldet wurden.

Diese Verhältnisse bestätigte Ijejasu. Er teilte die Lehnsherren (Daimio = Großer Name) in drei Klassen, nach der Größe ihres Besitzes und ihrer Einkünfte ein, und fügte ihnen zwei weitere kleinerer, vom Schogun direkt abhängiger Adliger hinzu. Als sechste Klasse schlossen sich dann die gewöhnlichen Samurai an, äußerlich kenntlich an den zwei Schwertern, die sie tragen durften. Damit zugleich wurde den Kuge aller Einfluß auf das Regiment genommen und auf die Buke übertragen. Die Daimio kopierten diese Einteilung für ihre Ministerialen; ihre Samurai siedelten sie meist um ihre Residenz

an, bildeten auch aus einem Teile davon eine Art Landmiliz, die stets zu ihren Befehlen stand. Der großen Daimio (Provinzherren) gab es in Japan 20, der Adligen der 2. Klasse 32, der 3.: 312, der 4.: etwa 2000, der 5.: etwa 5000. Alle Titel und Ehrenrechte behielten sie gleichwie ihre Einkünfte; auch wurden sie vom Mikoto direkt bestallt. Aber aller Verkehr mit dem in Kioto abgesperrten, wenngleich mit Gütern und Einkünften reich ausgestatteten Kaiser ging durch den Schogun, der stets nur schriftlich oder durch Boten mit dem Mikoto verhandelte.[1]) Um die Daimio völlig in Abhängigkeit von seiner Macht zu halten, nötigte sie der Schogun oder Taikun, ihre Familien in Jedo wohnen zu lassen und selbst ein über das andere Jahr dort zu verbringen. Das ganze weite Gebiet um Jedo, das fruchtbare Kwanto, war Eigenbesitz des Taikun geworden; außerdem hatte er Besitzungen verstreut im ganzen Reiche; man rechnete, daß ihm ein volles Drittel davon gehörte. Somit konnte er überall rasch bei der Hand sein; damit noch nicht genug, waren auch sonst seine Garnisonen in Landesfesten und Stationen verteilt. Aller fünf Jahre schickte er Visitatoren aus und unterhielt überdies Geheimagenten und Spione, die gut besoldet wurden.

Die Samurai-Kaste nahm nach der Sanktionierung der neuen Ordnung bedeutend ab. Ein Teil der beschäftigungslos gewordenen Berufskrieger mußte sich dem Ackerbau oder einem Gewerbe zuwenden. Ein anderer dagegen, die sogenannten „Wilden Samurai" (Ronine) ergab sich der Wegelagerei und machte sich bald gefürchtet.

Die Bauern waren dem Herrn, dem sie unterstanden, zinspflichtig; die Steuern wurden dorfweise (je 50 Familien bildeten eine Dorfgemeinde) erhoben. Eine völlige Leibeigenschaft bestand nicht. Doch wurden die Hörigen auf den Lehnsgütern oft hart bedrückt, während sie auf denen der Regierung besser behandelt wurden.

Städte bildeten sich in Japan schon frühe, namentlich an den Meeresbuchten; aufgeblüht sind sie erst nach Beendigung der Anarchie, unter den Tokugawa. Die Bürger bestanden naturgemäß aus Handwerkern und Kaufleuten; ihre Beschäftigung wurde geringer als die des Bauern geachtet. Der Außenhandel war, wie erwähnt, auf das notwendigste beschränkt; nur was man unbedingt brauchte und nicht selbst produzieren konnte, kam von Nagasaki herein; dabei mußte der Wert der Ausfuhr stets größer

1) Von 1623 bis 1863 hat der Schogun den Mikoto nicht gesehen.

sein. Lebhaft dagegen war der Binnenhandel, den der Taikun seit 1813, wo der Zunft- und Gildenzwang eingeführt wurde, leicht regulierte, wie denn auch der Außenhandel ganz durch seine Hand ging.

So dämmerte der Inselstaat unter despotischem Regiment bei feudal-bureaukratischer Verfassung, hermetisch verschlossen im dolce far niente, wie K. Munzinger sagt, bis in die Neuzeit hinein.

VII. Die Religionen der Mongolenvölker.

Schamanismus der Mongolen. — Ahnendienst der Chinesen. — Schintoismus in Japan. — Kungfutsze und seine Lehre. — Laotsze und der Taoismus. — Buddha und seine Lehre. — Buddhismus in Indien und China. — Buddhismus in Japan. — Buddhistischer Kirchenstaat Tibet. — Kämpfe um die innere Herrschaft in Tibet. — Hierarchische Form des tibetischen Buddhismus. — Christen in Hochasien. — Juden, Parsen und Muhamedaner in Nord- und Südchina.

Die mongolischen Kulturen ruhen zumeist auf derselben Grundlage, der chinesischen; wenigstens ist sie typisch für alle Reiche und Staaten der gelben Rasse gewesen. Recht wesentlich für die Kulturentwickelung ist die Religionsanschauung der Mongolenvölker geworden. Auch für sie sind überall dieselben Grundlagen nachzuweisen.

Die ursprüngliche gemeinsame Art der Gottesverehrung war der Schamanismus, wie wir ihn heute noch in den sibirischen Gegenden bei einer ganzen Anzahl von Stämmen in der krassesten Weise vorfinden. Der Naturmensch bevölkert die belebte Natur mit Geistern, unsichtbaren Wesen, die sich auf alle mögliche Weise äußern. Nach den Beziehungen seines Ich zu diesen Naturkräften, die er sich als persönlich denkt, unterscheidet er ihn fördernde oder benachteiligende Dämonen; von seinem Standpunkte aus nennt er sie gut oder böse. Da er die Wirkung der guten möglichst erhalten, die der bösen aber möglichst abschwächen will, muß er nach seiner Meinung aus dem Eigenen etwas tun. Wie man im Leben dem Freunde Geschenke macht, um ihn sich noch mehr zu verpflichten, wie man aber auch dem mächtigen Feinde oftmals einen Gefallen tut, damit er nicht allzu aufsässig werde, so muß man, schließt der Naturmensch, auch den geheimnisvoll wirkenden Mächten Geschenke, Opfer bringen. Da man aber den, dem man opfern will, gern vor sich sieht, so ist es nötig, weil der Geist nicht sichtbar ist, sich ein Bild von ihm zu

machen, das dauernd vor einem steht. Dies Bild ist natürlich das Produkt der Menschenphantasie; seine Anschauungen, wie der Geist aussähe, wenn er sichtbar wäre, legt der Naturmensch in die Formen und Züge des Bildes, und je nach des Schöpfers Fertigkeit wird das Bild zum Götzen- oder Götterbilde. Das Bild verlangt Obdach, so entsteht der Hain oder der Tempel, wo es ständig steht. Damit man aber auch sonst das Bild gleich zur Hand und im Hause habe, entstehen kleinere Nachbildungen, Hausgötter, die zugleich Familienheiligtum werden. Vor all diesen Bildern werden nun die Opfer dargebracht: die Dankopfer den guten, die Versöhnungsopfer den bösen Göttern, und es bringt sie derjenige dar, der den Nutzen für sich oder die Seinen haben will.

Aber nicht immer und nicht überall haben die Opfer den gewünschten Erfolg, und der Naturmensch zerbricht sich dann den Kopf, warum dies nicht der Fall sein mag, da er doch sein Bestes getan hat. Er glaubt, er müsse sich in den Mitteln vergriffen und die Wege verfehlt haben; denn der Gott, den er so reich beschenkt hat, muß sich doch erkenntlich zeigen. Er sieht nun, daß es Männer gibt, die viel mehr Erfolg haben, die es verstehen, auf bessere Art und Weise die Götter auf ihre Seite zu ziehen. Ob sie besser sind als er, das beachtet er weniger als den Umstand, daß die Gottheit oder ihre Mehrzahl ihnen günstig ist. An diese Bevorzugten wendet er sich, bestaunt ihre Vorzüge, bittet um Vermittelung bei der Gottheit. Andere tun desgleichen; der Vermittler wird eine gesuchte Person; er schwingt sich zu einer höheren Stellung innerhalb seiner Horde, seines Stammes auf. Die Mittel, wodurch er die Gottheit, namentlich die böse, sich oder anderen günstig macht, verrät er nicht; er verbirgt sie unter der gewöhnlichen Menge unverständlichen Zeremonien. Das Vertrauen, das ihm seine Genossen entgegenbringen, bestärkt ihn in seinem Tun; bewußt oder unbewußt wird er zum Beschwörer, der stärker als die Gottheit sein will oder zu sein sich gebärdet. Er wird Medizinmann und Wettermacher, und damit hat er also die Mittlerrolle zwischen dem Stamm und der Gottheit oder den Göttern angenommen.

Auf diese Weise ist der Schamanismus bei den Mongolenvölkern entstanden, und auf dieser Stufe ist die Religion bei den Urvölkern stehen geblieben, d. h. auf der niedrigsten, die es gibt.

Auch bei den Ariern finden wir eine ähnliche Entwickelung. Eigentümlicher-, oder auch, wenn man will, verständlicherweise haben die den Mongolen der Steppe benachbarten Völker, die Iranier und Slawen, den Dämonendienst am meisten kultiviert,

den Gegensatz von gut und böse: Ahuramazda-Ahriman und Bjelbog-Tschernjebog systematisch durchgebildet, jene bildlos, diese bilderreich. Aber auch bei den anderen arischen Völkern finden wir Anklänge, daß der dämonische Dualismus ursprünglich herrschend war. Die Semito-Hamiten haben ihm ebenfalls gehuldigt; hier war ursprünglich der Einfluß der mongolischen Sumerier (s. S. 9) maßgebend.

Aber nirgendwo hat der Schamanismus eine solche Ausbildung erlangt wie bei den Mongolen Asiens; von den Indianern und den Negern in den anderen Erdteilen sehen wir ab.

Auch die beiden großen Kulturvölker des mongolischen Asiens sind ursprünglich Schamanisten gewesen. Doch hat sich unter dem Einfluß des Ackerbaus und der Kultur der Schamanismus etwas veredelt.

Die Chinesen erkannten frühe ein höchstes Wesen als Komplex sämtlicher Naturkräfte an, den alles umspannenden, alles spendenden Himmel (Tien) oder „Höchsten Herrscher" (Schangti), der auf Erden im Kaiser, dem „Sohne des Himmels" (Tientschi) verkörpert wurde. Die Dämonen traten allmählich zurück gegen die Männer des Volkes, die dieses aus der Unkultur emporgebracht hatten. Zunächst wurden die ersten Himmelssöhne zu Göttern, dann verdiente Helfer dieser, zuletzt die Vorfahren überhaupt. So entstand der Ahnendienst, der heute noch in China in so hoher Blüte steht. Die Entwickelung ist bei der Clanverfassung der Chinesen rasch erklärlich. Der Stammvater des Clans, der seinen Nachkommen die Daseinsstätte bereitet hatte, verdiente höchste Verehrung; je weiter sein Todesjahr in die Vergangenheit zurückwich, desto mythischer und mystischer wurde er und rückte den Göttern näher. Seinen nächsten Nachfolgern ging es ebenso; mit ihrem Abscheiden aus dem Leben wurden sie zu Dämonen und die folgenden in gleicher Weise und so weiter. Ein jeder Mensch hat drei Seelen, die sich beim Tode scheiden. Die eine bleibt im Leibe, wird mit diesem dem teuern väterlichen Grund und Boden übergeben und dort von dem gewaltigen Erddrachen bewacht. Die andere fährt in die Ahnentafel. Die dritte steigt zum Schangti in die Schattenwelt, wo sie allmählich Dämonenrang erlangt und über ihre Familie oder über ihren Clan wacht.

Selbstverständlich verlangt auch der Ahn seine Opfer, einmal damit er schneller vom Schangti unter die Dämonen aufgenommen wird, zum Frieden gelangt und seinen Angehörigen Gutes tun kann, zum anderen damit der Geisterdrache, der den Leib bewacht,

zufriedengestellt wird. Unterbleibt das Opfer, so rächt die Seele sich. Der Wert der Opfer wächst mit ihrer Menge; je mehr Personen opfern, desto besser. Deshalb wird Kindersegen gewünscht. Der Geist des Kinderlosen irrt ruhelos umher.

Der Ahnendienst ist ein dreifacher: ein offizieller, ein Stammes- und ein Familien-Ahnendienst. Der offizielle, vor den kaiserlichen und sonstigen berühmten Ahnen, findet in den kaiserlichen Tempeln statt. Daneben hat jeder Clan seinen Stammtempel und jede Familie ihren Ahnenschrein im Hause. Der kaiserliche Tempel, seine Bilder, Ahnentafeln und Priester werden auf Staatskosten erhalten; große Ländereien, die dazu gehören, liefern die Einkünfte, woraus die Kosten bestritten werden. Ähnlich sorgt der Clan für sein Heiligtum; aus der gemeinsamen Kasse werden dieselben Ausgaben, auch die der alljährlichen großen Frühjahrs- und Herbst-Opferfeste und der Unterhaltung der Gräber bestritten. Wenn der Ertrag der Tempelländereien einmal nicht reicht, dann werden alle anderen Ausgaben aus der Clan-Kasse beschränkt, um das Manko zunächst zu decken. Die Gräber werden sorgfältig gepflegt; kein Baum oder Strauch darf sie beschatten, keine fremde Hand sie berühren, damit der Geisterdrache nicht unwillig wird.

Dadurch wird der Ahnenkultus zum größten Hindernis des Fortschritts in China. Millionen von Gräbern bedecken weite Landstriche, die kein Pflug, keine Hacke, kein Weg, keine Bahn berühren darf; der Wald wird zurückgedrängt, die Landschaft in kahles, ödes Einerlei verwandelt, das noch dazu elementaren Ereignissen gegenüber ganz hilflos ist. Außerdem wird eine Menge Landes, eben jenes Ahnentempelgut, der allgemeinen Nutzung entrissen und zum Gut der toten Hand; Millionen erfordert der an sich gewiß nicht unethische Kultus von einem Volke, das sonst seine Bedürfnisse einschränkt.

Der Ahnenkult im Hause, vor der Ahnentafel, und auf dem Grabe der Eltern und Großeltern ist dagegen weniger kostspielig, zumal der praktische Chinese sich die Sache so auslegt: Der Verstorbene verlangt das Opfer, aber er bestimmt nicht seine Art; so genügt es, daß man statt Goldes Goldpapier opfert, d. h. verbrennt.

Ähnlich wie in China hat sich in Japan die Umbildung des Schamanismus in den Ahnendienst, hier Schinto genannt, vollzogen. Allein hier sind es weniger die mehr oder minder unbekannten Ahnen des Clans und der Familie als die Kaiser und berühmten, namentlich kriegerischen Stammhäupter und Helden, die Verehrung genießen und zum Teil an die Stelle der Dämonen

treten. Sie sind die Kami, welche die Geschicke ihrer Nachkommen beeinflussen. Die Tempel der Kami sind sehr einfach; sie enthalten nur einen Gong, einen Spiegel, der die Reinheit, Tiefe und Macht des Kami veranschaulichen soll und dem Beschauer zugleich das Cognosce te ipsum! zuruft, ferner die Gohei, gezackte Papierstreifen, deren Deutung mannigfach oder — gar nicht gegeben wird.[1]) Der Schintoismus kennt kein Mönchswesen, auch kein Cölibat; seine Priester bilden sogar kaum einen besonderen Stand; sie legen die Tracht nur an, wenn sie im Tempel opfern oder beten; sonst gehen sie wie andere ihrer Beschäftigung nach. Von jeher ist von den Schintoisten der Mikoto als Vermittler zwischen den Kami und den Menschen angesehen worden, daher auch die Bevorzugung dieser Lehre durch das geistliche Oberhaupt der Japaner.

Der Ahnendienst bestand schon längst, als in China der große Weise Kungfutsze (551—478 v. Chr.) auftrat; die Abendländer haben seinen Namen in Confucius latinisiert. Er lebte zur Zeit der Kleinstaaterei unter der Tschau-Dynastie (s. S. 25), war in Schantung geboren, wanderte aber durch weite Strecken Chinas und befand sich in den verschiedensten Stellungen vom Lehrer bis hinauf zum Minister, bis er schließlich resignierte. Er sah das Elend des Zwiespalts und der Uneinigkeit und fand das Heil im Konservatismus, in der Autorität und Pietät; erstere soll von Menschlichkeit und Gerechtigkeit geleitet werden. So stellte er eine Menge Satzungen der Sittenlehre auf, systematisierte sie verstandesmäßig-nüchtern und weltmännisch-klug. Den Namen Gott vermied er, weil er fürchtete, den Dämonismus, dem er abhold war, zu fördern. Der Kaiser steht bei Kungfutsze zu oberst; ihm folgen der Fürst, der Beamte, der Lehrer, das Stammhaupt, das Familienhaupt, der Vater, der Mann, dem die Frau dienen soll. Stets soll der Mensch streben, vollkommener zu werden, für sich arbeiten, um andere sich nicht kümmern. Bei Lebzeiten fand der „Prophet im Vaterlande“ wenig Anklang; aber schon bald nach seinem Tode griff man seine Lehren willig auf. Sie wurden die trefflichste Verteidigung und Stütze, die der Ahnenkultus sich wünschen konnte. Des großen Meisters Schüler Mengtsze (372 bis 289 v. Chr.), ebenfalls in Schantung geboren und in der Stellung eines Geheimen Hofrats bei verschiedenen Teilfürsten, bildete die konfuzianische Ethik weiter aus; nur kehrte er die Reihenfolge

1) Man behauptet gewöhnlich, sie hielten durch ihr Bewegen und Rascheln die bösen Dämonen fern.

der Autoritäten um: erst das Volk, dann das Reich, dann der Fürst. Noch schärfer betonte er die Pflicht der Elternliebe, so daß die allgemeine Menschenliebe dadurch ganz verdunkelt wurde.

Der heiligen Schriften (Kings) des Kungfutsze Kommentare und Glossare wuchsen bald zu einer umfangreichen Literatur an, deren Studium jedem Wissenschaftler Pflicht wurde; starr hielten die Chinesen daran fest. Kein Wunder, wenn der despotische aber fortschrittliche Schihoangti (s. S. 26) 213 v. Chr. alle erreichbaren Werke des Konfuzianismus den Flammen überlieferte. Aber bereits 194 v. Chr. erkannte der damalige Han-Kaiser die Kings wieder als orthodox an; bald besaß jede Stadt einen Kungfutsze-Tempel, und in jeder Schule hingen die Satzungen des Konfuzianismus. Bis auf den heutigen Tag ist er die Reichsreligion, wenn man so sagen will, in China geblieben. Auch in Japan wird er noch für die beste Lehre neben dem Schintoismus gehalten.

Hier, wo er über Korea, wo er seit etwa 300 n. Chr. bekannt war, um 390 n. Chr. eindrang, hat er sich dem Schintoismus genähert, sich mit ihm verschmolzen, ihm das sittliche Rückgrat gegeben. Schlecht will es dazu passen, daß sich der aus dem Schamanismus übernommene obszöne Phallusdienst im Schinto bis ins vorige Jahrhundert erhielt.

Eine viel geringere Anhängerschaft hat sich die Lehre des Reichschronisten Laotsze aus Honan (604—517 v. Chr.), eines älteren Zeitgenossen des Kungfutsze, erworben. Sie heißt Tao (Logos) und ist in dem Buch des Logos und der Tugend (Taoteking) niedergelegt; ihre Bekenner werden Taosse genannt. Sie verlangt kein äußeres Leben nach Satzungen und keinen blinden Autoritätsgehorsam, sondern eine innere Vervollkommnung und Läuterung und allgemeine Menschenliebe. Die Taosse sind Denker, oft auch Grübler, Metaphysiker, und eben deshalb haben sie bei den praktischen Chinesen keine große Gegenliebe gefunden. In Japan sind sie kaum vertreten.

Einen ebenso großen Einfluß wie der Konfuzianismus hat der Buddhismus auf die Mongolen gewonnen. Siddhârtha, genannt Gautama Buddha (560—480 v. Chr.), war des Kungfutsze Zeitgenosse. Seine Lehre ist bekannter. Alle Existenz ist Schmerz; das Verlangen, die Existenz zu erhalten, bereitet neuen Schmerz; der Schmerz wird beseitigt durch die Aufhebung der Existenzwünsche; das Endziel ist die Auflösung der Existenz selbst in das völlige Nichts (Nirwâna). Schlechte Werke sind die Ursache des Daseins; die Strafe ist Abbüßung durch Leiden; nur

durch gute Werke und völlige Entsagung kann die Vernichtung der Individualität und ihr Aufgehen im Nirwâna erfolgen; andernfalls geht beim Tode die Seele in einen anderen Körper über, aus diesem in einen zweiten usw., und die Qualen werden endlos.

Der Buddhismus war ursprünglich eine rein individualistische ethische Lehre gewesen. Aber die wenigsten Menschen sind dazu veranlagt, die asketische innere Wandlung allein und aus sich zu vollziehen. So begann sich denn auch im Buddhismus allgemach eine Mittler- und Helfer-, d. h. Priesterschaft herauszubilden, die man nach dem japanischen Worte Bozu = Priester, Bonzen genannt hat. Ihre Hilfe wurde besonders gegen die bösen Dämonen, welche das Läuterungswerk im Menschen hindern, beansprucht. So mischte sich in die hohe, rein geistige Lehre des indischen Königssohnes das alte schamanistische Element ein. Buddha selbst stieg zum Gott empor, bekam Tempel und Bilder, nur war die Verehrung keine götzendienerische, sondern eine mehr vergeistigte.

Der Buddhismus nahm bald seinen Siegeslauf durch ganz Indien bis zur Südspitze und hinüber nach Ceylon; seine Kämpfe mit dem Bramismus und seine Verdrängung von der Halbinsel ließ ihn sich durch eifrige Missionare südöstlich um den Bengalischen Meerbusen nach Hinterindien und nordöstlich über Kaschmir und Khotan nach Hochasien wenden. Dies geschah seit der Zeit des großen Königs Asoka von Magadha (259—222 v. Chr.), der Kaschmir eroberte. Die Vermittlung übernahm hier das Indoskythen(Juetschi)-Reich; um 120 v. Chr. drang er durch die Tarim-Senke nach China und Tibet als Foismus vor, und breitete sich unter der Han-Dynastie weithin aus. Dann zog er die Nomadenstämme in seinen Machtbereich, erschien 372 n. Chr. in Korea, 552 in Japan, überall siegreich. Bereits im fünften Jahrhundert schien er in China alles zu überfluten; zwei gewaltige Verfolgungen, 426 und 458, überdauerte er und errang 590 ein förmliches Toleranzedikt. Das förderte seine Ausbreitung derart und sammelte soviel Gut der toten Hand an, daß 845, unter der Tang-Dynastie, eine dritte, die härteste Verfolgung ausbrach. Durch kaiserliche Verfügung wurden 4660 kaiserliche und etwa 40 000 andere Buddhistentempel und -klöster, in denen man 260 000 Priester, Mönche und Nonnen zählte, mit 150 000 Sklaven und dem entsprechenden liegenden Gut, zerstört und letzteres zum Krongut geschlagen. Das Radikalmittel half aber nichts. Rasch erholte der Foismus sich wieder, und nach dem Sturze der Tang-Dynastie erlangte er seine alte Macht zurück. Die Juan-Dynastie

begünstigte ihn offenkundig, und unter ihr wandten sich auch die nomadischen Stämme Hochasiens ihm fast völlig zu. Er hat hier durch den besänftigenden Einfluß seiner Lehre zur Milderung der mongolischen Barbarei beigetragen und sich so der Menschheit zum Wohle geltend gemacht. Die Ming-Dynastie war ihm weniger gewogen; aber die Mantschu-Kaiser erwiesen sich wieder als äußerst tolerant, obwohl der Konfuzianismus die orthodoxe Lehre blieb.

In Japan gelangte der Foismus, seit 552 dort verbreitet, mit der Minamoto-Herrschaft um 1200 zur Macht und behielt sein oberstes Ansehen so lange das Schogunat dauerte. Aus der Zeit seiner Blüte stammt die bronzene Riesenstatue des Buddha von Kamakura, die heute noch von den Fremden bestaunt wird. Erst die Wiederherstellung der Mikoto-Herrschaft drückte ihn herab, da 1868 der größte Teil seiner Güter eingezogen, und der Schintoismus wieder als Reichsreligion hervorgeholt und bevorzugt wurde.

Zur klassischen Blüte gelangte der Buddhismus in Tibet, wo er seit dem 8. Jahrhunderte die Obmacht erlangt hatte. Dies war nicht zum mindesten seiner straffen innern Organisation zu verdanken. Sie gewährte ihm den Sieg über die schamanistische Zersplitterung. Der tibetanische Schamanismus war übrigens besser organisiert als der nördliche. Man kannte zwei Oberpriester (Bonbo), des Himmels und der Erde, jeder von seinem Gotte bewohnt gedacht. An deren Stelle traten allmählich zwei Oberpriester der Buddhisten (Oberlama), die als die Inkarnation nicht Buddhas, wie man noch fälschlich meint, sondern der beiden Boddhisattwa (Buddha-Nachfolger) betrachtet wurden. Das waren der Lama des Klosters Ssaskaja und der des Klosters Brigung, seit etwa 1100. Der letztere wurde durch den Schiedsspruch des Kaisers von China zum höchsten Ansehen erhoben; die Mongolen aber hielten es mit ersterem. Der furchtbare Weltstürmer Tschingiskhan hegte ihn besonders und holte sich von ihm Missionare, um seine blutdürstigen Mongolen zu belehren. Kubilai Khan ernannte um 1280 den Lama von Ssaskaja (Lhassa), Pasepa, zum Oberlama sämtlicher Buddhisten des Reiches, und diese Stellung behielt er fortan. Als die Mongolenherrschaft 1368 zerfiel, behauptete sich Tibet gegen einen geringen Tribut an die Ming als unabhängiger Staat, der sich bald in einen Kirchenstaat verwandelte, in welchem der weltliche König neben dem Buddhistenpapste völlig verblaßte. Um die Macht dauernder und angesehener zu machen, wurde die Mär von der Reinkarnation

des Boddhisattwa im Großlama und von der des letzteren selbst erfunden, wonach der gestorbene Großlama sich sofort in einem Kinde wieder verkörpert.[1]) Um 1450 fand dann durch Tsonkhapa eine förmliche Reformation des Buddhismus statt; die Sekte der Gelben Lama wurde gebildet und die Roten Lama, die Anhängerschaft der Alten, allmählich nach Ladak zurückgedrängt. Fortab standen zwei Lama an der Spitze der Kirche, der Dalai-Lama und der Pantschan-Lama, die sich ständig reinkarnierten. Aber schon bald gelangte der Dalai-Lama zu Lhassa zur höheren Stellung und drückte den Pantschan-Lama (Bantschen Rimboschtschi) in Teschulumbo in eine untergeordnete zurück. Den Chinesen gefiel die selbständige Gestaltung der Dinge in Tibet nicht, doch wurde ein kriegerischer Eingriff, 1522, von den Tibetern glücklich abgewiesen. Der Dalai-Lama blieb der allmächtige Papst, der König (Tipa) sein gehorsamer Diener; die Buddhisierung der Nomaden schritt immer weiter vor.

Nur einmal, in den Jahren 1682—1720, brach eine gewaltige und gefährliche Anarchie aus. Der König von Tibet, die Kalmüken und der Mantschu-Kaiser stritten sich um den weltlichen Einfluß; mehrere Dalai-Lama traten gleichzeitig auf: es war ein Widerspiel wie einst so oft im romanisch-germanischen Mittelalter, da Papst und Gegenpapst und ihre weltlichen Schützer sich stritten, einander bannten und ächteten. Aber Kaiser Kanghsi griff durch: 1718 erschien er mit einem mächtigen Heere selbst in Tibet, warf die Kalmüken hinaus und schloß 1720 mit dem Dalai-Lama ein Konkordat, in welchem gegen einen jährlichen Tribut („Geschenke") die geistliche Obergewalt des Kirchenfürsten und die innere Unabhängigkeit des Kirchenstaates gewährleistet wurde. Der Tipa wurde beseitigt und durch einen chinesischen Amban (Residenten) ersetzt. Dafür erklärte der Dalai-Lama, die Anordnungen des Kaisers stets sanktionieren zu wollen. Die „beiden Schwerter" steuerten seitdem auf dasselbe Ziel hin. Aber die Selbständigkeit Tibets sollte sich weiter ausbauen. Nachdem die Chinesen 1750 die tibetanischen Feudalherren ihrer Würde entkleidet hatten, kam in Lhassa allmählich ein Radscha (Deswi) von Tibet empor, der die inneren weltlichen Angelegenheiten in die Hand nahm und den Residenten zum Strohmann herab-

1) Ein solches Kind muß tadellos an Körper und Geist sein und gewisse äußere Merkmale besitzen. Man muß dabei unwillkürlich an die Apiserneuerung in Altägypten denken.

drückte. Klug wußte er 1792 noch einmal chinesische Hilfe zur Bekämpfung des dem Kirchenstaate feindlichen Nepal zu benutzen. Dann wurde durch die drei Schutzstaaten Nepal, Sikkim und Bhutan ein Gürtel gegen Indien gebildet und das Land allgemach auch nach den übrigen Seiten hin abgeschlossen. Es geschah dies, weil die Engländer gewillt gewesen waren, die Nepalesen zu unterstützen. Am Hofe von Peking wurde ein Vertreter gehalten, dem Kaiser scheinbar durch Geschenke weiterhin gehuldigt und auch die jedesmalige Ernennung des Pantschan-Lama ihm angezeigt; im übrigen aber war man in Lhassa selbständiger denn je. Die Regenten stiegen seitdem in ihrem Einflusse und übertrieben ihn. In den Jahren 1837—44 beseitigte der damalige Deswi nacheinander mehrere Dalai-Lama, was schließlich das Einschreiten der Ambane zur Folge hatte. Sie setzten den Deswi ab, und von der Zeit an wurde der Regent nur mehr aus der Zahl der Priester gewählt. Dadurch bekamen die Chinesen die weltliche Macht wieder in die Hand.

Der Dalai-Lama bewohnt ein neunstöckiges prächtiges Klosterschloß Pattala, das hoch über die Residenz emporragt. Bei feierlichen Audienzen sitzt er in goldner Mitra und gelbem Mantel auf seinem Löwenthron, umgeben vom Deswi, den 4 Ministern, den 16 Assistenten und einer stattlichen Leibwache. Lhassa ist eine Pfaffenstadt; es wohnen 20 000 Priester und Mönche dort. Die Zahl der Lama in ganz Tibet soll 84 000 betragen. Die buddhistische Kirche ist streng hierarchisch gegliedert, mit Erzbischöfen, Bischöfen, Äbten, Geistlichen und Mönchen, die mit Ausnahme eines Ordens ehelos leben, und an dem geschorenen Kopf und an der Kleidung: Mönchskutten, Kirchengewänder und Abzeichen (Bischofs- und Krummstab u. a.) kenntlich sind. Außerdem gibt es Bettelmönche, Einsiedler und Nonnen. Die Verehrung des Fo findet in den Tempeln öffentlich statt mit besonderen Zeremonien, Predigt und Litanei in der Kirchensprache, Weihrauch- und Weihwassergebrauch. Durch gute Werke, beten, fasten, sich kasteien, wird die innere Läuterung bewirkt; beim Gebete werden Rosenkränze und Gebetsmaschinen (meist Mühlen) verwendet. Buddha und seine Mutter genießen göttliche Verehrung; große Bilder von beiden stehen in den Tempeln. Auch den Reliquien berühmter Gläubigen wird Verehrung erwiesen. Alles in allem: eine ganz wunderbare Ähnlichkeit mit der Organisation und dem Ritus der römisch-katholischen Kirche, die dem Leser gewiß sofort aufgefallen ist. Nur in einem — außer der Priesterehe — unterscheiden sich alle Lama

von den römisch-katholischen Priestern: sie treiben Gartenbau oder Handel. Ferner ist die Stellung der Frau in Tibet geachtet; die Polyandrie ist kirchlich sanktioniert.[1])

Schon frühzeitig drangen auch christliche Missionare von Westen her durch Turkestan in China ein, und die Anhänger des Nestorius gründeten bereits im 7. Jahrhundert (seit 635) umfangreiche Gemeinden; im 8. und 9. finden wir bereits ganze Bezirke, ja Kleinstaaten bis nach Honan hinein christlich. Die khitanischen Keraiten traten um 1150 ganz zum Christentum über. Ungkhan ist vielleicht jener „Priesterkönig Johannes", von dem die Sage im Abendlande verbreitet war. Die Mongolenkhane standen dem Christentum nicht feindlich gegenüber; mehrmals sandten die Päpste Gesandtschaften an den Hof von Karakorum. Bereits 1245/46 erschienen die Franziskanermönche Anselm der Lombarde, Johann von Plano Carpini und Lorenz der Portugiese bei Kutschuk Khan; dann kamen 1249 der Dominikaner Andreas von Longumeau, 1253 die Dominikaner Wilhelm von Rubruquis und Bartholomäus von Cremona. Der Zweck ihrer Reise war, die Großkhane zum Angriff auf Araber, Türken und Mamluken zu veranlassen und die gleichzeitigen Kreuzzüge Ludwigs IX. von Frankreich zu unterstützen. Sie fanden tolerante Aufnahme, erreichten aber nichts. Anno 1289 gelangte der Dominikaner Johann von Montecorvino bis Khanbalik (Peking); er wurde sogar 1307 Erzbischof daselbst und hatte drei Bischöfe und zahlreiche Gemeinden unter sich. Kubilai Khan verschaffte aber doch bei aller Toleranz dem Buddhismus die Oberhand, und nach und nach gingen die Christengemeinden in Mittelasien aus. Es geschah das während des großen Bürgerkrieges 1348—68. Noch 1370 sandte der Papst Urban V. einen Legaten, einen Erzbischof und über 80 Geistliche nach China; keiner kehrte zurück. Die Durchdringung der nestorianischen und buddhistischen Missionare hat letzteren jedenfalls die Kunde von den Einrichtungen der römischen Kirche gebracht, und sie haben solche bei dem späteren Ausbau der tibetischen Hierarchie verwandt. Das dürfte des Rätsels richtige Lösung sein. Die Buddhisten sind indes stets die bittersten Gegner der Christen in Mittelasien gewesen.

Auch Juden sind auf demselben Wege wie die Christen nach Nordchina gekommen; 1165 wird eine jüdische Synagoge

---

1) So sagen einige; andere erklären die Polyandrie für eine Mär, mißverstanden aus der Leviratsehe, die in Tibet bestehe.

in der Kin-Hauptstadt Kaifung erwähnt. Sie sind indes bald und spurlos verschwunden. Dasselbe gilt von den Anhängern Zarathustras, die zur Sasanidenzeit vereinzelt am Altai auftraten.

Dagegen errang der Islam größere Erfolge. Bereits unter den ersten Herrschern der Tang-Dynastie, noch zu Muhameds Zeit, kam ein Verwandter von diesen nach Kanton und gewann seinem Glauben Anhang, besonders in dem Alpenlande Jünnan, wo sich der Islam bis heute erhalten hat. Nach Nordchina kamen die ersten moslemischen Sendboten bald nach der Eroberung Transoxaniens, etwa um 750. Aber Erfolg hatten sie erst, als seit 950 die Türkenstämme sich bekehrten. Man kann im allgemeinen sagen, die Turk-Tataren wurden muhamedanisch, die Mogol-Tataren buddhistisch, ausgenommen Iran und Kiptschak, dessen Herrscher zum Islam übertraten. Im eigentlichen China weisen die Provinzen Kansu und Schensi heute die größte Zahl kompakter Muhamedaner-Gemeinden auf (9 Millionen); im übrigen China sind sie, Jünnan — s. o. — ausgenommen, nur minimal vertreten. Die Gesamtzahl soll 20 Millionen betragen.

So sehen wir Hochasien nicht nur als ein Schlachtfeld der Völker, sondern auch als ein Kampfgebiet der Religionen; Buddhismus, Christentum und Islam ringen Jahrhunderte hindurch um die Herrschaft über die weiten Gebiete, bis der Buddhismus siegt. Es bleibt eigentümlich, daß gerade diese vergeistigte Richtung über die Natursöhne triumphierte. Freilich ist sie äußerst anschmiegsam und hat unter den Nomadenstämmen dem Schamanismus viele Konzessionen machen müssen. Seit der Kalmükenzeit etwa residiert zu Urga in der Mongolei ein Buddhistenlama, der Tschangschi Kutuchtu, der fast der Papst der Nomaden geworden ist, obschon er sich dem Dalai-Lama unterstellt hat.

Nach Japan sind Christentum und Islam nicht gedrungen. Erst später kam das erstere über See dahin; davon werden wir noch weiter hören.

VIII. Die chinesische und japanische Kultur.

China, das „Land des Gegenteils“ und der Beharrung. — Beschäftigung der Chinesen. — Volkszahl. — Clanverfassung und elterliche Gewalt. — Sprache. — Nahrung, Kleidung, Wohnung. — Kaiser und kaiserliche Familie. — Kaiserliche Residenz. — Oberste Staatsämter; Mandarinismus. — Provinzialverwaltung. — Steuerwesen. — Rechtswesen. — Bildungswesen; Prüfungen. — Kriegswesen. — Charakter des Chinesenvolkes. — Japan. — Beschäftigung der Japaner. — Kasteneinteilung. — Volkszahl. — Clanverfassung. — Sprache. — Nahrung, Kleidung, Wohnung. — Mikoto und Schogun. — Residenzen. — Beamtenhierarchie. — Steuerwesen. — Heerwesen. — Schulwesen. — Charakter des Japanervolkes. — Hetärentum.

Die Chinesen sind, wie schon mehrfach erwähnt, wie in religiöser so auch in kultureller Beziehung die Führer der Mongolen geworden. Das läßt sich auf alle Fälle und in jeder Weise nachweisen.

China hat sich von Anfang an in striktem Gegensatze zum Abendlande gehalten. Der englische Militärkaplan E. J. Hardy hat es treffend als „Land des Gegenteils“ bezeichnet. Der Kompaß weist gen Süden; der Bug des Schiffs ist mit dem Heck vertauscht; bei der Begrüßung wird der Hut aufgesetzt, bei der Trauernachricht gelacht (um dem Teufel die Freude zu verderben); die Nägel werden lang getragen; der Ehrenplatz ist links; der Vorname steht hinten; beim Lesen wird ebenso von hinten begonnen; beim Reiten steht der Absatz im Steigbügel; die Trauertracht ist weiß; die Frauen tragen Hosen, die (vornehmen) Männer lange Gewänder; die Suppe wird zuletzt gegessen usw.[1]) Dazu kommt die starre Unbeweglichkeit, der Konservatismus, und die damit verbundene Abschließung des Reiches nach außen, die namentlich im Ahnenkult und in der Sippen- und Familienkonzentration ihren Grund haben. Der Chinese lebt für sich und gewissermaßen rückwärts. Alles verdankt er den Ahnen, alle Ehren häuft er auf sie; Neues erscheint ihm nicht gut und Neuerung geradezu frevelhaft.

Zu der Beharrung trägt der Umstand bei, daß die Chinesen die großen Erfindungen viel früher machten, bevor die Europäer dazu kamen. Die Annalisten möchten sämtliche Erfindungen am liebsten den Halbgott-Kaisern oder -Kaiserinnen der Hsia-Dynastie zuwenden. Allein daran glaubt heute niemand mehr. Sehr alt ist der Kalender; vor 1200 v. Chr. war er bereits, der Bronzeguß sicher ebenfalls um 1200 v. Chr. schon längst bekannt, desgleichen um 1000 v. Chr. die Seidenzucht, für die wir sogar biblische Zeugnisse (um 550 v. Chr.: Hesekiel 16, 10—13 und

1) Ähnliche Vergleiche stellt K. Munzinger mit den Japanern an.

Jesaja II. 49, 12) besitzen. Das Papier ist im 1., das Schießpulver im 6., das Porzellan im 7., die Magnetnadel im 8., der Holzplattendruck im 10. Jahrhundert n. Chr., die bewegliche Type bald darauf erfunden worden; die Teekultur hat seit dem 4. Jahrhunderte n. Chr. begonnen. Frühzeitig entwickelte sich auch eine mehr oder minder künstlerische Hausindustrie, die das Feine, Zierliche, Kindliche bevorzugte: Holz- und Elfenbeinschnitzerei- und -dreherei, Perlmutter-, Bronze-, Kupfer-, Silber- und Goldarbeiten, Lack- und Firnisarbeiten, Porzellan- und Steingutbrennerei, Malerei und Herstellung künstlicher Blumen. Die Gewinnung der Erze und Erden war schon sehr früh bekannt; auch die Benutzung der Brennstoffe: Steinkohle und Erdgase. Doch war lange Zeit der Verbrauch der Produkte, namentlich in Südchina, auf die Einheimischen beschränkt. Früher, seit etwa 700 v. Chr., begann die Ausfuhr namentlich von Gold, Nephrit, Rhabarber, Moschus, Seide und Seidenstoffen von den nördlichen Teilen aus. Denn hier führte aus dem volk- und gewerbreichen Hwanghotale eine Karawanenstraße über Chami nördlich in die Dsungarei und südlich in das Tarimbecken, wo sie sich wiederum zu den auf S. 9 erwähnten Straßen gabelte. Kaschgar und Samarkand sind alte Stapelorte für chinesische Waren gewesen. Ostturkestan, schon um 140 n. Chr. ein wichtiges Seidenland, Serica (bei Ptolemäus) genannt, behielt das wohlbehütete Monopol diese Artikels, bis dieses zur Sasanidenzeit an Persien überging, von wo 557 n. Chr. die ersten Seidenraupen nach Europa kamen. Eingeführt wurden dafür meist gefärbte (Purpur-) Wollenstoffe, Glas und Edelsteine. Der Teehandel nahm später den Weg nach Europa meist über die große Karawanenstraße durch die Schamo (Peking-Kiachta), die auch schon alten Datums erscheint. Für den Tee wurden namentlich Pelze und Felle eingetauscht. Nichtsdestoweniger stand der Kaufmann und Händler im Ansehen hinter dem Viehzüchter und namentlich hinter dem Ackerbauer zurück. Die Viehzucht ist besonders stark in Ostturkestan, der Mongolei und Tibet betrieben worden; die Zuchttiere waren und sind vor allem der Jak (Buckel- oder Grunzochs), das zweihöckerige Kamel und das Pferd. Der Ackerbau aber ist heute noch die vornehmste Beschäftigungsweise und der Pflug das angesehenste Gerät. Durch den Pflug hat der Chinese das weite Land, das ihm gehört, erobert; der Pflug war die mächtige friedliche Waffe, mit der er Wildnis und Nomaden erfolgreich bekämpfte. Alljährlich am Neujahrstage zieht der „Sohn des Himmels“ eigenhändig einige Furchen, um seine allerhöchste

Achtung vor dem Ackerbau zu bezeigen. Reis und Hirse, Körner- und Hülsenfrüchte, Knollengewächse und Gemüse aller Art werden gezogen, neben Tee und Seide, Baumwolle und Zuckerrohr. Zum Schutze des Ackerbaues und zur Verfrachtung seiner Produkte hat der Chinese früh großartige Anlagen: Kanäle und Deiche, Straßen und Hängebrücken geschaffen. Die Beschäftigung des Volkes veranlaßte dessen Abstufung in 4 Klassen: Gelehrte, Ackerbauer, Handwerker und Kaufleute.

Über die Volkszahl Chinas war man lange im unklaren, namentlich da sie in früheren Jahrhunderten sehr schwankte. Zu Beginn unserer Zeitrechnung betrug sie etwa 20 Millionen, um 155 n. Chr. 50 Millionen. Durch die Kriege während des Sankwo sank sie auf 8 Millionen, stieg dann rasch wieder, sank zwischen 754 und 763 von 45 auf 9 Millionen, stieg bis 1100 auf 100 Millionen, fiel bis 1290 auf 59 Millionen, bis 1644 auf 37 Millionen. Das Großreich Kienlungs umfaßte 1750 fast 180 Millionen, welche Zahl sich 1812 verdoppelt hatte, also auf 360 Millionen gelangt war. Dabei war sie in den Jahren 1810/11 durch eine schreckliche Hungersnot um 18 Millionen gelichtet worden. Diese „notwendigen Aderlässe", wie der große Lihungtschang es zu nennen beliebte, vernichteten 1846/49: 13, 1878/79: 10, 1889: 14 Millionen Menschen; zwischen 12 und 20 Millionen raffte, wie wir hörten, die Taiping-Rebellion hinweg. Die Volkszählung von 1902 zum Zweck der Eintreibung der Kriegskontribution ergab 426 Millionen, wovon $407^1/_4$ im eigentlichen China, $8^1/_2$ in der Mantschurei, $2^1/_2$ in der Mongolei, $6^1/_2$ in Tibet und $1^1/_4$ in Ostturkestan wohnten.

Die gewaltige Bodenfläche im eigentlichen China ist zum Teil Krongut, zum Teil Latifundienbesitz, zum wenigsten Teile Freigut. Dazu kommen weite Strecken Ahnengut (Stammgut), Kloster- und Tempelgrundbesitz. Die meisten Ackerbauer sind also Pächter. Da das Ahnengut und die geistlichen Güter nur dem Selbstzweck dienen, so bleiben sie dem allgemeinen Nutzen entzogen; das Gleiche gilt von dem kolossalen Raum, den die Millionen zerstreuter Gräber einnehmen, die keinen Wiesen- und Waldwuchs dulden. Milliarden, sagt der Missionar J. Flad, gehen dadurch dem chinesischen Volke jährlich verloren (s. a. S. 73).

Auf diesem Boden sitzt und arbeitet das chinesische Volk in seiner alten Clanverfassung. China soll ca. 450 Clans zählen; jedes Mitglied ist an dem seinem Namen voraufgesetzten Zunamen (Clansnamen) zu erkennen. An der Spitze des Clans steht der älteste Patriarch, diesem zur Seite der Stammesrat,

aus den Ältesten zusammengesetzt; daneben ist noch ein Geheimer Rat, eine Art Feme angeordnet, der etwaige Machtübergriffe ahndet. Der Patriarch ist in der Regel Kreisvorsteher, die Ältesten sind die Schulzen der Dörfer, welche die Clanfamilien bewohnen, von denen in der Regel 100 auf ein Dorf kommen. Der Clan hat eine Kasse, in die von allen Familien gesteuert wird, und in die auch die Erträge des Ahnenguts fließen. Daraus werden die Ahnentempel und -gräber unterhalten, Opfer und festliche Veranstaltungen bestritten, die Kosten für Gemeindeschulen und -lehrer aufgebracht, ferner den Studierenden Stipendien bewilligt, Unternehmern Darlehne und Unterstützungen gewährt usw. Auf ganz ähnliche Weise ist die Familie organisiert, aus deren Verzweigung ja der Clan erwachsen ist. Der Hausvater ist der höchste Gebieter; ihm im Ansehen nahe steht die Hausmutter, die, wenn sie den Gatten überlebt, in dessen volle Rechte eintritt. Der Vater hat über sein Haus unbeschränkte Gewalt; er kann Frauen halten, soviel er neben der einen Hausfrau ernähren kann; er darf seine Kinder aussetzen oder verkaufen, die Töchter verheiraten mit wem er will. Doch wird diese Allgewalt fast nie brutal ausgeübt und meist durch den Familienrat gemildert. Nur die Not zwingt oft zum zwangsweisen oder freiwilligen Verkauf, der auf dem Sklavenmarkte der mittleren und großen Städte erfolgt. Die verheirateten Söhne bleiben mit ihrer Familie unter dem Dache des Elternhauses, ebenso die Enkel; erst wenn das Patriarchenpaar gestorben ist, ziehen die Brüder auseinander und bilden besondere Familien. Alles durch die Arbeit der Familienglieder Erworbene fließt in eine gemeinsame Kasse, woraus die gemeinsamen Ausgaben und der Unterhalt der einzelnen bestritten werden. Unwürdige, namentlich arbeitsscheue Familienglieder werden durch Familien- oder Clansbeschluß vom Ahnendienst ausgeschlossen, ausgestoßen, alte, kranke und schwache werden unterhalten. Die Clanmitglieder führen (s. o.) alle denselben Zunamen, der voraufgesetzt wird; ihm folgt meist eine nähere Bestimmung und dann der Vorname, so daß die chinesischen Personennamen in der Mehrzahl dreisilbig sind. Das Ineinanderheiraten der Clans, d. h. der Personen mit demselben Zunamen, ist verboten.

Die Sprache der Chinesen ist agglutinierend, d. h. aneinanderfügend, wie alle mongolischen Sprachen. Die „allgemeine Verkehrssprache“ (Kwanhoa) hat nur 1500 Silbenzeichen, die durch ihre sehr verschiedene Betonung die Bedeutung vervielfachen. Beim Druck stehen die Zeichen in Kolumnen von oben nach unten

geordnet und diese Kolumnen wieder von rechts nach links. Der Chinese schreibt nicht, er malt oder schabloniert die Schriftzeichen mit dem Tuschepinsel. Bemerkt sei, daß, wie schon früher kurz erwähnt, die chinesische Sprache durchaus nicht einheitlich ist. Nord- und Südchinesisch ist z. B. ganz verschieden; außerdem gibt es eine Menge Provinzdialekte. Doch besteht daneben die oben erwähnte offizielle Sprache, ein sogenanntes Hochchinesisch (Hofsprache), das als solches allgemein anerkannt wird.

In Nahrung und Kleidung ist der Chinese sehr bescheiden. Die Hauptnahrung besteht in Reis oder Hirse; Fleisch ist eine Delikatesse und für die Masse des Volkes nur Festtagsgericht. Daneben ißt der Chinese alles, was kreucht und fleucht, bis zum Insekt und Wurm hinab, wenn es nur nichts kostet. Als Kleidung dienen ihm und den Seinen meist Kittel, Hose, Strohhut und Sandalen aus Filz oder Stroh. Zur Wohnung hat er sein Haus oder seine Hütte von Bambus- oder Lehmwand, mit Stroh- oder Schilfdach, die im Winter durch das unter der gemauerten Bettstatt stehende Kohlenbecken erwärmt wird. Die Reichen dagegen gestatten sich in allem den entsprechenden Luxus, namentlich in seidenen Gewändern, Wohnpalästen und gutbesetzter Tafel.

Der Beherrscher des Gesamtvolkes ist der halbgottähnliche „Sohn des Himmels“ (Tientschi), der „Erhabene Herrscher“ (Hwangli = Augustus, eigentlich der „Allergelbste“). Er sitzt in der „Nördlichen Residenz“ (Peking) auf dem Drachenthron; seine Insignien sind der Drachenmantel und das Drachenwappen; grün in gelb. Gelb ist überhaupt die heilige, dem Kaiser allein zustehende Farbe. Er besitzt unumschränkte Gewalt.[1]) Sämtliche Könige der Erde, deren Länder sich um das Tschungkwo (Reich der Mitte) gruppieren, sind (nach Ansicht der Chinesen) dessen Herrscher untertan. Alle, die sich dem Kaiser nahen, haben den

1) Der Kaiser führt drei Namen, einen Generationsnamen vor, einen Devisenamen während seiner Regierung und einen Ahnennamen nach seinem Tode. Der Kaiser Kienlung bestimmte, daß die acht auf ihn folgenden Generationen diese Generationsnamen führen sollten: 1. Jen (ewig), 2. Mian (wachsend), 3. I (gewaltig), 4. Tsai (vollendet), 5. Pu (allumfassend), 6. Ju (fortpflanzend), 7. Heng (beständig), 8. Tschi (gefestet). Jeder Prinz derselben Generation hat denselben Namen voranzusetzen. Es gibt jetzt schon Pu-Prinzen, während die Jung-Generation ganz und die Mian-Generation fast ausgestorben ist. Die Devisenamen der vier letzten Kaiser bedeuten: Taokwang = Glanz der Vernunft, Hienfung = Vollendeter Wohlstand, Tungtschi = Gleichmäßige Ordnung, Kwanghsu = Fortsetzung des Glanzes. Der Name der Dynastie ist, wie schon erwähnt, Tsching = die Reine oder Tatsching = die Große Reine. (S. die Tabellen am Schlusse.)

Kotau, d. h. Niederknien vor dem mit gelber Decke behangenen Tisch in der Audienzhalle, zu verrichten. Die ausländischen, namentlich europäischen Gesandten haben das verweigert. Sie erscheinen jetzt in der Audienzhalle vor dem auf dem Throne sitzenden Kaiser, übergeben ihr Schreiben, das verlesen und vom Dolmetscher übersetzt wird. Dann legt es ein Staatssekretär auf einen niederen Tisch vor dem Augustus nieder; dieser flüstert dem Sekretär einige Worte zu, und die Audienz ist beendet. Der Kaiser hat eine rechtmäßige Gemahlin (Hwanghou); neben ihr stehen die beiden ersten Nebenfrauen, die Kaiserin des Ostens (Tungkung) und die des Westens (Hsikung). Sie bilden mit der 1. Kaiserin die 1. Klasse der kaiserlichen Frauen; doch bleibt der rechtmäßigen Kaiserin, auch wenn sie kinderlos ist, ihr Ausnahmerang gewahrt. Die Kaiserin wählt der Kaiser aus einer Anzahl hochadliger Mantschufräulein (Großwürdenträger-Töchter), welche seine Mutter oder Vormünderin aus der Menge der dazu nach Peking berufenen Damen ausgesucht hat. Auch die 2 Nebenkaiserinnen sind aus dieser Klasse von Frauen, und es wird die Dreizahl immer voll erhalten. Die übrigen Konkubinen der 2. Klasse (87) und der 3. Klasse (182—300) werden von Eunuchen auf den Sklavenmärkten gekauft und nur mit Nummern bezeichnet. Alle müssen aus dem Reich der Mitte stammen. Die erste der Konkubinen, die einen Knaben gebiert, wird als Kweifei den 3 Kaiserinnen beigezählt. Auch die beiden folgenden haben noch Titel: Tchienfei und Tschingfei. Bekommt eine Frau innerhalb dreier Jahre nur Töchter oder keine Kinder, so wird sie anderwärts verheiratet, den Eltern zurückgegeben, oder verkauft.

Die Familie des Kaisers besteht aus den kaiserlichen Prinzen und deren Angehörigen; die sich nach der Generation in 4 Grade ordnen. Die fünfte Generation tritt in den Rang des gewöhnlichen Adels zurück. Dieser gliedert sich in Herzoge (4 Grade) und Fürsten (4 Grade). Der Sohn sinkt immer einen Grad tiefer, bis mit dem 13. Grad der Adel erlischt. Alle Adligen leiten ihre Herkunft von den ersten Mantschukaisern ab.

Die Residenz des Kaisers ist, wie erwähnt, Peking, das etwa 1 500 000 Einwohner zählt. Inmitten dieser im Oblongum erbauten Stadt befindet sich die mit tiefem Graben und hohem Wall umgebene Kaiserliche oder Gelbe Stadt (Hwangtscheng), die ihrerseits die Heilige oder Rote Stadt (Tukintscheng) einschließt; zu ersterer gelangt man über die Drachenbrücke und durch das Drachentor. Auch sie ist im Viereck angelegt und umfaßt einen gewaltigen Komplex von 20 Palästen und Kiosken, von Gärten,

Teichen und Wäldchen. Die Gebäude leuchten in Gold und Farbenpracht, glänzen mit ihren lackierten Wänden und glasierten Ziegeln, ihren grotesken Götterbildern bunt aus dem Grün und den Blumen hervor. In der Roten Stadt befindet sich auch die Wohnung des Herrschers und das kaiserliche Harem, von 3000 Eunuchen und Palastsklaven, zugleich der Leibwache des Augustus, beschützt. Der Obereunuch hat wie überall im Orient eine hohe Bedeutung. Außer diesem Palaste benutzt der Kaiser noch den außerhalb Pekings liegenden reizenden Sommerpalast, Juenmingjuen genannt, wo die 10 000 Mann starke Garde garnisoniert. Auch sonst ist die Umgebung Pekings mit Tempeln, Palästen, Villen und Kiosken, mitunter wahren Prachtbauten, besät. Unter ihnen befindet sich der Wantschoutschen (Hügel der 10 000 Generationen), den jetzt die Kaiserin-Regentin im Sommer bewohnt.

Das Ministerium des kaiserlichen Hauses (Neiwufu) besorgt die mannigfachen und zahlreichen Geschäfte des kaiserlichen Haushalts; das Kaiserliche Hausarchiv (Tsungjenfu) übt zugleich die Aufsicht über die Hanlin (Reichs)-Akademie aus. Das Großsekretariat (Reichsministerium), der Staatsrat (Tschuntschitschu), und neben ihm die Innere Reichskammer (Nuiko), aus 2 Mantschu und 2 Chinesen bestehend, hat die Gesamtaufsicht über die Reichsverwaltung. Unter beiden stehen 6 Tribunale (Pu): der Zivilverwaltung, der Finanzen, des Kultus und der Zeremonien (einschließlich Musik), des Krieges, der Justiz und der öffentlichen Arbeiten je unter 2 Präsidenten (1 Mantschu, 1 Chinese), außerdem der Lifanjuan (die Verwaltung der Fremdenländer Tibet, Turkestan und die Mongolei, bis 1895 auch Korea) und der Tsunglijamen (die Verwaltung der auswärtigen Angelegenheiten, 1861—1901).[1] Außerdem ist der eigentümliche Rat der Öffentlichen Zensoren (Tschutschijuan) eingesetzt, dem das Recht der Klage, des Einspruchs und Tadels gegen ihm unangebracht oder ungerecht erscheinende Regierungsmaßnahmen straflos zusteht. Er hat einen Beamten in jeder Provinz, der dem Gouverneur zur Seite steht und nach Peking berichtet. Diese Organisation rührt in ihren Grundzügen vom großen Kaiser Kanghsi her; man sieht wie dieser für die Gleichstellung von Mantschu und Chinesen und für das Wohl der Untertanen besorgt war.

Besondere neue Ämter sind noch die Generalzollinspektion zu Peking, die (s. u.) Sir Robert Hart bekleidet, mit

1) Dies vorausgenommen.

Kommissaren in allen Vertragshäfen, die Generaldirektion der Eisenbahnen und Telegraphen unter dem Taotai Schenghsuanhwei in Schanghai, und die Handelssuperintendenturen des Nordes und Südens, beide von den Vizekönigen von Tschili, bezw. (meist) Liangkiang versehen.[1])

Die Beamten (Kwan, auf indisch Mandarinen genannt) stufen sich von den Hofbeamten abwärts in 9 Graden ab, die an den Hutknöpfen und der Bruststickerei kenntlich sind. Die Grade sind militärischen und zivilen Charakters und können von Mantschu und Chinesen durch Examina erlangt werden. Der Vizekönig und Gouverneur, dessen höchste Auszeichnung die Pfauenfeder und die gelbe Jacke sind, vereinigt als oberster Provinzialbeamter alle Gewalt in sich; auch steht ihm das Recht über Leben und Tod zu.

Die kaiserlichen Gesetze, Erlasse und Bekanntmachungen werden im Residenzanzeiger (Kingpao) zu Peking verkündet, der täglich in 10—12 Blättern, in gelbem Umschlag geheftet, erscheint. Die Blätter sind 10 : 18 cm groß, die Seiten durch rote Striche in 7 Kolumnen geteilt; die (europäisch) hinterste Seite ist die erste. Die Zeitung ist die älteste der Welt; sie bestand schon um 750, also vor den Zeiten, da Karl der Große Frankenherrscher wurde.

Das eigentliche China ist, abgesehen von Peking und Umgebung, die einen besonderen Verwaltungsbezirk (Titujamen) bilden, in 18 Provinzen (Schipascheng) (s. o.) eingeteilt. Die 18 Provinzen heißen: Tschili, Schantung, Schansi, Schensi, Kansu, Szetschwan, Honan, Hunan, Hupe, Kiangsi, Kiangsu, Anhui (Nganwhei), Tschekiang, Fukien, Jünnan, Kweitschou, Kwangsi und Kwangtung.

Die Verwaltung in Peking hat ein Polizeipräfekt, dem ein Korps von 12000 bewaffneten Polizisten zur Verfügung steht. Jede Provinz regiert ein Gouverneur (Sünfu); mehrere sind zu einem größeren Bezirk zusammengefaßt, dem ein Generalgouverneur (Tschungtu), gewöhnlich von den Europäern Vizekönig genannt (über den Gouverneuren), vorgesetzt ist.[2]) Es gibt folgende 8 Generalgouvernements: Tschili und Szetschwan (hier ist der Gouverneur zugleich Generalgouverneur), Liangkiang (Kiangsi, Kiangsu und Anhui), Mintsche (Tschekiang und Fokien), Jünkwei (Jünnan und Kweitschou), Liangkwang (Kwangsi und

1) Liang bedeutet „beide".
2) Ein Vizekönig gebietet oft über 50 Millionen Untertanen (!).

Kwangtung), Lianghu (Hunan und Hupe) und Schenkan (Schensi und Kansu). Schantung, Honan, Schansi sind 3 selbständigen Gouverneuren untergeben. Dazu kommen die Mantschurei (Tungsanscheng) mit dem Generalgouvernement Mukden (Fongtien) und den Gouvernements Kirin und Heilungkiang, die Gouvernements Kukunoor (Tschunghai) und Turkestan (Taojingtschi = das neue Gebiet),[1]) endlich Tibet (Hsitsang), das in 4 Provinzen geteilt ist und 1—2 Residenten (Amban), die einen Staatsrat von 4 Mitgliedern zur Seite haben, untersteht. Über die Mongolei s. w. u. Unter dem Gouverneur stehen der Provinzschatzmeister, der Provinzialoberrichter und der Bannergeneral.

Die Provinzen setzen sich aus Bezirken (Tao, zu ca. 3 Millionen Einwohnern), diese aus Distrikten (Fu, Tschou, zu ca. 300 000 Einwohnern), diese aus Präfekturen (Hsien) und diese aus Kreisen (Sze) zusammen. Die Gemeinde (Jang) besteht aus ca. 100 Familien; sie wird nicht von einem Regierungsbeamten, sondern vom Schulzen aus dem jeweiligen Clan und dem Gemeinderat demokratisch verwaltet.

Die Verwaltung der Mongolei ist besonders organisiert, der Nomadenverhältnisse halber. 1. Die innere Mongolei wird militärisch verwaltet: 24 Stämme sind zu 6 Bünden unter je einem Dschassak (Fürsten) vereinigt. 2. Die äußere Mongolei ist in 4 Khanate geteilt. Die nördlichen und östlichen Stämme stehen unter dem zu Urga residierenden Buddhisten-Oberpriester, dem Tscheptsun Dampa oder Tschangschi Kutuchtu, die westlichen unter dem Gouverneur von Uliusutai.

Der höchste Beamte hat neben sich den Putschingschitsze (Provinzschatzmeister), der die Staatssteuern eintreibt. Diese bestehen in direkten Steuern, der Grundsteuer in Geld und Reis, und indirekten, den Grenz- (See-) und Binnenzöllen (letztere bis 1902), der Salz-, Tee-, Pfänder- und Stempelsteuer. Da infolge der immensen Volkszahl und aus anderen Gründen das Steuerpachtsystem besteht, und die höheren Mandarinen nicht allorts kontrollieren können oder wollen, so kommen Bedrückungen, ja Ausplünderungen in Menge vor. Namentlich die Mantschubeamten leisten sich viele Übergriffe und sind deshalb verhaßt. Als daher die Seezölle eingeführt wurden, sah man auf Anstellung auch von europäischen Beamten. Generalzollinspektor zu Peking ist der Engländer Sir R. Hart, bereits 1854 im Dienste des

1) Früher Tienschanpelu (Dsungarei) und Tienschannanlu (Bucharei).

Zollwesens und seit 1863 in seinem jetzigen Amte stehend, ein Finanzmann, der seinesgleichen sucht, und ein wertvoller Vermittler zwischen Ausländern und Chinesen. Ihm sind die Zollkommissare (Haikwan) der Häfen unterstellt.

Man rechnet in China nach Tael (= 10 Tsien = 1000 Kupfer-Käsch). Der Wert eines Tael ist schwankend; er beträgt etwa 3—4 Mark. Neuerdings werden auch Silberdollars geprägt.

Wie die Verwaltung ist auch das Rechtswesen abgestuft; es gibt Provinzialgerichte, denen der Ngantschaschitsze vorsteht, Bezirksgerichte, Präfektur- und Kreisgerichte. Die Fremden sind ausgenommen; sie besitzen ihre eigene Konsulargerichtsbarkeit. Streitigkeiten zwischen Einheimischen und Fremden werden vor einem gemischten Gerichtshofe abgehandelt. Die Missionare sind bestrebt, dies Recht auch den einheimischen Christen zu verschaffen, was mit den Grund zu dem Hasse gegen sie abgegeben hat.

Das Bildungswesen in China bewegt sich in uralten festgefügten Formen. Die Elemente der Bildung empfängt der Chinese in den Dorf- oder Gemeindeschulen, die gut besucht sind und auch meist gute Lehrer haben. Der höhere Unterricht ist eigentlich bloß das Studium der allerdings riesenhaft umfangreichen Kungfutsze - Literatur, die keine praktische oder reale Wissenschaft kennt. Der chinesische Student hat bis zur akademischen Prüfung an der Hanlin in Peking mindestens vier Vorprüfungen zu absolvieren. Die letzte davon ist die Provinzialprüfung, die alle 3 Jahre in der Provinzhauptstadt vor dem Ausschuß stattfindet. Zu diesem Monstre-Examen finden sich durchschnittlich etwa 8000—12000 Kandidaten oder Bakkalaureen (Sziutsai) zusammen, die 52 Tage im Konklave verbringen müssen. Dann wird vom höchsten Turm der Stadt das Resultat verkündet. Freudenfeste werden von den Graduierten (Kiutschen = Magister) veranstaltet, während die Durchgefallenen still heimziehen. Den Herrn Magister dagegen empfängt sein Clan mit den höchsten Ehren; nun ist er ja der künftige Vorgesetzte. Er geht nach Peking an die Hanlin; erwirbt er sich dort nach 3 Jahren im Examen die Anwartschaft als Doktor (Tschujen) und später gar die höchste als Professor (Tschintschi), dann kennt der Jubel der Seinen keine Grenzen mehr. Die größte Zahl der Prüflinge aber gelangt nie auf einen grünen Zweig; zum Kiutschen bringen es etwa 1200—1300, zum Tschintschi 140—150. Die übrigen bleiben ewige Studenten und geben ein unzufriedenes Bildungsproletariat ab, mag dieses nun tatsächlich gebildet sein — Protektion und Bestechung fördern manches Nichttalent vor dem Talente — oder

nicht. Die Leute suchen sich in untergeordneten Stellen als Bonzen, Dorfschullehrer, Literaten, Winkeladvokaten, Schreiber, Agenten u. a. zu versorgen und vermehren das Empörer-Element, das gegen die Regierung hetzt. Ein Kollegium für fremde Wissenschaften (Tungwankwan) ist 1863 zu Peking errichtet worden, ohne Einfluß auf die einheimische Bildung zu erlangen.

Von den in jüngster Zeit eingetretenen Änderungen werden wir später hören.

Das Militär ist in China allzeit nur als notwendiges Übel angesehen worden. Weder der Soldat noch der Militär-Mandarin genießen besondere Achtung, da sie nicht gebildet sind. Sie werden auch schlecht bezahlt. Die Uniform ist jetzt meist eine blaue Jacke mit großem, rundem, weißem, mit Schriftzeichen bedruckten Fleck auf der Brust, graue Hosen, beide im Winter wattiert, schwarze Tuchstiefel, Hut oder barettähnliche Mütze im Sommer, turbanartig gewundener Schal im Winter, Regenschirm und Fächer. Der Tornister wird an Kreuzriemen, die über die Brust gehen, getragen. Neben den modernen Waffen dienten noch lange Bogen und Speer, Schwert und Schild. Es bestanden bis vor kurzem drei Arten von Truppen. Die Hoftruppen, die Armee der 24 Banner, 100 000 Mann stark, fast nur aus Mantschu bestehend, eine Art Janitscharen, die das Soldatenwesen als Gewerbe betrachten, sind unter Bannergeneralen (Titu) in festen Garnisonen über das ganze Reich verteilt. Sie ergänzen sich aus ihrem eigenen Nachwuchs; denn die Familien heiraten ineinander. Die Elite davon bilden die 6000 Mann Garden und 12—15 000 Mann Gendarmerie, die in Peking liegen. Die Provinzialtruppen, das zweite Heer, sind 600 000 Mann stark und bestehen aus geworbenen Chinesen; sie werden von den Vizekönigen und Gouverneuren geworben und besoldet und stehen zu deren Verfügung; sie sind in Lagern untergebracht. Der Befehlshaber, ein Mantschugeneral (Marschall), und die übrigen Offiziere werden vom Kaiser ernannt; ein Zehntel von letzteren sind Mantschu, die überall untergeteilt sind. Die dritte Art Soldaten sind die nach europäischem Muster und von europäischen Lehrmeistern ausgebildeten sogenannten Lehrtruppen (d. h. vorbildliche Truppen), die nunmehr jeder Vizekönig hat. Das chinesische Volk ist im allgemeinen unkriegerisch, doch nicht feig; es hat oft genug gezeigt, was es militärisch leisten kann, wenn die Truppen gut organisiert sind oder das Nationalgefühl entflammt ist, und wenn die Führer sich tüchtig erweisen. Die Hunnen- und Mongolen-Kämpfe, die Taiping-Revolution und selbst der sogenannte Boxer-Aufstand haben das bezeugt.

Die Kriegsflagge Chinas zeigt den blauen Drachen auf gelbem Grunde, die Handelsflagge die runde goldene Sonne auf rotem Grunde.

Im allgemeinen aber hat der Charakter des Chinesenvolks durchweg den Zug des Ruhigen und Stillen. Der Ko, d. h. der Familiensinn, beherrscht alles. Der Chinese lebt in seiner Familie für sich. „Kümmere dich nicht um deinen Nachbar", sagt Kungfutsze; selten geht daher die gewöhnliche Sorge des Chinesen über seinen Clan hinaus. Daß dabei der Egoismus und der Materialismus großgezogen wird, neben dem daß der Geist in einer gewissen Kindlichkeit bleibt, ist leicht zu folgern. Das Wort des Missionars A. H. Bach: „Die Chinesen sind große Kinder", wird daher leicht verstanden werden; Kinder haben bei friedlichem Leben einen beschränkten Gesichtskreis, sind egoistisch und materiell. Sogar der Ahnenkult des Chinesen entspringt doch dem Egoismus: die Ahnen sollen dem Nachkommen durch ihren Segen das Leben so angenehm wie möglich machen. Ferner hängt damit zusammen die gedrückte Lage der Frau, der Kungfutsze, veranlaßt durch die üble Rolle, welche eine Anzahl Frauen in seiner anarchischen Zeit spielte, die Stellung einer Dienerin zuwies. (Vgl. Paulus: Mulier taceat in ecclesia!) Daher auch die grausame Sitte der Fußverstümmelung, die Frau ohnmächtig zu machen und ans Haus zu fesseln, die aber gar nicht so ausgebreitet ist, namentlich nicht unterm arbeitenden Volke, wo die Frau mit erwerben muß.[1])

Als ein weiterer Fehler des Chinesen muß der gewaltige Kulturdünkel bezeichnet werden, der ihn beseelt. Seine Kultur ist uralt und hat sich bewährt, also ist sie gut. Fortschritt, Neuerung ist nicht nötig, man kommt ganz gut so zurecht.

Ahnenkult und Kulturdünkel sind die großen Hemmnisse aller Entwickelung in China. Der Chinese will in Ruhe gelassen sein, unbekümmert um andere dahin leben. Stört ihn einer in der Ruhe, dann wird er grimmig und schlägt drein; aus dem Kinde wird oft ein grausamer, blutgieriger Tiger.

Die Arbeitsamkeit, Genügsamkeit, Verwandtenliebe, Sippentreue, die Achtung vor Ahnen, Obrigkeit, Recht und Überlieferung: ob diese Tugenden die Fehler aufwiegen?

So stellt sich uns das eigentümliche Reich der Mitte dar. Keine monarchische Despotie und doch patriarchalischer Absolutismus; keine religiöse, aber eine bureaukratische Hierarchie; kein

1) Die „Goldenen Lilien", wie die verstümmelten Füße" poetisch heißen, sollen nach anderen die Frau kleiner erhalten und kinderreicher machen.

Kastenstaat, doch Überwiegen des Mandarinentums; keine Verherrlichung der Kriegstaten, sondern Betätigung aller Kraft in der Friedensarbeit; Schätzung der eigenen Rasse, Unterschätzung der Fremden. Mögen die Barbaren jenseits der „1000 Berge“ und auf den Inseln der „1000 Meere des Westens“ hausen und uns in dem geheiligten Reiche der Mitte schalten und walten lassen; von den „Ozeanmännern“ kann nichts Gutes kommen.[1])

Sehr wesentlich verschieden von der chinesischen ist die japanische Kulturentwickelung vor sich gegangen.

Die Grundlage der Kultur ruhte wie in China auf dem Ackerbau; der Bauernstand war der angesehenste, wenigstens in der ältesten Zeit, und auch nachdem er zur Zeit der Anarchie der Asikaga so elend heruntergesunken war, galt neben dem Krieg der Ackerbau als die vornehmste Beschäftigung. Natürlich, denn er brachte Nahrung und Steuern. Besonders hat sich in Japan die Gärtnerei, der feinere Ackerbau, entwickelt; die Fruchtbarkeit des Bodens und das sonnige Klima unterstützten diese Arbeit. Ein Achtel des Landes ist bebaut; besonders Reis, Hirse, Gemüse, Tee, Tabak werden seit alters gezogen, daneben Maulbeerbäume und Bambuspflanzungen gehegt. Dagegen besteht Viehzucht fast gar nicht; Rinder gibt es nur wenige, Schafe, Ziegen, Schweine sind nahezu unbekannt; der Japaner hat Widerwillen gegen Haut und Leder, die er als Bekleidungsstücke bis vor kurzem nicht verwandte. Stroh, Papier und Tuch treten an ihre Stelle. Die Gewerbe entbehren daher auch fast ganz der Lederarbeit; Gerber sind lange zu den Unreinen gerechnet worden. Die Gewerbe und die Industrie sind meist Kleinarbeit wie in China; die Erfindungen der Chinesen wurden den Japanern durch die Koreaner vermittelt. Die Lack-, Keramik-, Porzellan-, Bronze- und Metallindustrie sind bedeutend; neuerdings ist auch die Zündholzfabrikation hinzugetreten. Aber auch Seide-, Wolle- und Baumwollarbeiten sind frühe bekannt gewesen. Die Schmiedekunst war hochausgebildet, Harnisch- und Schwertfeger leisteten in ihren Erzeugnissen Vorzügliches, und die Ziseleure desgleichen. Nächst dem Gewerbetreibenden stand der Fischer, der einen wesentlichen und unentbehrlichen Teil der Nahrung beschaffte, und der Minenarbeiter, der die reichen Metallschätze in Gold (früher), Silber, Kupfer und

1) Eigentümlich ist, daß die Chinesen wie die altorientalischen Völker überhaupt von „Meeren und Inseln des Westens“ (vgl. Genesis X: „Inseln der Gojim“) sprechen.

Eisen zutage förderte. Am niedrigsten geachtet war der Kaufmann, der mit dem verhaßten Fremdling verkehrte, mit ihm handelte.

Damit haben wir zugleich die kastenartige Einteilung des alten japanischen Volkes im Gegensatze zum chinesischen vor uns: Krieger (mit Einschluß der Priester, Gelehrten, Ärzte, Beamten, Lehrer und Künstler), Ackerbauer, Handwerker und Kaufleute. Außer diesen gab es noch Unehrliche (Ringer, Gaukler, Schauspieler und Tänzerinnen) und Unreine (Gerber, Lederarbeiter, Abdecker und Scharfrichter).

Über die Volkszahl und ihre Ab- und Zunahme sind wir nicht so wie in China unterrichtet. Nach der Asikaga-Periode soll die Volkszahl auf 10 Millionen zurückgefallen sein. Zur Zeit der Revolution von 1868 waren etwa 36 Millionen Inselbewohner vorhanden; heute ist diese Zahl auf 46 Millionen gestiegen.

Über die Clanverfassung haben wir schon das Nähere gehört. Während es in China keine kriegerische Clansgeschichte gibt, ist die japanische nur solche. Daher die große, nach Millionen zählende Schar der kriegerischen Ahnenhelden, die in den Kami verehrt wird. Man zählte in Japan etwa 100 Clans, über die jeder Daimio unbeschränkt, wie einst der schottische Laird, mit patriarchalischem Ansehen gebot, von denen so manche, wie wir sahen und noch sehen werden, zeitweise das Geschick des Gesamtreiches leiteten.

Die Sprache ist eine Mischung des einheimischen Idioms (Jamato) mit dem Chinesischen. Etwa 1200 Wortbilderzeichen werden von einer Anzahl (72) Silbenzeichen unterstützt. Die Sprache ist agglutinierend wie die mongolischen überhaupt; wie die Chinesen kein r, können die Japaner kein l aussprechen.

Die Nahrung der Japaner ist vorwiegend vegetarisch: Reis, Hirse, Knollenfrüchte, Rettiche, Gemüse, Pilze, Seetang, dazu alle Arten Fische (meist roh gesalzen) Krebse, Weichtiere und einige Vogelarten werden gegessen; getrunken wird Tee; Sake (Reisbier), Zuckerwerk und Tabak sind höhere Genußmittel, nach denen aber auch der Ärmste trachtet. Die Kleidung ist vor der Revolution einfach gewesen; Männer und Frauen trugen den weiten, schöngemusterten seidenen, wollenen oder baumwollenen Kimono mit dem Gürtel, an den Füßen Socken mit gesonderter großer Zehe und Sandalen aus Stroh oder Holz mit Holzstöckeln; als Kopfbedeckung diente ein flacher, tellerähnlicher Strohhut. Ärmere gingen und gehen noch in Kittel und Hosen, den Kopf mit einem Tuch umwunden, auch bloß mit einem Lendenschurz be-

kleidet, oder gar ganz nackt. Die Männer schoren sich den Kopf bis auf einen kleinen Zopf, der auf dem Scheitel zusammengekringelt wurde; die Frauen verwendeten große Sorgfalt auf ihren toupetartigen Haarputz, um sich von den struppigen unterworfenen Ainofrauen zu unterscheiden. Beide Geschlechter tragen Sonnen- und Regenschirme aus (letztere geöltem) Papier. Die Wohnung besteht aus Häusern mit Papierwänden, die leicht verschiebbar sind; sie ähnelt der chinesischen sehr. Bei jeder Wohnung befindet sich ein Bad, außerdem sind solche an öffentlichen Straßen (hölzerne Tröge oder Tonnen) und in besonderen Badhäusern vorhanden. Der Japaner badet leidenschaftlich gern, namentlich heiß (mindestens 30 Grad R.); beide Geschlechter finden nichts darin sich coram publico zu entkleiden und gemeinsam zu baden. Das Badhaus ist nur durch einen Lattenverschlag von der Öffentlichkeit getrennt, eine Bambusstange oder Seil scheidet die Baderäume beider Geschlechter. Tokio hat heute etwa 1000 solcher öffentlicher Badhäuser, in denen täglich etwa 300 000 Bäder genommen werden.

Der Beherrscher des Reiches war, wie wir schon wissen, der Abkömmling der Sonnengöttin, der Mikoto (das „Hohe Haus"), ursprünglich geistliches und weltliches Oberhaupt des Volkes zugleich, von seinem Geschlechteradel, den Kuge, umgeben. Neben ihm bestand seit ca. 60 v. Christo das Schogunat, die Krongroßfeldherrnstelle gegen die Aino. Die Verhältnisse dauerten bis zum Eindringen der chinesisch-konfuzianischen Kultur, die den Geschlechterstaat in den Beamtenstaat umwandelte und den Mikoto im 8. Jahrhunderte mit einem Rat umgab (Taikwaverfassung). Aus diesem bildete sich (s. S. 34) das Kwambuku (Großwesirat, Hausmeiertum) der Fudschiwara heraus. Gegen diese erhob sich dann der Schwertadel, die Buke, um dem Schogun zur Macht zu verhelfen, der im 12. Jahrhunderte den Mikoto auf die geistlichen Funktionen beschränkte und die mittelalterlich-romantische Epoche, wie K. Munzinger sie nennt, begründete, selbst eine Zeitlang in den Sikken (Regenten) einen Maiordomus bekam, zu Beginn des 17. Jahrhunderts aber unumschränkt wurde. Er hielt den Mikoto eingeschlossen, behauptete sich als weltlicher Oberherr (Taikun) des neugeordneten auf Clanverfassung und Kastenordnung begründeten Feudalstaates, gestützt auf seinen Latifundienbesitz, das Kwanto (i. g. ein Drittel vom Grund und Boden des Reiches), und seine Gefolgschaft, bis sein Regiment (Bakufu) durch die Revolution von 1868 gestürzt wurde, worauf die moderne Epoche anbrach.

Entsprechend der Zweiherrschaft hatte Japan auch zwei Residenzen, Kioto und Jedo. Zu Kioto regierte der Mikoto; es war die heilige, die Tempelstadt mit ausgedehnten Vorstädten, Hainen und Anlagen. Angesehener war Jedo, des Schogun Residenz, von ebenfalls gewaltiger Ausdehnung, mitten inne der umfangreiche Oschiro (Palast) des Herrschers, zugleich Feste, mit seinen Holzgebäuden: Schlössern, Lusthäusern, Kasernen, den Holzwällen und -verpfählungen, alles in grellbunten Lackfarben glänzend, in vergoldetem Zierat strahlend, vom Dunkelgrün der Haine, in denen die Gräber der Schogune sich befanden, wirksam unterbrochen. An dem breiten Palast- und Festungsgraben lagen die stattlichen Behausungen der Daimio, und um diese gruppierten sich die anderen Niederlassungen; zahlreiche der Japan eigentümlichen hochgeschwungenen Einbogenbrücken verbanden die durch die Arme des Sumidagawa getrennten Stadtteile, wo sich das reichste Leben drängte.

Die japanische Beamtenhierarchie oder Bureaukratie war in 12 Ratskammern gegliedert, die auf Berufung des Schogun hin jede für sich beratschlagten. Die vier ersten umfaßten die Glieder des Tokugawa-Clans und die obersten früheren Reichsunmittelbaren. Die vier folgenden setzten sich aus den anderen Daimio zusammen; zu Klasse 9 und 10 gehörten die von Ijejasu geschaffenen Adligen und die Gouverneure des Schogun, zu 11 und 12 die niederen Beamten. Die Abstufung gleicht jener in der chinesischen Mandarinenhierarchie in keiner Weise; in Japan herrschte der Kollegialismus, in China der Zentralismus vor. Die laufenden Geschäfte besorgten ständige Ausschüsse in Jedo unter den Augen des Schogun. Die Gouverneure, unter ihnen die Inspektoren, verwalteten das Gebiet ihres Oberherrn; sie waren aber zugleich den Daimio als Aufsichtsbeamte gesetzt. Das Überwachungs- und Polizeisystem war genau ausgebildet.

Die Steuern wurden von den Bauern an ihre Herren: Daimio, Samurai oder den Schogun unmittelbar entrichtet; außerdem hatten der Handwerker und der Kaufmann dem Schogun zu steuern. Die Einkünfte des Mikoto und der Kuge wurden beschränkt, dafür hatten sie aber auch weniger als die Buke zu steuern, denen außerdem die Pflicht der Heeresstellung auferlegt war.

Das Heer des Schogun war ein Lehnsheer, wenigstens der Hauptsache nach. Den Kern bildete die zahlreiche unmittelbare Gefolgschaft des Oberherrn; an sie schlossen sich die Aufgebote der Großvasallen, an diese die der kleineren. Nach den Clans ge-

ordnet, rückte das Heer ins Feld, Fußvolk und Reiterei. Die Bewaffnung bestand in vollständigen Plattenrüstungen aus Stahl, und sogar das Gesicht wurde durch eiserne Masken mit möglichst grotesken, furchterregenden Zügen geschützt; mittelalterliche Hieb-, Stich- und Feuerwaffen wurden neben modernen Feuerwaffen geführt. So haben die Japaner noch die Revolution von 1868 ausgekämpft.

Ebenso rückständig wie das Kriegswesen war das Schulwesen. Schulen bestanden eigentlich nur für die edeln Samurai-Abkömmlinge; sie waren nach chinesischem Muster eingerichtet; man unterschied Volksschulen, eine Art Gymnasien und Universitäten, von denen die zu Kioto und Jedo als die hervorragendsten bekannt waren. Die konfuzianische Sittenlehre und die damit verbundenen Kenntnisse und Wissenschaften bildeten den Gegenstand des Unterrichts und Studiums. Die Lehrer waren Schinto- oder Buddhapriester, die sich oft genug den Rang streitig machten.

Dem Äußeren und dem Charakter nach bildet der Japaner meist einen drastischen Gegensatz zum Bruder Chinesen. Der Japaner erreicht körperlich höchstens das, was wir Durchschnittsgröße nennen; im allgemeinen ist er klein, aber dann vielfach stämmig und muskulös, stark. Die Frauen sind zierliche Geschöpfe, oft Puppen gleich. Als Vorzüge des Geistes können des Japaners Sinn für Reinlichkeit und Ordnung und Ruhe, sein Geschick, Fleiß und Bildungsstreben, seine Genügsamkeit und Bescheidenheit, als die des Gemütes seine Heiterkeit, Höflichkeit und Freundlichkeit, sein Sinn für Familienleben, für das Vaterland, für das Ästhetische, seine Energie und auch wieder Willensbeherrschung rühmend erwähnt werden. Das alles bei einem sanguinisch-optimistischen Temperament, welches dann aber auch die Schattenseiten um so mehr hervortreten läßt. So sehr der Japaner sich zu beherrschen versteht, so ist ihm doch ein plötzliches Aufschnellen, rasches, sprunghaftes Handeln eigen. Er schwankt dann in seinen Gefühlen, die ihn von momentaner Sentimentalität zur Roheit und Grausamkeit führen und umgekehrt. Seine ungemein rasche Auffassungskraft veranlaßt ihn zu schnellem, äffischem Nachahmen und zur Oberflächlichkeit; alles nimmt er leicht. Dabei hegt er eine felsenfeste Meinung von seiner Vorzüglichkeit, der zum Dünkel seiner und seines Volkes wird. So glaubt er es auch für ihn erlaubt, andere zu mißbrauchen, sie auszuspionieren, zu belügen und zu betrügen, wenn es seinem Ehrgeiz und seinem materiellen Vorteil, auf den er immer bedacht ist, dient.

Dagegen stellt er den gesamten Ehrgeiz in den Dienst des Patriotismus, des Ruhmes und Gedeihens seines Volkes, das für ihn die Grande nation ist. Darin steht er wiederum im Gegensatze zum Chinesen, wie Munzinger sagt. Ist diesem der Ko (Familiensinn) in so hohem Maße eigen, so dem Japaner viel mehr der Tschu (Gemeinsinn), der fast zum Fanatismus wird. Die Sitte der Haftbarkeit des einzelnen für die Familie sowohl wie fürs Ganze ist uralt und zum Gesetze geworden. Der Patriotismus beherrscht alles; er läßt keinen Individualismus und Partikularismus aufkommen. Das japanische Volk ist nach außen eine Familie, für die der einzelne leben und sterben muß. Alle Mittel des politischen Chauvinismus und Jingoismus sind diesem patriotischen Fanatismus recht, sogar der Meuchelmord, das haben die Minister Okuma und Mori, Nikolaus II. und Lihungtschang neuerdings erfahren.

Bekannt ist auch die schreckliche Sitte, die in jenem krankhaften Ehrgeize der Japaner ihren Grund hat: das Seppuku oder Harakiri, d. h. die Selbstentleibung durch Bauchaufschlitzen. Um seine oder seiner Familie verloren gegangene Ehre wiederherzustellen, oder sich einer entehrenden Strafe zu entziehen, brachte der Japaner auf diese Weise sich selbst um. Bei Adligen konnte das Seppuku auch als Strafe, verbunden mit gleichzeitigem Enthaupten durch einen Freund, (öffentlich) angesetzt werden.

So recht zwitterhaft wie die geistigen und seelischen Eigenschaften des Japaners sich darstellen, so merkwürdig gegensätzlich ist auch sein Verhalten zur Frau. Die Japanerin ist ein gedrücktes, duldendes Wesen, wie es der alte Kungfutsze als Ideal der Frauen schildert. Trotzdem der Japaner seine Familie sehr liebt, zeigt er sich außer dem Hause nie in Gesellschaft seiner Frau. Dafür hat er die Hetären, und nirgends ist die Hetären- und Prostitutionswirtschaft so ausgebildet wie in Japan, wo sie förmlich zur sozialen Einrichtung geworden ist. Die Hetären werden im allgemeinen in 3 Klassen eingeteilt, Musmi (Dienerinnen, Kellnerinnen), Maiko (Tänzerinnen, Deklamatorinnen) und Gescha (Sängerinnen mit klassischer Bildung); für die beiden letzteren sind sogar Schulen vorhanden. Es sind Mädchen aus den mittleren und unteren Volksklassen, die ihrem Zwecke bis zum 20. oder 25. Jahre dienen, dann heiraten, oder vom Ersparten leben, oder — verkommen. Eine Heirat mit einer Gescha ist nicht schimpflich; vielmehr haben die früher Meistbegehrten die meisten Freier. Auch Zeitheiraten gehen sie ein. Die Hetären sind in besonderen Quartieren der japanischen Städte untergebracht, von wo sie in die Teehäuser oder Hotels, wo allein der Japaner Ge-

sellschaft gibt, engagiert werden. Dem Gaste gehören sie für die Zeit der Gasterei oder des Festes ganz zu eigen. Aber auch öffentliche Freudenquartiere gibt es; das berühmteste ist der Joschiwara in Tokio, eine von einer Mauer mit Toren umschlossene, von Polizisten bewachte Gartenstadt, mit herrlichen Blumenanlagen und Hainen geschmückt, in denen sich palastähnliche Häuser und Kioske erheben. Die Bewohnerinnen der letzteren, Schogi genannt, gehören der niedrigsten, vierten Hetärenklasse an.

An letzteren eigentümlichen sozialen Verhältnissen hat die später zu schildernde Revolution von 1868 fast nichts geändert, und es hat auch nicht den Anschein, als ob diese japanische Sitte oder Unsitte der Zivilisation weichen wolle.

IX. Die Öffnung Chinas und Japans durch die Abendländer.

China und das Ausland. — Kanton, die Kosmopolis. — Portugiesen in Macau. — Älteste Jesuitenmission in China. — Zwiespalt zwischen Jesuiten und Lazaristen; Christenverfolgung. — Älteste protestantische Mission. — Franzosen, Engländer, Russen in China. — Portugiesischer und englischer Opiumschmuggel. — Erster (Opium-)Krieg der Engländer; Vertrag von Nanking. — Hongkong englischer Besitz. — Verträge mit Frankreich und der Union. — Neue Streitigkeiten mit England. — Zweiter Krieg. — Dritter (englisch-französischer) Kriegszug. — Plünderung des Sommerpalastes; Vertrag von Peking. — Ausländer und Christentum in Japan. — Ausrottung des Christentums; Abschließung des Landes. — Ankunft der Amerikaner; Öffnung Japans. — Widerstand gegen die Fremden; gewaltsame Erschließung des Landes.

Der Verkehr mit dem Auslande, der unter der Tang- und der Sung-Dynastie (618—907, bezw. 970—1279) bis zu einem gewissen Grade bestand — kamen doch unter den Sung einige zwanzigmal arabische Gesandtschaften nach China — und auch unter der Juan-Dynastie (1279—1368) fortgesetzt worden war, wurde unter der Ming-Dynastie (1368—1644) wieder völlig beschränkt. Der einzige Platz, an dem Abendländer geduldet wurden, war die große Seestadt, von den Europäern Kanton genannt.

Kwangtung, dies ist ihr eigentlicher Name, liegt am Nordufer des großen Tschukiang oder Perlflusses, der in un-

zähligen Verzweigungen, welche kleine und große Inseln einschließen, bei der Humen-Bucht (Bocca Tigris) ins Meer geht. Die Altstadt liegt etwas vom Ufer entfernt, die erst in den letzten Jahrhunderten erbaute Neustadt, die eigentliche Kaufmannsstadt, zieht sich zum Flusse hinunter. (Ursprünglich ist auch Kanton nicht selbst, sondern das an einem Flußarm liegende Whampoa der Hafen der Stadt gewesen.) Auch die Insel Honan am Südufer ist zum Teil von Einheimischen besiedelt, von denen übrigens eine große Zahl auf Flößen und Schiffen im Perlflusse selber wohnt. Und zwar rechnet man, daß von den 1 800 000 Einwohnern etwa 100 000 in 84 000 schwimmenden Behausungen wohnen. Die Fremden haben seit 1859 ihre Niederlassungen flußaufwärts, am Ende der Stadt, auf der früheren Schlamminsel (Schamien), die durch einen Damm mit dem Ufer (am Zollhause) verbunden ist. Die Stadt ist Sitz des Vizekönigs der beiden Kwang-Provinzen, eines Gouverneurs und Tatarengenerals sowie eines Konsularkorps; sie hat einen kaiserlichen und eine Menge anderer Tempel, darunter die berühmte fünfstöckige Pagode, ein Konfuziuskollegium, eine Prüfungshalle, eine Münze, eine Moschee und eine katholische Kirche und viele stattliche Häuser und Paläste der modern von den Engländern Merchant Princes genannten reichen Chinesen. Seit dem 7. Jahrhundert, d. h. als die Araber den Seeverkehr mit China begannen, ist Kanton — wie wir es auch weiterhin nennen wollen — Kosmopolis gewesen, und im vergangenen Jahrhundert erst recht geworden. Der Weltstadtverkehr mit all seinen Gefahren und Lastern, diese erhöht durch den merkwürdigen orientalisch-occidentalischen Synkretismus, macht sich wohl außer in Konstantinopel nur in Kanton in so eigenartiger Weise geltend. Hier ist auch das eigentümliche englisch-chinesische Sprachgemengsel, Pitschen-Englisch genannt, entstanden.

Als unter der Ming-Dynastie die Portugiesen und die Spanier ihre Entdeckungs- und Eroberungsfahrten nach Indien begannen, kamen erstere 1511 auch an die Küsten Südchinas, 1516 nach Kanton; 1520 erschien eine Gesandtschaft in Peking. Doch alle Versuche, eine Niederlassung zu erlangen, waren vergeblich. Ein halbes Jahrhundert später, als die malaiisch-chinesischen Seeräuber die Südküsten plünderten und eine kaiserliche Dschunkenflotte vernichteten, leisteten portugiesische Galeeren mit ihren Donnerrohren dem Gouverneur von Kanton Hilfe gegen das Raubzeug, und es wurde ihnen 1563 gegen einen Jahrestribut von 500 Tael die Erlaubnis erwirkt, auf einem Inselchen westlich von der Mündung des Kwang-Flusses, das mit dem Lande durch

eine Sandbank zusammenhing, eine Niederlassung zu gründen, die zugleich Wachtstation gegen die Seeräuber bleiben sollte. So ist Macau entstanden. Das gesamte Gebiet, der größere Inselfels und noch zwei kleinere, umfaßt etwa 12 Quadratkilometer; es hat unvorteilhaftes tropisches Klima und ist öde. Die Portugiesen aber zogen chinesische Kolonisten herbei, bevölkerten mit ihnen die neu angelegte, amphitheatralisch ansteigende, von einer starken Backsteinmauer geschützte und von mehreren Forts verteidigte Stadt, sowie drei Dörfchen, gestalteten den Hafen aus und befestigten den Damm, der zum Festlande führte. Dort wurde ihr Gebiet durch eine hohe Mauer mit Tor abgeschlossen und letzteres von chinesischen Soldaten bewacht. Schon bald nach der Gründung beherbergte Macau den großen Dichter Camões, dessen Aufenthaltsort, eine Grotte, noch gezeigt wird. Die Abgeschlossenheit dauerte drei Jahrhunderte, bis sie 1845 aufgehoben wurde. Damals wurde Macau zugleich zum Freihafen erklärt. Die Stadt hat heute 70 000 Einwohner, darunter 4500 Portugiesen und eine Anzahl Engländer und Franzosen, einen Gouverneur, Bischof und Mandarin und ist Sitz der katholischen französischen Mission. Die Besatzung bilden einige Tausend portugiesische Sipahi. Der Handel hat seit Hongkongs Anlage (s. w. h.) sehr nachgelassen, die Häfen sind zum Teil stark versandet. Außer den Basaren sind Spielhöllen und Opiumspelunken zahlreich vorhanden. Der Kulihandel war das Hauptgeschäft der Macauenser, bis er 1873 verboten wurde.

Bereits ehe sich die Portugiesen in Macau niederließen, hatte von Japan aus der Aposteljesuit Francesco Xavier sich entschlossen, in China einzudringen, war aber 1552 auf der Reise gestorben. Da sandte der Provinzial von Indien zwei Jesuiten, die Brüder Ruggiero und Matteo Ricci, als Missionare aus. Sie kamen 1581 von Macau nach Kanton, seit langem die ersten Europäer, und gründeten unter unsäglichen Beschwerden Stationen in den beiden Kwang-Provinzen, dann in Nanking; endlich kam Matteo Ricci sogar nach Peking, wo er nicht übel aufgenommen wurde und 1610 starb. Bald erhob sich allerdings unter den Mandarinen Widerspruch gegen das Wirken der Fremden, und es begannen Verfolgungen; aber die Patres wußten sich den Kaisern durch Rat und Tat unentbehrlich zu machen, namentlich gossen sie Kanonen, die man gegen die Mantschu gebrauchte. Um 1640 zählte man in 7 Provinzen mehr als 40 000 Bekehrte.

Klug und ihrem Hauptgrundsatze getreu, gingen die Jesuiten dann aus dem Lager der Ming in das der Mantschu über. Kaiser

Schuntschi ernannte den Prior Adam Schall aus Köln zum Präsidenten des Astronomenamts und zum technischen Berater. Eine schlimme Zeit unter der folgenden Regentschaft wurde gut überstanden, und Kaiser Kanghsi setzte Schalls Nachfolger, Adrian Verbiest aus Brabant, in seine Ämter wieder ein. Noch mehr: anno 1692 verkündete der Kaiser die Duldung des Christenglaubens und der Mission im ganzen Reiche.

Da führte die Uneinigkeit der letzteren ihren Niedergang herbei. Der Sonnenkönig Ludwig XIV. wollte sich gern als Heidenbekehrer zeigen, sein Minister Colbert, der Merkantilist, Handelszwecke damit verknüpfen. Anno 1663 wurden zu Paris die Missions Etrangères gegründet und die Schiffe der Compagnie des Indes und später der Compagnie de Chine führten die Zöglinge der Missionsschule und zahlreiche Lazaristen hinüber nach Macau, das vom befreundeten Portugal als Stützpunkt der religiösen Unternehmung überlassen worden war. Die Lazaristen, zelotisch, verlangten von den Bekehrten unbedingte Annahme der katholischen Lehre in der strengsten Form, während die Jesuiten, tolerant, wie sie im Äußeren Zopf und Lebensgewohnheiten der Chinesen annahmen, auch dem Ahnenkult und Konfuzianismus Konzessionen machten. So standen sich beide Arten der Sendboten bald feindlich gegenüber. Kaiser Kanghsi nahm die Partei der Jesuiten, und als 1704 der Papst auf die Seite der Lazaristen trat, verbannte er deren Bischof, untersagte die päpstliche Einmischung und setzte an Stelle des päpstlichen Dekrets ein von ihm verfaßtes, das die Angelegenheiten der Christen ordnete. Eine weitere Verhandlung, 1720, verlief erfolglos; Rom blieb auf seinem Vorsatze bestehen, und der Kaiser auf dem seinen, und da er die Macht hatte, so siegte er. Dem Ansehen und der Sache des Katholizismus hatte der Streit schwer geschadet. Unter Kaiser Jungtsching erfolgte die erste gewaltige Christenverfolgung, und wenn Kaiser Kienlung auch die Missionen wieder duldete und die Jesuiten während der Aufhebung des Ordens schützte und beibehielt, unter Kaiser Kiaking begannen die Verfolgungen von neuem und schienen mit der Ausrottung der Christen zu enden. Wenigstens durften die Missionare keine öffentliche Tätigkeit mehr ausüben.

Nicht auf das chinesische Festland hatte sich die protestantische, holländische Mission gewagt. Die Missionare versuchten unter dem Schutze der holländischen Ostindischen Gesellschaft 1624—1684 ihr Werk auf Formosa, wurden aber ausgerottet oder verjagt.

Außer den Portugiesen und Holländern hatte lange kein Europäer in China einzudringen versucht. Auch der Seeverkehr der Franzosen und der Engländer wurde 1693 auf Kanton beschränkt, erstere darauf ganz ausgeschlossen. Dann und wann erschienen wohl Gesandtschaften, die aber den Kaiser kaum sahen. Nur kam 1793 der englische Gesandte Lord G. Macartney an den Hof Kienlungs, um ernsthafte Beziehungen anzuknüpfen. Er unterwarf sich dem Kotau (s. S. 87), wurde gut aufgenommen, erreichte aber nichts. Der Russe Graf J. Golowkin, der den Kotau verweigerte, wurde bereits an der Grenze heimgeschickt, 1806, und der Engländer W. Pitt (Baron Amherst) wurde 1816 aus Peking verwiesen, weil er sich nach seiner Ankunft nicht ohne weiteres sofort zum Kaiser transportieren lassen wollte.

Man kann also sagen, bis auf Kaiser Taokwang (1820—1850) ist China von den Europäern unberührt geblieben; das Reich der Mitte erschien als eine Burg mit verschlossenen Toren, die nur gewaltsam erbrochen werden konnten. Und so geschah es denn auch.

Die Chinesen hatten vor den abendländischen Kaufleuten in Kanton und Macau keine große Achtung. Und mit Recht. Denn die meisten dieser „Fremden Teufelsöhne" (Jangkweitsze) oder „Rothaarigen Barbaren" waren keine Gutedel; wer mochte sich überhaupt zum Händler unter so schwierigen und — schmierigen Verhältnissen hergeben! Dazu trat noch der Opiumschmuggel! Das Opiumrauchen kam zu Ende des 18. Jahrhunderts in China auf. Anno 1770 brachte die Portugiesisch-ostindische Kompagnie zuerst 1000 Kisten Opium von Macau aus nach Kanton; die englische Ostindische Gesellschaft folgte. Sechzig Jahre später betrug deren jährlicher Reingewinn im Opiumgeschäfte mit China bereits 3 Millionen Pfund. Systematisch wurden oder sollten die Chinesen durch den Giftkonsum ruiniert werden. Macau gab die Zwischenstation für den Handel ab. Die chinesische Regierung wehrte der Opiumeinfuhr mit allen Mitteln, ohne sie hindern zu können. Als 1834 die englische Regierung an Stelle der Ostindischen Gesellschaft das Handelsmonopol übernahm, suchte der Statthalter Lord Napier sofort die Freigabe des Opiumhandels zu erzwingen. Da ihm dies nicht gelang, begünstigte er den Schmuggel insgeheim derart, daß sich die chinesische Regierung zu einem Gewaltakt veranlaßt sah.

So erging 1839 ein kaiserliches Edikt, das befahl, alles Opium an Bord der Schiffe vor Kanton auszuliefern. Der Staatssekretär Lintszetsiu, von Peking eigens abgeordnet, griff durch, und über

20 000 Kisten des Giftstoffes wurden vernichtet.[1]) Darauf griffen die Engländer die Flotte des Admirals Kwang an und zerstörten sie zum Teil. Der ersten Maßregel folgte nun 1840 eine noch radikalere: den Engländern wurde der Handel verboten und sie wurden zugleich außer dem Gesetz, d. h. für vogelfrei erklärt und Preise auf ihren Kopf gesetzt. Die prompte Antwort Englands war natürlich die Entsendung einer Anzahl Men of war unter Sir G. Elliot, der die Südhäfen blockierte und 1841 in die Bocca Tigris eindrang. Darauf folgte ein Waffenstillstand und diesem ein Präliminarfriede, nach welchem an England die Insel Hongkong abgetreten und 6 Millionen Dollar Entschädigung bezahlt werden sollten. Da sich die Ratifikation verschleppte, drang die englische Flotte unter tapferstem Widerstande der Chinesen weiter gegen Kanton vor, alle Befestigungen zerstörend. Ein neuer Waffenstillstand trat ein, während dessen die Regierung insgeheim die Vertreibung der Barbaren vorbereitete. Nun bombardierten die Engländer Kantons Befestigungen, worauf zwar 5 Millionen Dollar bezahlt wurden, aber im übrigen alles beim alten blieb. Darauf erschien eine verstärkte Flotte an der Südküste unter Sir H. Pottinger, landete Truppen, die Hiamen (Amoy), Tschouschen, Tschunghai und Ningpo eroberten und ein Heer von 50 000 Chinesen besiegten. Man reizte aber dadurch die Chinesen zu einer wilden Fremdenverfolgung und zu noch stärkerem Widerstande auf. Das englische Geschwader mußte im Frühjahr von 1842 auf 35 Kriegs- und 75 Transportschiffe verstärkt werden, mit denen Tschapu, Schanghai und Tschingkiang erobert wurden; bis Nanking, den Jangtszekiang hinauf, drang die Flotte vor. Hier wurde denn am 29. August 1842 Friede geschlossen. Die Abtretung von Hongkong wurde bestätigt, ein Handelsvertrag mit billigen Einfuhr-, Ausfuhr- und Durchfuhr-Tarifen vereinbart; fünf Häfen: Kanton, Amoy, Futschou, Ningpo und Schanghai, wurden dem Verkehr geöffnet, britische Konsularagenten daselbst bewilligt und 21 Millionen Dollar bezahlt. Die Tore Chinas waren erbrochen, die Engländer nicht mehr bloß geduldet, sondern rechtlich anerkannt.

Hongkong (Heangkeang) ist eine felsige Insel östlich von

---

1) Lin schrieb damals an die Königin Viktoria die denkwürdigen Worte: „Wie kannst du, ohne Gewissensbisse zu fühlen, Gewinn suchen in einem Artikel wie Opium, der so schädlich für die Menschen ist! Muß es dir nicht widerstehen, anderen das zuzufügen, was du nicht willst, daß man dir tue!“ Der Konfuzianer beschämte die Christenkönigin weidlich.

der Perlflußmündung, nahe dem Festlande, dem sie den Hafen zukehrt. Der Sund ist nur 2 km breit; der gegenüberliegende Strich (Halbinsel) ist ebenfalls britisch und durch eine schmale neutrale Zone vom chinesischen Hinterlande getrennt. Am Abhang des 560 Meter hohen Viktoria-Peak legten die Engländer terrassenförmig die Stadt Viktoria an; beide Bezeichnungen sind von ihrer damals jungen Queen genommen. Bei Kaulung, der Vorstadt, gegenüber, wurden die Ankerplätze eingerichtet. Die Lage der Stadt ist schön, das Klima aber den Europäern nicht zuträglich; die Einwohnerzahl beträgt heute etwa 230 000, darunter 10 000 Engländer und andere Europäer; ein Gouverneur, Vizeadmiral, anglikanischer und methodistischer Bischof haben ihren Sitz hier. Sofort zog Hongkong an Stelle Macaus allen Zwischenhandel mit China an sich und wurde so recht der Ausfuhrhafen für Opium, was die Chinesen dulden mußten.

Aber der Opiumkrieg hatte für die Briten einen bitteren Nachgeschmack. Die Chinesen wollten sich keineswegs der Tyrannei eines englisch-indischen Handelsmonopols unterwerfen. „Wenn schon, dann schon," dachten sie, schlossen 1844 mit Frankreich und den Vereinigten Staaten gleiche Handelsverträge ab und verliehen den Untertanen beider dieselben Rechte wie den Engländern; 1848 wurde dann den Portugiesen zu Macau der Tribut erlassen. Die Franzosen erlangten auch das wichtige Zugeständnis der Duldung des Christenglaubens; nur durften die Missionare nicht ins Innere kommen.

So bahnte sich in den Trade-Ports allgemach ein leidliches Verhältnis zwischen Chinesen und Abendländern (unter welcher Bezeichnung wir fortab auch die Nordamerikaner begreifen) an. Anno 1850 starb der Kaiser Taokwang, und sein 19 Jahre alter Sohn Hienfung folgte ihm. Der Vater hatte ihm, wie wir schon wissen (s. S. 65), eine Regentschaft von vier Mantschuprinzen beigegeben: Prinz Tsaiwan, der Chef des kaiserlichen Gerichtshofes, war Präsident; die drei anderen waren die Brüder Prinz Twanhwa, Polizeipräfekt zu Peking, und Prinz Suhschun, der Kultusminister, endlich Prinz Mianju, des verstorbenen Herrschers einziger noch lebender Bruder. Diesen stockkonservativen Männern überließ Hienfung auch nach seiner Mündigkeit die Regierung; sie herrschten unumschränkt und waren unverantwortlich.

Selbstverständlich blieben die Ausländer in ihren Augen ein Greuel; sie konnten jedoch wegen der Bedrängnis durch die Taiping (s. S. 65) vorerst nichts gegen sie unternehmen. Sobald man

aber einigermaßen Luft bekommen hatte, wurde der Vizekönig Jih zu Kanton beauftragt, dem geradezu entsetzlich gewordenen Opiumschmuggel, ja offenen Handel mit dem volkszerstörenden Gifte energisch zu steuern. Jih war ein brutaler, aber doch auch wieder sein Volk liebender Mann; er ließ alle Schiffe, welcher Flagge sie waren, untersuchen, ganze Ladungen Opium wegnehmen und versenken. Das ganze Jahr 1856 hallte von Klagen und Beschwerden der Abendländer wider; am lautesten tobten die Engländer, da Jih 12 ihrer chinesischen Matrosen, die auf der Schmuggelei ertappt worden waren, hatte einsperren lassen. Sie forderten die Befreiung, und Jih gab nach; aber die Missetäter, wie verlangt, mit militärischen Ehren auf die Flotte zurückzubringen, dessen weigerte er sich, und mit Recht. Da fuhren die Engländer unter Sir M. Seymour den Tschukiang hinauf, schossen die Befestigungen zusammen, vernichteten die kaiserliche Dschunkenflotte und warfen auch Kugeln nach Kanton hinein. Darauf antworteten die Chinesen in den Hafenstädten mit dem Aufruf zu einer großen Engländerhatz; alle englischen Gebäude wurden geplündert und zerstört. Aber auch auf die anderen Abendländer griff die behördlich entfesselte Volkswut über; ein französischer Missionar wurde totgeschlagen und ein amerikanisches Schiff beschossen, was der Kommodore Armstrong durch Repressalien erwiderte.

Der gewaltige Sepoy-Aufstand in Indien hinderte die Engländer vorerst, weitere Maßnahmen zu ergreifen. Allein schon im Sommer von 1857 erschien eine starke englisch-französische Flotte unter Sir M. Seymour und Rigault de Grenouilly mit 8000 Landtruppen, den zweiten Krieg eröffnend. Jih schleppte die Verhandlungen vier Monate hin; da drang die Flotte in den letzten Tagen des Jahres bis Kanton vor und eröffnete ein furchtbares Feuer auf die Stadt; die Truppen landeten, Jih und seine Beamten mußten sich ergeben. Die Gesandten Englands, Frankreichs, Rußlands und Nordamerikas wandten sich nun von Schanghai aus an die Regentschaft in Peking und verlangten gegen die Herausgabe Kantons neue Handelsverträge; aber all ihre Vorstellungen blieben unbeachtet. Da segelte im April von 1858 die englisch-französische Flotte in die Peiho-Mündung und wiederholte die Forderungen, widrigenfalls Gewalt angewendet würde. Als abermals keine Antwort erfolgte, forcierten die Verbündeten die Befestigungen von Taku und fuhren den Peiho bis Tientsin hinauf. Da endlich bequemte sich die Regentschaft zu einem Vertrage, der am 27. Juni 1858 zustande kam. Danach

sollten die Engländer 24, die Franzosen 12 Millionen Franken Entschädigung erhalten, außerdem sollten 5 weitere Häfen geöffnet und die Schiffahrt auf dem Jangtszekiang bis nach Hankau hinauf freigegeben werden. Den Missionaren jeder christlichen Konfession sollte fortan freier Aufenthalt auch im Innern des Reiches gestattet sein. Auch die zeitweilige Zulassung von Gesandten in Peking wurde gefordert. Als Frist zur Ratifikation des Vertrags wurde ein Jahr bestimmt.

Die Chinesen dachten aber keineswegs an die Unterzeichnung; sie waren erbittert, auch über sich selbst; denn sie hatten, um die durch die Taiping-Revolution leer gewordenen Staatskassen zu füllen, den Opium-Handel förmlich gestatten müssen. Nachdem die Verbündeten abgefahren waren, befestigten sie die Taku-Forts von neuem und zogen in Tschili Truppen zusammen. Als nach einem Jahre von den Engländern die Ratifikation des Vertrags dringend verlangt wurde, höhnte die Regierung die „Barbaren“ aus. Darauf griff Admiral Sir H. Grant am 24. Juni 1859 die Taku-Forts an, erlitt aber eine Niederlage, bei der er 464 Mann verlor. Dieser Sieg steifte den Regenten erst recht den Nacken, während England nun zu einem ernsten Waffengange rüstete. Der Kaiser Napoleon III. wollte auch die Hand im Spiele haben und drängte dem Bundesgenossen von der Krim seine Beihilfe auf.

So begann der dritte Krieg gegen China; anfangs des April von 1860 vereinigten sich 12 600 Engländer unter Sir H. Grant und 7500 Franzosen unter Graf A. Cousin-Montauban in Schanghai; die Tschusan- und Kintang-Inseln, die den Zugang vom Blauen zum Gelben Meere beherrschten, wurden besetzt, und dann drang die Flotte in den Golf von Tschili ein. Die Chinesen waren auf der Hut und hatten in den Weiten der Provinz ein großes Heer unter dem Generalissimus Sangkolinsin zusammengezogen. Die Alliierten erstürmten aber am 21.—23. August nach heldenmütigstem Widerstande der Chinesen die Taku-Forts und die Waffentat machte in Peking doch soviel Eindruck, daß man den „Barbaren“ Kommissäre entgegenschickte, die alle Forderungen bewilligten. Da sich aber bald herausstellte, daß sie ohne Vollmacht waren, rückte das Landungskorps vorwärts. Eine Anzahl Offiziere wurde als Unterhändler voraufgeschickt; sie fielen aber unterwegs Sangkolinsin in die Hände, der sie als Gefangene betrachten, brutal behandeln und in scheußlichen Gefängnissen verkommen ließ. Das erbitterte die Verbündeten, und sie rückten mit 6000 Mann weiter vor; am 18. September wurden die Vortruppen der Chinesen bei Tschangkiawan und am 21. September

LTSU DONE

SU BOOK
Spielmann, Christian, 1905-
Arier und Mongolen : Weckruf an die
historischer und politischer Beleuchtu
Gesenius, 1905.
STATUS a DT 07/20/92 AD none
NOTES |a e:bfe
001 1I CN |a stk/1
NOTES |a rhm 8.21.92
DN-001-001
002 0A CN
NOTES
003 0A CN
NOTES
004 0A CN
NOTES
005 0A CN
NOTES
006 0A CN
NOTES

LTSU DONE

SU# AL39317 FMT B RT a BL m DT 07/20
SRC d PLACE ??? LANG ??? MOD ? T/AUD
CONT ???? ILLUS ???? GOVT ? BIOG ? F

100:10: |a Spielmann, Christian, 190
245:10: |a Arier und Mongolen : |b W
unter historischer und politischer Be
260: : |a Halle : |b Hermann Gesenii
300/1: : |a 254 p.



ALJ9317
NOTIS COPY HOLDINGS S001

:uropaischen Kontinentalen unter
ıg der gelben Gefahr. -- Halle : Hermann

|d 07/20/92

|d 08/31/92

|d 08/31/92

|d 08/31/92

|d 08/31/92

|d 08/31/92

ALJ9317
NOTIS CATALOGING S001
92 R/DT 08/26/92 STAT nn E/L 5 DCF ? D/S D
? REPRO ? D/CODE s DT/1 1905 DT/2 ????
ST ? CONF ? FICT ? INDX ? ME/B ?

-

:kruf an die europaischen Kontinentalen
:uchtung der gelben Gefahr.
:, |c 1905.

in der Entscheidungsschlacht bei Palikiau die Gesamtmacht Sangkolinsins geschlagen. An 50 000 Mann, darunter 30 000 Reiter hatte der Mantschu-Feldherr in der weiten Ebene auf die fremden Eindringlinge geworfen; wie Spreu waren sie vor den feuersprühenden Karrees zerstoben, Tausende gefallen, während die Europäer nur ganz geringen Verlust hatten.

Nun begann der Bruder des Kaisers, Prinz Kung, mit den Verbündeten zu unterhandeln, doch ließen diese sich nicht mehr aufhalten. Sobald Verstärkungen von Tientsin angekommen waren, rückten sie auf Peking vor und besetzten am 7. Oktober zunächst den kaiserlichen Sommerpalast Juenmingjuen (Perle des Reiches) genannt und zwei Stunden nördlich von der Residenz gelegen. Kaiser Hienfung war mit seinem Harem über die Große Mauer nach Dschehol in der Mongolei entflohen; die Europäer aber unterzogen seinen prächtigen Palast einer dreitägigen Plünderung, an der sich auch Graf Montauban, wegen seines Sieges später zum Marschall und Graf von Palikao erhoben, eifrig beteiligte. (Er war ein Bankert des Generals de Launay.) Unermeßliche Schätze wanderten in den Besitz von Offizieren und Gemeinen; was man nicht mitnehmen konnte, wurde vernichtet. Bargeld, Gold- und Silberbarren, kostbare Kunst- und Schmuckgegenstände, prächtige Gewänder, Seidenstoffe, Zier- und Nippsachen, alles wurde fortgeschleppt oder zerschlagen und verbrannt. Die ganze gebildete Welt empörte sich über den Frevel der abendländischen Kulturträger; — man ahnte nicht, daß genau vier Jahrzehnte später dasselbe Schauspiel sich in noch größerer Ausdehnung wiederholen sollte.

Nun trafen die übriggebliebenen gefangenen Offiziere wieder bei den Ihren ein, aber in einer schauerlichen Verfassung; 20 von ihnen waren ihren Leiden erlegen. Dabei rückten die Verhandlungen nicht voran. Man drohte mit dem Bombardement von Peking, wagte aber doch das Äußerste nicht, da die Lage des Fremdenhäufleins inmitten einer feindseligen Bevölkerung recht gefahrdrohend war. Indes etwas mußte geschehen; so wurde die Verbrennung der Sommerresidenz beschlossen und am 18. Oktober ausgeführt. Die Gewalthaber in Peking mußten nun glauben, daß die Götter sie verlassen hätten; so gaben sie endlich nach.

Am 24. Oktober 1860 zogen der englische und der französische Gesandte, Lord Elgin und Baron de Gros, jeder von einer Abteilung von 1000 Mann begleitet, zu einem Haupttore Pekings hinein; am 25. Oktober kam der Vertrag zustande und wurde bald ratifiziert. Er bestand im wesentlichen in der Bestätigung

des vor zwei Jahren geschlossenen; außerdem mußten ein englischer und französischer Ministerresident nebst Ehrenwache in Peking aufgenommen und 4 Millionen Franken an die mißhandelten Abgesandten oder deren Hinterbliebene gezahlt werden. Auch durften die Abendländer nicht mehr I (Barbaren) genannt werden. Am 8. November rückten die Verbündeten wieder ab. Im März von 1861 aber hielten die neu ernannten Gesandten ihren Einzug und richteten sich ein.

Es war ein Erfolg, den die ausschweifendste Phantasie der Europäer sich nicht hätte träumen lassen, eine Tat, die an jene der alten Konquistadoren Cortez und Pizarro erinnerte. — —

Um diese Zeit hatte auch das Inselreich Japan sich den Fremden öffnen müssen.

Anno 1543, so nimmt man gewöhnlich an, kam Fernan Mendez Pinto, ein portugiesischer Abenteurer, als erster Europäer nach Japan; 1549 folgte ihm Francesco Xavier, der Aposteljesuit, der in Kagoschima landete. Es war die Zeit der Bürgerkriege unter den Asikaga; trotzdem wollte Xavier Missionare aus Indien herüberholen und unterwegs China besuchen, starb aber 1552. (S. S. —.) Seine Nachfolger wirkten weiter; 1581 gab es schon 200 Kirchen (7 in Kioto) und Kapellen und 150 000 Christen in Japan, und sogar Fürsten (auf Kiuschiu) wandten sich der neuen Lehre zu. Bald traten indes die Buddhisten christenfeindlich auf, erwirkten auch das Verbot der Mission; aber die Jesuiten wußten sich trotzdem zu halten. Auch daß die spanischen Bettelmönche, die von den Philippinen kamen, durch ihren Zelotismus den Regenten erbitterten und eine Verfolgung veranlaßten, vermochte der insgeheim wirkenden Mission keinen Abbruch zu tun. Erst während der Umwälzungen unter dem Schogun Ijejasu (s. S. 67) änderte sich die Sache, namentlich als die Christen für und wider jenen Partei ergriffen. Anno 1606 wurde das Christentum verboten, 1613 für staatsgefährlich erklärt und die Ausweisung aller Missionare, sowie die Zerstörung der Kirchen befohlen. Etwa 130 Missionare und 400 einheimische Christenpriester kamen auf den Schub; die Zahl der Christen wurde damals auf 600 000 bis 2 Millionen geschätzt. Da die Ausgewiesenen immer wieder Anstrengungen machten wiederzukommen, so schritt der Schogun gegen die Europäer überhaupt ein; 1617 wurde jeder in Japan angetroffene Priester mit der Todesstrafe bedroht und der Handel mit den Fremden nur in Nagasaki und Hirado zugelassen; 1624 wollte man schon alle Fremden bis auf die Holländer ausschließen,

was aber einstweilen noch nicht gelang. Da die einheimischen Christen nicht von ihrem Glauben lassen wollten, so begann eine grausame Verfolgung, in der Tausende martervoll umkamen.

Das Ende aber führte ein furchtbarer Aufstand auf Kiuschiu, das fast ganz christlich war, herbei 1637/38. Es war eine Bauernrebellion, die, wie die deutsche hundert Jahre früher, religiöse, politische und soziale Motive verquickte und von den Portugiesen unterstützt wurde. Aber der Schogun ward der Empörer Meister; der Aufruhr wurde nach der Entscheidungsschlacht bei Schimabara im Blute der Christen erstickt und sämtliche Portugiesen wurden bei Todesstrafe des Landes verwiesen. Das Christentum konnte sich in seinen Resten seitdem nur heimlich behaupten. Sein Ansehen war durch die Streitigkeiten der Jesuiten und der Bettelmönche bereits sehr gesunken; auch der politische Gegensatz der Spanier und Portugiesen hob die Europäer nicht in der Achtung der japanischen Machthaber; vor allem aber wollten diese den greulichen Kulihandel der Portugiesen unterdrücken. Dagegen fanden neben den Chinesen die Niederländer Gnade vor den Schogunen; waren sie doch den Spaniern und Portugiesen todfeind und fügten sich auch den Landesgesetzen besser. Anno 1641 wurden sie allesamt nach Nagasaki transportiert, allwo sie unter schmählichen Bedingungen auf dem Inselchen Deschima angesiedelt wurden. Das Konnubium mit Japanerinnen wurde verboten; Gottesdienst durften sie nur geheim halten; ihre Toten mußten sie ins Meer versenken. Der gewaltige Schogun Ijemitzu führte die Maßregeln unerbittlich durch, und zwei Jahrhunderte lang ist es bei den von ihm geschaffenen Verhältnissen unverändert geblieben. Japan war für die Außenwelt und diese für Japan nicht vorhanden. (S. a. S. 68.)

Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts aber wendete sich das Blatt plötzlich. Gleich ihren Vorgängern nahm auch die Tokugawa-Dynastie an Kraft allmählich ab. Die Schogune oder Taikune verweichlichten; die Fürsten und Beamten wurden despotisch. Das Volk vermehrte sich stark, und die Daimio waren nicht mehr imstande den Samurai ihre Reisrente zu zahlen. Diese und die Bauern, auf denen alle Last lag, verelendeten. Daß es nicht mehr lange so weiter gehen konnte, sah man überall ein. Bald traten Parteiungen ein; den Anhängern des Schogun traten die des Mikoto gegenüber; zwischen beiden standen andere, die nicht wußten, zu wem sie halten sollten. Als ausschlaggebende Person trat der mächtige und tüchtige Fürst von Mito, der erbitterte Gegner des Taikun, hervor. Der Umsturz begann sich allgemach vorzubereiten.

Da erschien plötzlich anno 1853 der nordamerikanische Kommodore M. C. Perry in der Bai von Jedo und forderte im Namen seiner Regierung vom Schogun Ijejoschi die Öffnung des Landes; er werde im Jahre darauf wiederkommen. Das Vorgehen der Engländer in China ließ nämlich ihre anglosächsischen Vettern, die Amerikaner, nicht ruhen; sie gedachten sich darum in Japan das Vorrecht zu sichern. Ob Perry von der drohenden Umwälzung im Reiche des Sonnenaufgangs Kenntnis hatte? Vielleicht. Er hatte überraschenden Erfolg. Der Schogun starb bald, und der Regent für Ijesada, seinen unmündigen Sohn (und später, seit 1858, für Ijemotschi), Ikamon, schloß mit dem kühnen Yankee, als er wieder erschien, den Vertrag von Kanagawa ab, 31. März 1854, wonach den Amerikanern die Häfen Schimoda und Hakodate geöffnet wurden. Das Tor zum Inselreiche stand offen.

Amerika ernannte Mr. T. Harris zum Ministerresidenten, der für seines Landes Interessen unermüdlich weiterarbeitete. In 1858 wurden auch Kanagawa und Nagasaki geöffnet und weitere Häfen als Vertragshäfen in Aussicht genommen, auch ein Resident in Jedo zugestanden; ferner wurden die Fremden in den Vertragshäfen der Konsulargerichtsbarkeit unterstellt. Aber auch die Japaner befolgten das Beispiel der Chinesen; sie verhandelten weiterhin nicht bloß mit den Amerikanern, sondern schlossen 1858—1861 auch mit England, Frankreich, Rußland, Portugal und dem Deutschen Zollverein Verträge ab; 1866 folgte Italien, 1869, nach der Revolution, Österreich.

Diese plötzliche Aufscheuchung aus dem mehrhundertjährigen Beharrungszustande hatte in Japan noch ganz andere Folgen als in China, wo der Umschwung der Verhältnisse doch allmählicher erfolgt, das Reich überhaupt nicht so abgesperrt gewesen war. Es zeigten sich denn auch bald bedenkliche Symptome. Der Ausfuhrhandel steigerte die Inlandpreise mit einem Male mächtig, da die Produktion mit der Nachfrage nicht gleichen Schritt hielt. Diesen Mißstand empfanden am meisten die herren- und brotlosen Samurai (Ronine, s. S. 69), deren sich eine gewaltige Unzufriedenheit bemächtigte. Unter ihren Streichen fiel 1860 Ikamon, dem Hitotsubaschi als Regent folgte. Überall wurden einzelne Fremden ermordet, so im Januar 1861 der Sekretär der amerikanischen Gesandtschaft, Heusgen, in Jedo. Sogar wurde im Juli von 1861 die englische Gesandtschaft in Jedo am hellen Tage angegriffen, im Juni von 1862 zum zweiten Male, ohne daß der Schogun Genugtuung geben wollte oder konnte. Auch zögerte man mit

der Öffnung der neuen Vertragshäfen. Bald darauf wurde der Engländer Richardson in den Straßen von Jedo ermordet, am Neujahrstage von 1863 endlich die englische Gesandtschaft in Jedo niedergebrannt. Erst nach langen Verhandlungen und Verzögerungen wurde die Entschädigung geleistet.

Die Seele des Widerstands gegen die Fremden und gegen die Erfüllung der Verträge war der in Kioto lebende energische Mikoto Komei; er benutzte aber das Widerstreben der Samurai-Kaste gegen die Neuerungen nur, um den Schogun zu diskreditieren und sich an seiner Stelle wieder zum Herren von Japan zu machen. Er hatte Glück. Die Daimio verließen 1862 Jedo und begaben sich nach Kioto, zum Mikoto, um ihm stets nahe zu sein. Besonders waren die Fürsten von Satzuma, Nagato (Tschoschiu) und Tosa, die einflußreichsten und kriegerischsten, für ihn. Man umgab den Abkömmling der Sonnenkönigin mit der alten Gloriole, frischte auch den Schintodienst als kaiserliche Religion neu auf entgegen dem Buddhismus, den der Schogun stützte. Man zog ferner ganze Banden der Ronine herbei, die ihre Meuchelmordschwerter zur Verfügung stellten. Dann brach der Kampf aus. Joi! (Fort mit den Fremden!) wurde die Losung. Im September von 1863 begann der Fürst von Nagato auf des Mikoto Befehl die Feindseligkeiten gegen die Fremden, indem er in der Straße von Schimonoseki auf amerikanische, französische und niederländische Dampfer feuern ließ. Die Amerikaner und Franzosen antworteten durch ein Bombardement auf Forts und Dschunken, richteten aber sonst nichts aus. Auch die Beschießung von Kagoschima durch die Engländer hatte nur den Erfolg, daß eine Entschädigung bezahlt, sonst aber keine Genugtuung gegeben, kein Vertrag erfüllt wurde. Die Angelegenheit verschleppte sich ein ganzes Jahr; endlich vereinigten Engländer, Franzosen, Amerikaner und Niederländer ein imposantes Geschwader. Dieses drang im September von 1864 in die Straße von Schimonoseki ein, zerstörte sämtliche Befestigungen und zwang den störrigen Daimio von Nagato, sich dem Vertrage zu fügen. Die übrigen verbündeten Fürsten mußten nun auch klein beigeben und die Öffnung Japans als vollendete Tatsache hinnehmen.

Die Demütigung des Reiches durch die Fremden gab die Ursache zu dem großen Bürgerkriege ab, der nun zwischen Taikun und Mikoto in hellen Flammen ausbrach und mit dem Siege des letzteren endete. Darauf werden wir später zurückkommen.

X. Die Entwickelung des russischen Reiches zur europäisch-asiatischen Macht.

Rußlands Völker. — Warjäger; Gründung des Russenreichs. — Teilung und Zersplitterung. — Unterwerfung durch die Mongolen; Reich Kiptschak. — Aufkommen der Großfürsten von Moskau. — Auflösung von Kiptschak; Befreiung Rußlands. — Zartum Moskau; Unterwerfung Rußlands. — Pfadfinder gen Osten. Nowgorod, das Große. — Familie Stroganow und Sibirien. — Kosakenrepubliken in Kleinrußland; Angriffe auf Sibirien. — Unterwerfung Sibiriens durch die Kosaken. — Kolonisierung durch die Russen. — Wissenschaftliche Erforschung. — Gewinnung der Landgrenze; Eroberung Turans. — Ozeane Basierung der russischen Herrschaft; Erwerbung des Amurlandes.

Um dieselbe Zeit, da die europäischen Westmächte und die Amerikaner die Öffnung der mehrtausendjährigen ostasiatischen Reiche von der See her erzwangen, rückte die gewaltigste europäische Landmacht, Rußland, langsam zur Eroberung des Ostens heran.

Die weiten sarmatisch-finnischen Steppen zwischen dem Pontus und dem Eismeer füllte, nachdem die mongolischen Wanderzüge im 13. Jahrhundert zum Stillstand gekommen waren, eine Bevölkerung, in der wir drei verschiedene Elemente erkennen: Finnen, Russen und Tataren. Die Finnen, zu denen die auf S. 12 bereits genannten Völkerschaften gehörten, und deren Wohnsitze zwischen Eismeer und Wolga, östlich über den Ural und westlich bis nach Skandinavien hinein sich erstrecken, werden nicht mehr schlechtweg mit den Mongolen zu einer Rasse gerechnet, sondern als eine Mischung der nördlichen blonden Langköpfe mit den Mongolen bezeichnet; wobei das mongolische Element allerdings teilweise überwiegt. Zwischen der Wolga im Norden und den Steppen des Südens hauste der heute Russen genannte Zweig der Slawen, der sich frühe in Großrussen im Norden und Kleinrussen im Süden schied, von welchen die ersteren zahlreiche mongolische Bestandteile aufnahmen. Das dritte Element, die Tataren in den Pontus-Steppen, war ein wunderliches Gemengsel mongolischer Völkerteile, durch- und übereinander geschoben und miteinander verschmolzen.

Der Norden, die Finnen-Gebiete, blieb von den großen Völkerstürmen sozusagen unberührt; im Süden drängte dagegen, wie bekannt, einer den anderen. Die Stabilität wurde von der Mitte aus hergestellt, aber nicht durch die Slawen, sondern durch die eingewanderten Normannen (Schweden), oder wie die Russen sie nennen, die Warjäger aus dem Stamme Ros, die dem Lande den Namen gaben. Rjurik (nordisch Hrorekr) gründete

862 das Russenreich, das bald von der Ostsee bis hinab zum Pontus reichte und Nowgorod (Naugardr, Neugarten), später Kiew zur Hauptstadt hatte. Die Warjäger wurden der herrschende Kriegsadel im Lande und gründeten ihre Macht auf die germanische Gefolgschaft (Druschina), während sie dem Volke, das sich ihnen freiwillig unterwarf, seine slawischen demokratischen Verwaltungseinrichtungen beließen. Fast zweihundert Jahre lang erhielt sich das germanische Herrengeschlecht mehr oder minder rein; dann wurde es stärker und zuletzt ganz slawisiert. Aber die Einrichtungen von Warjägern und Slawen verschmolzen zu einer einzigen gemeinsamen, aus der die russische Reichsorganisation erwuchs.

Die Warjägerfürsten waren es, die das russische Slawentum vor der Aufsaugung durch Finnen und Mongolen retteten, indem sie beide auseinander hielten. Die Kriegerkolonien, durch das ganze Land verteilt, gaben den Russen Halt und Widerstandskraft, so daß sie den rings andrängenden Feinden sich gewachsen zeigten. Die Macht des Reiches war groß, zitterten doch die rhomäischen Kaiser in Konstantinopel (Zarigrad = Kaiserstadt) vor den Flotten der Russen. Aber zugleich wurde auch das germanische Erbübel nach Rußland verpflanzt, die Lehns- und damit die Vielherrschaft. W l a d i m i r (Waldemar) d e r A p o s t e l g l e i c h e († 1015), der das Russenreich in Europa schon fast zu seiner heutigen Ausdehnung (Polen und Finnland ausgenommen) gebracht hatte, der sich unter den drei ihm angebotenen Religionen, der chazarisch-jüdischen, der arabisch-moslemischen und der byzantinisch-christlichen, für letztere entschied, er hat, echt nach der Weise eines germanischen Großkönigs, sein Reich unter seine Söhne geteilt und damit den Grund zu dessen Schwäche und Zerfall gelegt.[1]) Nach seines Sohnes J a r o s l a w, des letzten Warjägerfürsten alten Schlages, Tode (1054) spaltete sich Rußland erst in eine Anzahl größerer Staaten, dann in eine Menge von Kleinfürstentümern; man zählte um 1200 nicht weniger als 70 solcher. Der G r o ß - f ü r s t (Knjäs Weliki), der seine Residenz von Nowgorod nach K i e w verlegt hatte, blieb nur dem Namen nach Oberherr; sein Machtgebiet schrumpfte immer mehr zusammen, bis sich seit 1169 zu S u s d a l ein zweiter Großfürst neben ihm erhob.

Diese Zersplitterung Rußlands machte es dem Mongolenkhan

---

1) Wladimir, der heidnische Germano-Slawe, hatte ein gutbesetztes Harem mit Frauen jeder Rasse und jedes Glaubens. Die Christinnen scheinen den meisten Einfluß auf ihn ausgeübt zu haben. Nach seiner Taufe entließ er alle Frauen, um sich — nominell — mit der byzantinischen Kaisertochter Anna zu begnügen.

Batu leicht, das Land zu unterwerfen (s. S. 43). Zu Ssarai an der Wolga schlug er seine halbnomadische Residenz auf und beherrschte von da das Reich Kiptschak, das von der Weichsel bis zum Jenissei reichte. Die Dynastie wurde prunkend die „Goldene Horde“ genannt. Dritthalb hundert Jahre, 1240 bis 1480, beherrschten die Mongolen Rußland; ihr Khan führte bezeichnend die Knute als Szepter, und das unterworfene Volk seufzte unter den Geißelschlägen des Barbarenherrschers, den es doch Batjuschka (Väterchen) wie einst die Goten den Attila nennen mußte, und in welchem es ehrfürchtig den höchsten Herrn, den Zar (Cäsar, aus dem Lateinisch-Byzantinischen), erkannte.

Die russischen Großfürsten, wie die kleinen Knjäse waren verpflichtet, ihre Bestallung im Lager des Khans zu holen. Nicht immer war dieser in Ssarai; da mußten sie ihm oft bis weit nach Asien hinein folgen und dem schimpflichen Nackentritt sich unterwerfen. Sie hatten dem Lehnsherrn Heeresfolge zu leisten und durften ohne seine Einwilligung weder Krieg noch Fehde führen. Er hatte ihr Leben wie das seines geringsten Sklaven in der Hand, ihr Land, ihr Vermögen, ihre Frauen und Töchter; und mehr als einmal forderte er für sein Harem den Tribut in Menschenfleisch. Alle Untertanen der russischen Fürsten mußten ihm eine hohe Kopfsteuer zahlen. In allen größeren Städten hatte er seine Burgen (Kreml), seine Garnisonen, Residenten und Zinspächter. Den Besiegten gestattete er die Ausübung ihrer Religion, doch war diese, seit die Khane mit ihrem Volke (1272) zum Islam übergetreten waren, vielfacher Anfeindung oder doch Verhöhnung ausgesetzt.

Seit der Zerstörung Kiews, 1240, hatte das dortige Großfürstentum aufgehört; mit seinen Herrschern war die Kraft der Russenfürsten dahingegangen. Die Großfürsten von Susdal (später Wladimir) waren mit wenigen Ausnahmen Schwächlinge, die in Bücklingen vor den Khanen der Goldenen Horde mit den winzigsten Knjäsen wetteiferten. Befestigten sie sich nur auf ihrem Scheinthrone, dann mochte ganz Kleinrußland verloren gehen. Das geschah denn auch; im 13. und 14. Jahrhunderte rückten Polen und Litauer ihre Grenze bis zum Dniepr vor. Die selbständig gebliebenen Großrussen suchten darauf um so mehr ihr Heil bei den Mongolen. Knjäse und Mursas verschwägerten sich; sogar das Volk erhielt, wie schon erwähnt, eine starke Beimischung mongolischen Blutes; auch nahm man Sitten und Gebräuche, Bekleidung und Bewaffnung der Tataren an.[1])

1) Andere leiten die teilweise Mongolisierung der Russen schon aus der Chazarenzeit her.

Über die Knjäse erhob sich seit 1300 der von Moskau, tatkräftig, zielbewußt. Durch die tiefsten Bücklinge und die ausgesuchtesten Geschenke erlangte und erhielt er sich die Gnade des Khans, und seit 1327, seit Iwan I., finden wir die Iwan, Dimitri und Wassili von Moskau mit nur einer kurzen Unterbrechung sogar im Besitze der Großfürstenwürde und als erklärte Günstlinge des rasse- und glaubensfeindlichen Gewaltherrn. Aber schon von Anfang an bemerken wir, wie sie nebenhinaus nach Selbständigkeit schielen. Gegen ihre Untertanen erwiesen sich diese Moskowiter als die tatarischen Despoten im kleinen; ihr Regiment war der Abklatsch des zu Ssarai vom Zar geübten.[1]) Das war schlau von ihnen; denn es führte sich dann hernach im großen leicht und unvermerkt über.

Das Reich von Kiptschak blieb länger als die anderen Mongolenreiche fest gefügt; allein schließlich brachen auch hier Parteiungen aus. Den Bürgerkrieg zwischen der „Weißen" und „Blauen Horde" innerhalb des Khanats benutzte der tapfere Großfürst Dimitri IV. von Moskau; er rief zum Befreiungskampfe auf, schlug in der Schlacht auf dem Kulikower (Schnepfen-) Felde am Don, 1380, das Heer der „Blauen Horde" völlig und wurde mit dem ehrenden Beinamen Donskoi geschmückt. Aber schon 1382 zerstörte die zur Herrschaft gelangte „Weiße Horde" seine Hauptstadt Moskau und zwang ihm das Joch wieder auf. Der Wettersturm des Timur 1392—95 ging an den Russen selbst ziemlich spurlos vorüber; aber dem Reiche Kiptschak gab er einen bösen Stoß. Am ehesten haben sich die sibirischen Gebiete selbständig gemacht; 1410 wurde das Reich von Tjumen, ganz Westsibirien umfassend, gegründet. Dann, 1420, lösten sich die Gegenden am Pontus als Reich der Krim mit der Hauptstadt Baktschisarai los, und 1438 entstand das Khanat von Kasan, 1466 das von Astrachan. Gegen den Rest von Kiptschak brach 1480 Iwan III. von Moskau, 100 Jahre nach seines Urgroßvaters Dimitri Siege, los; die „Goldene Horde" unterlag unrühmlich, fast ohne Kampf, und ging 1502 ganz ein.

Iwan III., der die griechische Kaisertochter Sophia geheiratet hatte, nahm nun den Titel Zar an und beanspruchte sofort alle Hoheitsrechte des Mongolen-Khans für sich.[2]) Wer sich ihm nicht fügen wollte, mußte der Waffengewalt weichen. Kasan wurde 1469

---

1) Moskwa Matjuschka (Mütterchen Moskau) trat im Ansehen an die Stelle des altheiligen südrussischen, an die Litauer verloren gegangenen Kiew.

2) Der „Weiße Zar", an Stelle des „Schwarzen Zaren", d. h. des Khans.

und 1487 tributär gemacht, 1471 und 1478 Nowgorod der Botmäßigkeit unterstellt und seiner Privilegien beraubt, das mächtige Fürstentum Twer 1485 einverleibt, 1489 Wjätka unterworfen und in weiteren zehnjährigen Kämpfen das gesamte finnisch-samojedische Gebiet bis zum Eismeer und dem Uralgebirge zu Rußland geschlagen. Das letzte Teilfürstentum Rjäsan unterwarf 1517 Iwans Sohn Wassili IV. Dessen Sohn Iwan IV., bekannt unter dem Namen der Schreckliche, besser Gräßliche, machte 1552 dem Khanat von Kasan und 1554 dem von Astrachan ein Ende. Die Tataren von Tjumen hatten schon um 1500 ihr Gebiet am oberen Ob aufgegeben und eine neue Hauptstadt, Isker oder Sibir (unweit von Tobolsk), erbaut, die dem Reiche und später ganz Nordasien den Namen gab. Auch sie wurden 1557 dem Zaren von Moskau tributär.[1]) Und nun begann der russische Expansionsdrang nach Osten, der bis heute angehalten hat.

Kaufleute und Kosaken haben Sibirien erobert.

Nowgorod ist der eigentliche Pfadfinder nach dem Osten geworden. Bereits ehe die Warjäger das russische Reich gründeten, war Nowgorod, vielleicht auf ähnliche Weise wie Rom, das Haupt der Umgegend geworden, von slawischen, germanischen (?) und finnischen (?) Ramnes, Tities und Luceres gegründet und bevölkert, frühe ausgedehnten Handel treibend. Kriegs- und geldmächtig, ward es nach Jaroslaws I. Tod (1054) nach und nach ganz unabhängig: Nowgorod Weliki („das Große"), zum Unterschied von anderen Nowgorods (Neustädten) so genannt. Zwar wählte es sich seinen Fürsten aus Rjuriks Hause, der auch mit seiner Druschina (Gefolge) im Kreml wohnte; aber er war mehr Schützer als Herr. Das letztere waren vielmehr die Bürger, in Bojaren, Bojarenkinder (d. h. Adelsgenossen), Kaufleute, Handwerker (innerhalb) und Bauern (außerhalb) geschieden. Die Regierungsgewalt lag bei der Wjetsche (Volksversammlung), zu der die große Glocke (Kolokol) auf dem Markte nahe der großen Kathedrale rief. Das Volk bestellte den Bürgermeister (Possadnik), den Milizhauptmann (Tissatschki) und die vier Abteilungs-Schultheißen (Starosta). Durch kriegerische Raubzüge unterwarf die Stadtrepublik bis um 1150 das ganze finnische Nordrußland von Finnland bis zum Ural und errichtete überall Militärstationen und -kolonien, um die Bewohner untertan und zinspflichtig zu erhalten. Namentlich war es der Pelz- und Fellzins, der unerbittlich

1) Die Krimtataren dagegen blieben frei und machten sich noch lange als schwere Geißel der Russen fühlbar.

eingetrieben wurde; mehrmals hat er heftige Empörung der Finnen hervorgerufen. Das Nowgoroder Gebiet war in 5 Woloste (Vogteien) geteilt. Zur Zeit der höchsten Blüte zählte die Stadt 100 000 Einwohner, 300 000 Untertanen und etwa 1 000 000 Unterworfene (Finnen). Abhängig von ihr waren anfangs die kleineren Republiken Pskow und Wjätka. Letztere wurde 1174 durch eine Auswandererschar mitten im Wotjäkenlande, am gleichnamigen Flusse gegründet. Die Häuser standen, mit der Rückseite dicht aneinander geschlossen, fensterlos, im Kreise zusammen; ihre feste Bohlenwand bildete so zugleich den Festungswall, der gegen die finnischen Pfeilschüsse, Speer- und Steinwürfe schützte. Um sich zu halten und zu mehren waren diese Nowgoroder Kolonisten nicht zu skrupulös; sie führten die Vielweiberei ein. Ihr Selbständigkeitssinn und ihre Tatkraft haben sie schon um 1200 von Nowgorods Herrschaft befreit.

Nowgorod blieb von der Eroberung durch die Mongolen verschont; es stand sich sogar gut mit ihnen, war nach wie vor Vermittlerin des Handels. Dagegen mußte es sich 1478 (s. o. S. 118) dem Zaren Iwan III. beugen, der seine Privilegien vernichtete; 1570 ist seine Macht durch den gräßlichen Iwan IV. ganz gebrochen worden. Wjätka wurde (s. o. S. 118) 1489 unterworfen.

Der „gräßliche Zar“ war aber keineswegs so kurzsichtig, daß er, obgleich er den Trotz des einst gewaltigen Freistaats so schrecklich knickte, die Handelsinteressen seines Moskowiterreichs vernachlässigt hätte. Im Gegenteil, er wollte den Handel sich frei entfalten lassen. Deshalb legte er, da ihm die Ostsee durch Schweden und den Ritterorden versperrt war, am Weißen Meere den Hafen Archangel an, den bereits 1553 ein englisches Schiff unter Sir R. Chancellor als erstes abendländisches gewissermaßen entdeckte. Er unterstützte ferner die freien Kaufleute und Kaufmannsgeschlechter, die den sibirischen Handel in die Hand genommen hatten. Anno 1558 erhielten Grigori Stroganow und die Seinen 150 Quadratwerst wüsten Landes zwischen Dwina und Kama mit dem Rechte der Besiedlung, des Erzgrabens und Pelzhandelns überwiesen; bald darauf wurde ihnen das sibirische Handelsmonopol übertragen. Die Stroganows hatten viel Widerwärtigkeiten mit den Finnenstämmen und dem Kutschum Khan von Sibir zu bestehen; letzterer hatte sein Reich, dessen alte Dynastie von ihm vertrieben worden war, weit nach Osten ausgebreitet, den Islam eingeführt und sich stolz Zar von Sibirien genannt. Als die Stroganows hart bedrängt wurden, riefen sie endlich ihre Gegner im Süden, die Kosaken zur Hilfe herbei.

Die Kosaken, eigentlich Kasaken (Freibeuter), waren Kolonien russischer Flüchtlinge und Abenteurer, die sich namentlich während der Kämpfe der Russen mit Polen und Litauern zu Anfang des 14. Jahrhunderts zunächst am unteren Dnjepr, dann auch am Don angesiedelt hatten. Die Dnjepr-Kosaken wurden bald von den Don-Kosaken unterschieden; letztere werden verschiedentlich als Bastardstämme von Russen und Tataren bezeichnet. Die Kosaken bildeten zwei Republiken, von denen besonders die der ersteren, auch Saporoger (sa = jenseits, Porogi = Wasserfälle) genannt, merkwürdig organisiert war. Die Zentrale bildete die weitläufige Sjitsch, die befestigte Niederlassung unfern der Kaskaden und Inseln des Dnjepr, die sich aus Kurenen (Gemeinschaften) zusammensetzte, welche von den unverheirateten Kosaken, dem Kerne, gebildet wurden. Die verheirateten wohnten in Dörfern (Staniza) außerhalb. Das militärisch-politische Oberhaupt war der Ataman (Hetman) Koschewoj, alljährlich gewählt; ihm standen vier Starschinen (Älteste) zur Seite. Die Kurene wurde vom Kurenoi Ataman verwaltet; im übrigen war das Gebiet noch in militärische Distrikte (Polk) geteilt, deren jedem ein Oberst (Polkownik) vorgesetzt war. Die Kosaken machten mit ihren Wagenburgen (Tabor) und Kähnen (Tschaik) Raubzüge zu Wasser und zu Lande; ihre Hand war wider jedermann, je nachdem es ihnen Vorteil brachte. Iwan der Gräßliche hatte die räuberischen Horden an der Wolga hausender Don-Kosaken für ihre Übergriffe im Kasanischen gezüchtigt und ihren Ataman Jermak Timofjewitsch geächtet. Nun bedrängte dieser, sich nach Norden wendend, die Stroganows. Da griffen diese zu der klugen Maßregel, den Räuberhauptmann in ihrem Solde gegen Kutschum Khan auszuspielen. Der Zar gab seine Einwilligung; aber Jermak begann seine Unternehmungen in einem so großartigen Stil, daß es seinen Auftraggebern viel zu gewagt erschien: mit seiner Abenteurerschar von 850 Mann Kosaken, Polen, Tataren und Deutschen, die allerdings bald auf 7000 stieg, wollte er Sibirien erobern. Er überstieg 1579 den Ural, und obgleich er drei Viertel seines Heeres durch Kämpfe, Krankheiten und Strapazen einbüßte, drang er bis zum Irtisch vor. Hier umringte ihn 1581 der Großkhan mit einem ungeheuern Heere; aber Jermak hielt, seinen Haufen in ein Karree geschlossen, mit den Feuerwaffen wacker stand, zersprengte die Steppenreiter in alle Winde und eroberte Kutschum Khans Lager mit allen Schätzen. Das Jahr darauf, 1582, nahm er sogar das reiche Sibir ein. Da das Unternehmen der Waghälse also geglückt war, gab auch Iwan seine Zustimmung

zu weiteren Eroberungen und lieh seine Unterstützung. Zwar kam Kutschum Khan zurück, besiegte und tötete Jermak auf der Flucht über den Irtisch und eroberte Sibir wieder, 1584. Aber nun zogen neue Kosakenhaufen im zarischen Dienste nach, nahmen Westsibirien ein, zerstörten Sibir und gründeten in seiner Nähe die neue Hauptstadt Tobolsk, 1588, die erste russische städtische Niederlassung jenseits des Ural, von wo aus sie dann weiter vordrangen. Kutschum Khan irrte kämpfend und flüchtend in der Steppe umher, bis er 1598 umkam; seine Nachfolger wurden gnädig im Besitze des sehr verkleinerten „Zartums“ Tjumen belassen, bis sie 1659 ausstarben.

Unaufhaltsam ging nun die kosakische Eroberung im Namen des „Weißen Zaren“ weiter. Die für jene Zeit modern bewaffneten flinken Reiterscharen auf ihren ausdauernden Kleppern ritten frohgemut in die weiten Gebiete hinein. Die sibirischen Völkerschaften vertrugen sich mit den Eroberern meist friedlich und gestatteten ihnen, Stationen und Niederlassungen zu gründen. Da, wo dies nicht der Fall war, rotteten die Kosaken jeden Widerstand aus. 1619 wurde Tomsk, 1614 Jenisseisk, 1602 Jakutsk gegründet und die rückwärtige Verbindung gesichert; 1638 wurde mit dem Khan der Kalka (s. S. 57) ein Handelsvertrag abgeschlossen, und es kam damals der erste Tee nach Rußland, um dort bald Nationalgetränk zu werden. Um diese Zeit zählte man in Sibirien etwa 10 000 Russen. Die Besitznahme Ostsibiriens ging verhältnismäßig noch schneller vor sich. Bereits 1643 erschienen Kosakenschwärme am Amur und machten eine Rekognoszierungsfahrt diesen breiten Strom bis zum Ochotzkischen Meere hinab. Darauf gründeten sie 1644 Nischnekolymsk am Eismeer, die Zwingburg für den Nordosten, 1649 Anadyrsk, von wo aus die tapferen Tschuktschen unterworfen wurden. Südwärts wurde das Gebiet um den Baikalsee eingenommen und 1652 Irkutsk gegründet. So erreichte man hier allorts die chinesische Grenze, geriet aber auch in Konflikt mit den Mantschu, denen 1656 das Amurgebiet wieder überlassen werden mußte. Die Kosaken legten die Feste Albasin an und versuchten von dort aus die Wiedereroberung, wurden aber 1659 vertrieben. Nun zogen sie Verstärkungen heran, und schließlich kam ihnen ein russisches Heer zu Hilfe. Es entspann sich 1684 ein schwerer Krieg der Russen gegen die Chinesen, in dem der große Kaiser Kanghsi 1689 den Frieden zu Nertschinsk förmlich diktierte (s. S. 62). Die Russen mußten das Amurland endgültig räumen und wurden seitdem unter die „Tributträger“ des Reiches der Mitte gezählt. Chinesische Militärkolonien schirmten das Gebiet

bis zum Jablonoi-Gebirge hinauf; die Hauptstadt war Aigun (sp. Tsitsikar). Die Russen entschädigten sich durch die völlige Unterwerfung Ostsibiriens, die 1696 mit der Eroberung Kamtschatkas vollendet wurde. Seit 1708 wurde die Gouvernementseinteilung eingeführt.

Mit China wurde fortab Freundschaft unterhalten; man kam 1729 überein, die Grenze dauernd festzulegen; eine zweite Regulierung fand 1760 statt, nachdem die Chinesen das Kalmükenreich unterworfen hatten. Seitdem gab es in Nordostasien nur zwei Reiche, und unter den dergestalt gesicherten Verhältnissen wuchs der Karawanenhandel auf der alten Straße durch die Schamo von Peking nach Kiachta mehr und mehr.

Selbstverständlich begannen die Russen, Sibirien, wie sie nunmehr das ganze Gebiet vom Ural bis zum Stillen Ozean, vom Eismeer bis zur chinesischen Grenze nannten, bald zu kolonisieren. Die ersten Ansiedler waren, wie gesagt, die Kosaken; aber der Zar mußte sich bald sagen, daß er die freiheitliebenden Reiterstämme nicht allein gewähren lassen durfte. Namentlich ein schwerer Aufstand in Kamtschatka, 1711—1713, bewies das. Auch war die Waltung der Kosaken nicht immer politisch. Sie wurden oft brutal, trieben den Pelzzins von den Eingeborenen mit grausamer Härte ein, vernichteten aufständische oder ihnen im Wege stehende Stämme, schleppten Seuchen ein (Pocken, Typhus), vergifteten die Naturstämme durch den Wodka, den sie ihnen verhandelten, hausten verheerend unter dem Wildstande usw. Auch fielen sie untereinander öfters feindlich an. So mußte von seiten der Regierung die Kolonisation in die Hand genommen werden. Bereits 1599 sollen Verpflanzungen von Kriegsgefangenen nach Sibirien stattgefunden haben; 1653 wurden die ersten Verbrecherkolonien angelegt; bald sind dann auch freie Bauern nachgefolgt. Seit 1723 wurden die Verbrecher meist beim Bergbau im Altai verwandt; seit 1754 unterschied man streng: Verbrecher, Deportierte und Ansiedler. Aber planmäßig wurde die Kolonisierung erst seit dem Regierungsantritt Alexanders I., 1801, betrieben; damals wurde auch die Einwanderung freigemachter Bauern als Händler begünstigt.

Mit der Kolonisierung ging Hand in Hand die wissenschaftliche Erforschung des Riesengebietes. Bereits 1648 hatte der Kosak Deschneff die Meerenge zwischen Sibirien und Alaska durchfahren; aber seine Mitteilungen waren unbeachtet geblieben. Achtzig Jahre später, 1725, rekognoszierte der dänische Kapitän V. Bering das Meer von Kamtschatka, und 1733 führte er die große wissenschaft-

liche Expedition zur Erforschung Sibiriens, die aus Mitgliedern der Akademie der Wissenschaften zu Petersburg, deutschen und französischen Gelehrten bestand. Die Forschungen dauerten bis 1749; Bering entdeckte die nach ihm benannte Beringstraße von neuem, starb aber vorzeitig. Die in jeder Beziehung gründlichen wissenschaftlichen Resultate wurden in einer Anzahl heute noch geschätzter, grundlegender Werke veröffentlicht. Sie wurden auch Ursache zu der Besitznahme Alaskas (1741), das erst 1867 an die Vereinigten Staaten abgetreten wurde.

Seitdem hat die sibirische Forschung nicht geruht. Aber die Nachfolger von Bering und Genossen, über A. J. v. Krusenstern (1803—06) und O. v. Kotzebue (1817/18 und 1823—26) bis auf die Reisenden der neuesten Zeit, haben den epochemachenden Entdeckungen des ersten Sibirienforschers wesentlich Neues nicht hinzugefügt.

Das ungeheure sibirische Gebiet war indes dem russischen Einflusse nicht dauernd gesichert, wenn nicht zwei Bedingungen erfüllt wurden: die Gewinnung einer festen kontinentalen Grenze im Westteile und eine breite ozeane Basierung im Ostteile, und darum hat Rußland notgedrungen seine turkestanischen Steppenkriege und seine mantschurischen Erwerbungen begonnen und durchgeführt.

Der Kampf, die Reaktion gegen den Nomadismus in Hochasien ist merkwürdigerweise fast gleichzeitig von Rußland unter Peter dem Großen und von China unter Kienlung, zwischen 1710 und 1760, aufgenommen worden. Aber während China nach dem Sturze des Kalmükenreichs die Nomaden bis zum Altai radikal und dauernd unterwarf, gelang es Rußland nur, eine befestigte Kordonlinie von Kurgan östlich nach Omsk und von da am Irtisch hinab über Semipalatinsk nach Petropawlowsk am Altai zu ziehen. Die südlich davon wohnenden Kirgisen standen zwar im Schutzverhältnisse zu Rußland; allein der ganze Zustand war viel eher ein ständiger Grenzkleinkrieg zu nennen. Die fortdauernde Einmischung der Russen in die europäischen Kriege verhinderte eine Verfolgung der mittelasiatischen Politik; aber nachdem 1783 das letzte tatarische Khanat der Krim erobert und der Pontus erreicht, nachdem der Expansionsdrang nach Westen durch die dauernde Besitznahme von Finnland 1809 und Polen 1815 einigermaßen zum Stillstand gekommen war, wandte der Zar seine Blicke auch wieder auf Mittelasien. Der Kampf um den Kaukasus wurde 1816 begonnen, allerdings erst 1864 beendet, ein Teil Armeniens den Persern entrissen, 1828, und in der turanischen Steppe schob sich

die Grenze über das Kirgisengebiet allmählich gegen den Tschu, den Nebenfluß des Sirdarja vor. Aber auch hier erschien sie nicht gesichert; sie war in der Steppe wenig erkennbar. Überdies hielten die Kirgisen keine Ruhe; sie wurden dabei von den Khanen von Khiwa, Bokhara und Khokand unterstützt. So gab es mit letzteren bald Feindseligkeit und Reibung, und die Russen wurden auf der Bahn der Eroberung notgedrungen weitergetrieben. Seit 1839 begann eine Reihe von Feldzügen gegen die Khanate; 1868 wurde Bokhara, 1873 Khiwa auf seinen heutigen Bestand beschränkt und dieser nur unter russischer Oberhoheit bestehen lassen, 1876 das schon seit 1864 sehr beschnittene Khokand dem „Generalgouvernement Turkestan" einverleibt. Das Gebiet von Kuldscha, 1871 dem Jakub Beg (s. S. 133) entrissen, kam 1881 an China zurück. Aber noch blieben die Turkmenen an der persischen Grenze in steter Feindschaft gegen die Russen. Daher wurden auch sie 1879—1881 unterworfen, 1884 die letzten Stämme in Merw zur Anerkennung der russischen Oberhoheit gebracht und 1887 und 1893 mit dem Emir von Afghanistan nach blutigen Zusammenstößen eine Grenzregulierung im Pamir vorgenommen. Mit Persien war eine solche schon 1882 zustande gekommen.

Damit ist endlich hier die gesuchte feste Grenze gewonnen; der mittelasiatische Nomadismus ist gezähmt. Durch rege Kolonisierung, Förderung des städtischen Lebens („Russenviertel" in allen Städten), Seßhaftmachung der Nomaden, Hebung von Handel und Verkehr, Bau von Wegen und Straßen, Anlegung der Transkaspischen Bahn (1886 bis Merw, 1900 schon bis Samarkand und Bokhara), Eröffnung der Schiffahrt auf dem Kaspi- und Aralsee sucht Rußland die Gebiete der Zivilisation zuzuführen, die Bevölkerung außerdem durch religiöse Toleranz zu gewinnen.

Die Verhältnisse in Ostsibirien blieben lange Zeit stabil. Selbst Kaiser Nikolaus I. wandte der Amurfrage kein Interesse zu. Man wollte mit China nicht anbinden und sich nicht zu viel Schwierigkeiten zugleich bereiten. Aber der unternehmende Generalgouverneur N. Murawiew erkannte die Situation besser; die Erfolge der Engländer und Franzosen versprachen auch solche der Russen. Durch den verwegenen Kapitänleutnant N. Newelski ließ er feststellen, daß der Amur von der See aus für große Schiffe zugänglich und Sachalin eine Insel sei; 1850 hißte der Entdecker kühn die Flagge mit dem Andreaskreuze am Knegda-Vorgebirge und legte die Station Nikolajewsk an. Der ersehnte Zugang zum Stillen Ozean war erreicht. Anfangs war man in Petersburg über die Eigenmächtigkeit unwillig; als man aber Chinas Ohnmacht er-

kannte, erhielt Murawiew freie Hand. Er befuhr 1854 den ganzen Amur, erhob Nikolajewsk zur Stadt und begann mit der chinesischen Regierung zu unterhandeln. Diese, zu gleicher Zeit von den Engländern und Franzosen bedrängt, wollte sich nicht auch noch mit den Russen verfeinden; durch den Vertrag von Aigun am 28. Mai 1858 trat sie das Gebiet nördlich vom Amur und durch den zu Peking am 14. November 1860 auch die Küstenprovinz bis nach Korea hinab an Rußland ab. Graf Murawiew, seitdem Amurski genannt, legte alsbald einen Seehafen mit dem stolzen Namen Wladiwostok (Herrin des Ostens) an. Einstweilen war also auch hier das Ziel Rußlands erreicht.

XI. Die Wiedererstarkung der chinesischen Macht.

Kaiser Hienfungs Ausgang. — Bedrängnis des Reiches. — Kaiser Tungtschi unter Regentschaft; Palastrevolution. — Neue Regentschaft; Prinz Kung und Kaiserin Tszehsi. — Abschlüsse von neuen Handelsverträgen. — Lihungtschangs Anfänge. — Schanghai, die Konsularrepublik. — Lihungtschang als Rebellenbesieger und Vizekönig. — Muslimisches Reich in Jünnan (Sultan Suleiman). — Aufstand der Dunganen. — Muslimisches Reich Dschitischehr (Jakub Khan). — Aufstand in Kansu und Schensi. — Wiederherstellung der Reichseinheit. — Christenverfolgung in Tientsin. — Tungtschis Selbstregierung. — Kaiser Kwanghsu; zweite Regentschaft Tszehsis. — Anamitische Zustände. — Schwarzflaggen und Franzosen. — Chinesisch-französischer Krieg; Verlust Anams. — Lihungtschangs Militär- und Flottenreform. Lihsienlin. — Annexion Barmas durch England. Vertrag mit Frankreich wegen Siams.

Kaiser Hienfung war, wie wir gehört haben, von dem englisch-französischen Heere, das auf Peking marschierte, nach Dschehol (Tschingte) in der Mongolei geflohen. Da er sein gesamtes Harem, die Leibwachen, Eunuchen und Sklaven, also einen ungeheuern Troß mitschleppte, so war die große Kaiserstraße sehr belebt. Achtmal rastete der gewaltige Zug in den je eine halbe Tagereise voneinander liegenden kaiserlichen Reisepalästen und war fröhlich und guter Dinge, denn die Flucht wurde als ein Ausflug geschildert. Als endlich die Große Mauer durchzogen und das blumenreiche, von schneebedeckten Alpen umkränzte Tal, durch dessen Eingang eine Allee gewaltiger Kriegersteinbilder führt, mit seinen Gärten, Tempeln, Palästen und Gräbern sowie der volkreichen Stadt (250 000 Einwohner) sichtbar wurde, da atmete der Sohn des Himmels auf. Nun fühlte er sich wieder als Kanghsi und Kienlung, hier konnte er im herrlichen Palaste sich des Haremlebens ungestört erfreuen und in den ungeheuren Jagd-

gründen des Weitschang tagelang jagen, während seine Generale die alten Kaisermanöver en miniature nachbildeten. Mochten sie das; mochten auch die Regenten in Peking sich mit den Barbaren herumschlagen und abfinden. So dachte dieser entartete Enkel der alten tapfern Mantschu-Kaiser, mit seinen 29 Jahren schon ein ausgemergelter, entnervter Mensch, der sein entsetzliches Gegenstück in dem ebenso degenerierten Beherrscher der Gläubigen, Abd ul Medschid zu Stambul, seinem Zeitgenossen, fand.

Und in welch furchtbarer Bedrängnis befand sich damals das Reich der Mitte; wie wurde es von allen Seiten angegriffen! Wahrlich, das Jahr 1860 war das böseste, das die Mantschu-Dynastie jemals erlebt hat! Im Innern hoben die Taiping, von dem Kanwang und dem Tschungwang (s. S. 66) reorganisiert, mit neuer Kraft ihr Haupt empor; in Jünnan hatten sich die Muhamedaner empört, in Turkestan die Dunganen, und die Khokander drangen herüber; auch in Kansu und Schensi gärte es unter den Moslemen; überall entstanden unabhängige Reiche. Schantung war fast völlig in der Hand der Nienfei-Rebellen, die mit den Taiping fraternisierten; also daß das ganze gewaltige Reich ein brodelnder Riesenhexenkessel schien. Dazu kamen die Angriffe der abendländischen Barbaren, von denen die einen sogar in die Hauptstadt des Reiches einrückten, während die anderen die Bedrängnis benutzten, um eine ganze Provinz abzureißen. Das Volk und die Mandarinen waren empört über den elenden Herrscher und über seine Gemahlin, die ebenfalls keine Energie zeigte und ihm keinen Sohn geschenkt hatte. Die Gassenbuben sangen damals das offenkundig von einem Mandarin verfaßte Lied:

Ze lun bin fuin — pso tschao lan
Bu dsi tjan tan — bu zai schan
San wan dji schi — pa fan luan
I schen lui tsjao — bai tschjun tan.

(Ein lendenlahmer Kaiser und eine kranke Kaiserin. Der eine bringt dem Himmel keine Opfer dar; die andere bemüht sich nicht um den Seidenbau. Drei Fürsten regieren das Reich, in dem nur Unordnung herrscht. Und wer wie ein Esel zu schreien vermag, den macht man zum Minister.)

Soweit war es gekommen, so tief die Achtung vor dem Sohne des Himmels gesunken. Eine Katastrophe drohte; die Regenten hatten abgewirtschaftet — da verließ der Wollüstling die Welt, in seinem Palaste zu Dschehol, aus dem er nicht mehr herauszubringen gewesen war, kurz nach seinem Gegenbilde Abd ul Medschid, am 22. August 1861.

Hienfung war mit der Kaiserin Tszuan vermählt. Als diese starb, machte er die Kaiserin des Ostens, Tszian (geboren 1835) zur Kaiserin. Beide hatten ihm keinen Sohn geboren, auch die Konkubinen nicht bis auf eine, Tszehsi, die der dankbare Augustus dafür zur Kaiserin des Westens (s. S. 87) erhoben hatte. Das Kaiserkind, am 5. September 1856 geboren und Tsaitschun genannt, bestieg jetzt als Tungtschi den Drachenthron unter der Regentschaft von 4 von Hienfung ernannten Prinzen, seinen Oheimen, und 4 anderen Mandarinen. Es waren sämtlich Stockreaktionäre, die den Kaiserknaben sofort in strenge Obhut nahmen. Allein das behagte der tatkräftigen Kaiserin des Westens nicht. Sie verband sich mit der Kaiserin-Witwe und dem Prinzen von Kung, des verstorbenen Kaisers intelligentestem Bruder, gewann Eunuchen und Leibwachen für sich. Durch eine Palastrevolution im November von 1861 wurde die Regentschaft gestürzt und des Hochverrats angeklagt. Der Prinz Ikang wurde zur Selbstentleibung, die Prinzen Tschinghwei und Sitschwen wurden zur öffentlichen Hinrichtung verurteilt, die übrigen fünf verbannt, Die beiden Kaiserinnen und Prinz Kung übernahmen die Regierung.

Für das Reich war das ein Glück. Ihsin, Prinz von Kung, geboren 1833, also 28 Jahre alt, 6. Sohn des Kaisers Taokwang, war ein geborener Fürst; ein Diplomat der gelben Rasse, wie diese sich ihn nur wünschen konnte. Ihm war die Beilegung des Konflikts mit den Abendländern zu verdanken; er hatte noch vor Hienfungs Tode darauf gedrungen, daß eine dauernde Behörde zum Verkehr mit dem Auslande, das Tsunglijamen, eingerichtet wurde, deren Präsident er dann ward. Er liebte die Fremden keineswegs, aber er war klug genug, einzusehen, daß man mit dem bisherigen System nicht weiter kam. Die Fremden nützen und sie womöglich später zum Teufel jagen, so ungefähr lautete sein Grundsatz, und diesen haben alle sogenannten fremdenfreundlichen chinesischen Staatsmänner seitdem akzeptiert. Kann man ihnen das vom chinesischen Standpunkte aus verdenken!

Als treue Verbündete hatte der Prinz die Kaiserin des Westens, Tszehsi, zur Seite.[1]) Sie war am 17. November 1834 als Tochter eines mantschurischen Beamten, des später zum Bannerpräfekten und Herzog 3. Ranges erhobenen Kweihsiang

1) Tszehsi heißt „Zeitiger Regen“, eine für den meist dürren Boden Chinas große Wohltat; so sollte auch die Erhebung der Kaiserin einer Wohltat gleichen. Übertragen würde der Titel also etwa „Segensmutter“ bedeuten.

aus der Familie Dschehonala, nicht, wie eine mißgünstige Fama will, von niederen Eltern geboren und um 1850 Konkubine 2. Ranges geworden. Nach dem Bilde, das der Chinareisende F. Woas uns übermittelt hat und das aus jener Zeit stammt, da sie, 27 Jahre alt, mit ans Ruder des Reichsschiffes trat, muß sie eine nach chinesischen Begriffen erstklassige Schönheit gewesen sein, und auch dem Europäer erscheint ihr Äußeres sympathisch. Die Geburt des Kaiserknaben stellte sie zunächst als Kweifei (s. S. 87), dann als Kaiserin in eine Reihe mit der Kaiserin-Witwe, in den Augen der Chinesen sogar noch höher. Sie harmonierte durchaus mit dem Prinzen Kung, und somit entspann sich eine feste Freundschaft zwischen beiden, die fast ein Vierteljahrhundert währte, etwa 10 Jahre aussetzte, aber dann, wieder geknüpft, bis zum Tode Kungs anhielt.

Die Kaiserin Tszian und der Bruder des Prinzen Kung, Ihwan, Prinz von Tschun, den man auch nach und nach zur Regentschaft heranzog, blieben Strohmänner. Klug wußte Tszehsi sich mit dem letzteren verwandtschaftlich zu verbinden; er heiratete eine Schwester von ihr. Außerdem bekam ihr zum Herzog von Lan erhobener Bruder nacheinander mehrere hohe Palast- und Reichsämter und heiratete in die Dynastie; so daß nun die Sippe der Regentin durch feste Blutsbande mit der ersteren verknüpft war.

Das waren die Personen, die den Reichsregentschaftsrat wegen Hochverrats stürzten; sie wollten eben mit dem alten starren Regiment, das den elenden Hienfung beherrscht hatte, brechen und deshalb mußten die Anhänger dieses Regiments eben als Hochverräter gelten.

Das nächste was den neuen Machthabern nötig erschien, das war, die Fremden zur Unterdrückung der Taiping-Revolution zu benutzen. Leicht hätte es sein können, daß die Europäer den Insurgenten Sympathien entgegenbrachten. Um das zu verhindern, erfolgten die Handelsvertragsabschlüsse auch mit andern europäischen Mächten, mit dem Deutschen Zollverein 1861, mit Spanien, Belgien, Portugal, Dänemark 1862/63, und dann suchte man förmlich bei Engländern, Franzosen und Amerikanern um Überlassung von Offizieren und Soldaten nach, die den Kern modern gedrillter Korps abgaben, von denen das durch Gordon gebildete die Taiping völlig bezwingen half.

Damals hat sich Europa, durch englische Lügenberichte betäubt, schwer und zwar zu seinem eigenen Nachteile an China versündigt. Anstatt die tatsächlich fremden- und christenfreundliche Bewegung wider die Mantschu-Dynastie zu unterstützen, haben die

Europäer im Gegenteil den Engländern freie Hand gelassen, sie unterdrücken zu helfen; und diese haben sie unterdrückt, nur weil die Taiping Gegner des Opiumhandels waren.

Zum Oberfeldherrn gegen die Taiping wurde der tapfere, schon länger gegen sie im Felde stehende Tsengkwofan ernannt; gegen die mit jenen fraternisierenden Nienfei in Schantung wurde der glorreich Besiegte von Palikiau, Sangkolinsin, abgeordnet. Aber unter ersterem wuchs schon der kommende Mann Chinas, L i h u n g t s c h a n g, heran.

Anfangs des vorigen Jahrhunderts lebte in dem Dorfe Hweilung der Provinz Anhui (Nganwhui) ein Bauer vom Clan Tschang, der zwei Söhne, Lihantschang und Lihungtschang, hatte, letzterer am 14. II. 1821 geboren. Als die Knaben 6—8 Jahre alt waren starb der Vater, und die Mutter heiratete den Literaten Li, der die beiden Kinder adoptierte. Durch den Zusammenfluß des Vermögens wurde letzteren das Studium möglich; sie bestanden als kluge und „solvente" junge Leute alle Examina, endlich, 1849, das letzte und höchste zu Peking mit Glanz. Lihantschang ergriff die friedliche Mandarinen-Karriere und blieb ihr treu; er ist, was wir vorausgreifend bemerken wollen, als pensionierter Vizekönig von Kanton vor etwa 10 Jahren gestorben. Lihungtschang dagegen verspürte auch kriegerische Tugenden in sich. Anno 1853 rüstete er auf eigene Kosten ein Freiwilligenregiment in Anhui aus und kämpfte mit ihm gegen die Taiping; später trat er als Sekretär direkt in die Dienste Tsengkwofans, der nachher (s. o.) Generalissimus wurde. Dieser, dem er sich unentbehrlich zu machen gewußt hatte, schlug ihn zu höheren Würden vor. Er wurde 1859 Taotai in Tschekiang, 1861, nach der Revolution in Peking, Gouverneur von Kiangsu, wo er zu Schanghai mit den Europäern in freundliche Verbindung trat. Auch hatte er den erblichen Adel erhalten.

S c h a n g h a i, am linken Ufer des breiten Wusung, Nebenflusses des Blauen Stromes (Jangtszekiang), 24 km vor dessen Mündung in die Blaue See gelegen, wurde seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts neben Kanton der Hauptsitz der Europäer, die mit dem Reiche der Mitte verkehren. Nördlich von dem die Chinesenstadt begrenzenden, in den Wusung mündenden Sutschouflusse erhob sich allmählich eine ausgedehnte Europäerstadt, zunächst das englische, anschließend das französische und amerikanische Viertel, wo sich die meisten Werfte, Docks und Fabriken befinden, wie denn auch im übrigen die Europäerstadt mit allen modernen Verkehrs- und Lebenseinrichtungen ausgerüstet ist.

Man hat (das europäische) Schanghai eine Konsularrepublik genannt, mit Recht; denn die oberste Administration und Jurisdiktion liegen in der Hand des Konsularkorps, das in der englischen Niederlassung wohnt, während im übrigen die drei Teile ihre eigene Stadtverfassung besitzen. Die anderen Ausländer sind derselben Obrigkeit unterstellt. Die Chinesenstadt zählt heute etwa 400 000, die Fremdenstadt etwa 110 000 Einwohner, unter letzteren sind über 100 000 Chinesen, der Rest Europäer, Amerikaner und Japaner. Bei Schanghai, dessen Hafen, landein von der See, vorzüglich ist, schieden sich die beiden neugebildeten chinesischen Superintendenturen der Seehäfen, von denen eine nördliche (zu Tientsin) und eine südliche (zu Nanking) besteht; auch ist es später Sitz des Direktors des Telegraphenwesens geworden. Bekannt ist die telegraphische „Entenzucht“, die dort blüht.

Lihungtschang war es, der Gordon gegen die Taiping gewann. Beide eroberten 1863 den Hauptstützpunkt der letzteren, Sutschou, entzweiten sich aber, da Lihungtschang wider sein gegebenes Wort die gefangenen Wangs (Könige, Führer) der Taiping ermorden ließ.[1]) Gordon ist bald darauf aus Gewissensbissen, für eine schlechte Sache wider eine bessere gefochten zu haben, aus dem chinesischen Dienste ausgetreten. Lihungtschang aber empfing den Beinamen „Des Kaisers jüngste Wehr“ und wurde seitdem am Pekinger Hofe im Auge behalten. Er führte seine Scharen Tsengkwofan zu und eroberte mit ihm 1864 Nanking, wodurch dem Taipingtienkwo ein Ende bereitet wurde. Nun beteiligte er sich an der allgemeinen Ausrottung der Insurgenten, deren Köpfe er sack- und kistenweise nach Peking sandte. Der Lohn für diese Taten war das Vizekönigtum der beiden Kiang. Die Regierung beauftragte ihn nach der Pazifizierung der Jangtszegebiete mit der Niederwerfung des Nienfei-Aufstandes in Schantung, nachdem Sangkolinsin (s. S. 129), der damit beschäftigt gewesen, besiegt und getötet worden war. Lihungtschang, zuvor zum Vizekönig der beiden Hu ernannt, wurde auch mit dieser Aufgabe 1866—1868 fertig; abermals sprangen die Köpfe der Rebellen zu tausenden, und das Blut floß in Strömen. Nun wurde ihm auch die Superintendentur der Südhäfen übertragen; endlich ging er 1870 als Nachfolger Tsengkwofans als Vizekönig von Tschili und Superintendent der Nordhäfen nach

1) Prinz Friedrich von Sayn-Wittgenstein, der als junger Attaché den Zug gegen Sutschou mitmachte, erzählte dem Verfasser dieses Buches, wie Gordon mit der Pistole in der Hand Lihungtschang gesucht und immerfort wütend ausgerufen habe: „Where is the bad man? Where is the rascal?“ Der Chinese hatte sich aber zeitig in Sicherheit gebracht.

Tientsin, war somit zu der höchsten Provinzial-Mandarinenstelle gelangt. Feldherr und Diplomat zugleich, erkannte er wie Prinz Kung, daß man von den Fremden Lehre annehmen müsse, ohne ihnen einen überwiegenden Einfluß auf chinesische Angelegenheiten zu gestatten.

Um diese Zeit hatte die Regentschaft zu Peking bereits kräftige Maßregeln auch gegen die muhamedanischen Staaten ergriffen, die sich aus dem Leibe des Reiches der Mitte herausgetrennt hatten.

Als die Taiping-Revolution ausbrach, wurden auch die wilden Bergstämme des Alpenlandes Jünnan, die den Miautsze verwandten Panthai (chinesisch Tschoitsu), muslimischen Bekenntnisses, von der Bewegung ergriffen. Die grüne Fahne des Propheten wurde entfaltet, 1855; mehrere Führer traten an die Spitze des Aufstandes. Der Mulla Tuwensiu eroberte 1857 die Stadt Tali und setzte dort eine unabhängige Regierung ein; ein anderes Gemeinwesen bildete sich in der Hauptstadt Jünnan. Zur eigentlichen Staatsbildung aber kam es erst, als Tuwensiu 1868 Jünnan eroberte und die ganze Provinz unter seiner Herrschaft vereinigte. Nun herrschte er von dort aus als Suleiman ibn Abdurrachman, Sultan von Tali, unumschränkt, teilte sein Reich, das etwa 12 Millionen Untertanen (darunter nur etwa 4 Millionen Muhamedaner) umfaßte, in 4 Distrikte, setzte über je 1 Million einen Militär- und einen Zivilbeamten und führte treffliche Reformen ein. Mit Engländern und Franzosen knüpfte er Beziehungen an und sandte sogar seinen Adoptivsohn Hassan ibn Suleiman nach London, um die Anerkennung der Queen Viktoria zu erlangen. Bevor diese aber hätte erfolgen können, griffen die Chinesen das Reich Tali an, und Suleiman mußte um seine Existenz kämpfen. Doch wurde er durch die Europäer den Songka hinauf mit Waffen und Munition unterstützt.

Geraume Zeit später als die Muhamedaner in Jünnan, 1861, erhoben sich die muslimischen Dunganen, rauhe Steppensöhne in der Dsungarei, zwischen Altai und Tienschan. Sie fielen in Kansu und Schensi ein, die dortigen Glaubensbrüder zur Empörung aufreizend; auch über den Tienschan drangen sie, in die fruchtbare Tarimebene, plündernd und raubend. Die gesamte muslimische Bevölkerung geriet in Aufruhr. Man verjagte die habsüchtigen und tyrannischen Mandarinen, bewog die schlechtbezahlten chinesischen Garnisonsöldner zum Übertritt, oder vernichtete sie, war aber damit ganz der Gewalt der „Befreier", d. h. der Dunganen preisgegeben, die ihre tolle Räuberwirtschaft fort-

setzten. Zugleich hatte Turkestan unter den Übergriffen der Khane von Khokand schwer zu leiden.

Da erstand dem Lande ein Retter. Der tapfere Jakub Kuschbeg, selbst ein Khokander, sah die Not der Turkestaner, stellte sich an ihre Spitze und rief zum Unabhängigkeitskampfe auf. Er warf sowohl die Khokander als auch die Dunganen nach blutigen Kämpfen aus dem Lande, zwang die noch vorhandenen Chinesen zum Abzug und vereinigte 1865 als Khan, später unter dem Titel Atalik Ghazi (siegreicher Führer) das gesamte Gebiet zwischen Tienschan, Kwenlun, Pamir und Schamo als Reich Dschitischehr (Siebenstädte) mit Kaschgar als Hauptstadt. Er ermäßigte die Steuern, hob die Zölle auf, verbesserte das Rechtswesen, bildete sein Heer nach europäischem Muster um, baute die verfallenen Karawanenstraßen wieder aus und legte die Grundlagen zu einem neuen Wohlstande.

Auch in Kansu und Schensi suchte man sich der Dunganen zu erwehren; hier trat der tapfere Masze Khan an die Spitze der einheimischen Muslimen und leitete die Bewegung von Sinning aus. Es gelang ihm schließlich, die Dunganen hinauszudrängen; dafür setzten sich diese bis 1872 in den Besitz der ganzen Westmongolei und organisierten sich militärisch. Sie konnten 40 000 Mann aufstellen.

Die Regierung zu Peking sah der Selbstzerfleischung der Empörer natürlich mit Wohlgefallen zu; sorgsam bereitete sie ihre Rüstungen zur Wiedereroberung der verlorenen Gebiete vor. Im Jahre 1870 wurde der Feldzug gegen Jünnan und Schensi-Kansu gleichzeitig begonnen. Nach hartem Kampfe mit den Panthai wurde 1872 die Residenz Tali genommen; Sultan Suleiman mußte in die Berge flüchten, wo ihn die Chinesen von Ort zu Ort hetzten. Als er zu Ende von 1873 rings umstellt war und keinen Ausweg mehr fand, tötete er seine Frauen und Kinder, nahm selbst Gift und ließ sich ins chinesische Lager tragen, wo er als Leiche ankam. Seinen wohlpräparierten Kopf, in Seidenstoff gehüllt, sandten die Sieger triumphierend nach Peking. Aber noch bis 1875 hatte man mit der Bezwingung der Rebellion zu tun; dann war Jünnan nach zwanzigjähriger Entfremdung dem Reiche der Mitte wieder einverleibt.

Um dieselbe Zeit waren auch harte Schläge auf die Rebellen im Norden gefallen. Dort hatte zuletzt der begabte und umsichtige Tsotsungtang den Oberbefehl erhalten. Zunächst wurde Schensi angegriffen und zurückerobert; zu Ende von 1873 erstürmten die Chinesen Sinning; Masze Khan fiel, Kansu wurde

1874 völlig unterworfen. Sofort begann dann der Angriff auf die Dunganen und auf Jakub Khan, die in erbittertem Kampfe miteinander lagen. Beide widerstanden tapfer; da starb im Mai von 1877 Jakub Khan rasch dahin (wahrscheinlich ermordet), und im Januar von 1878 folgte ihm sein minderjähriger Sohn Beg Kuli Khan, so daß das Reich von Dschitischehr führerlos wurde. Umfassend warf sich nun Tsotsungtang auf die Dunganen und zwang sie in einem furchtbaren Vertilgungskampfe nieder, 1878. Dann fiel er über Dschitischehr her. Es ging hier rasch zu Ende; Stadt um Stadt fiel den Chinesen wieder in die Hände, und als es ihnen gelang auch das Harem des tapferen Jakub Khan in ihre Gewalt zu bekommen, erlosch der Widerstand bald gänzlich. Natürlich verschwanden die Mitglieder der Jakubidenfamilie schnell. Anno 1879 war das kurzlebige Türkenreich dem Sohne des Himmels wieder unterworfen und wurde vorläufig in die beiden Provinzen Tienschan - Nanlu und Tienschan - Pelu geteilt. Nur das Gebiet von Kuldscha (Ili) war 1871 von den Russen besetzt worden, unter dem Vorwande, das Übergreifen des Aufstandes nach Russisch-Turkestan zu verhindern.

Ganz ungeheure Opfer an Gut und Blut hatten diese Kämpfe im Norden gekostet; der Asienreisende Alfred Brehm, der die Gebiete um jene Zeit berührte, erzählte, daß er meilenweit und in Haufen die Gebeine der Niedergemetzelten bleichen sah. Aber das Drachenbanner flatterte siegreich, und die Chinesen hatten wieder einmal gezeigt, was sie kriegerisch vermochten, wenn sie wollten. Und nach ihrem Siege zeigten sie sich maßvoll; sie verstanden die Muhamedaner zu gewinnen, so sehr, daß in dem muslimischen General zu Ninghsia, Tungfuhsiang, und seinem geworbenen stehenden Heere der Regierung sogar eine feste Stütze erwuchs.

Beinahe wäre es jedoch unterdes zu einem Konflikt mit den Europäern gekommen. Die französischen Lazaristen - Missionare hatten durch Eigenmächtigkeiten und Übergriffe den Unwillen des Volkes auf sich gezogen; der Vizekönig von Tschili, Tsengkwofan, unterstützte die Erregung, die sich im Frühling von 1870 in dem Blutbade von Tientsin unter Nonnen und christlichen Chinesen entlud. Prinz Kung, zur Rede gestellt, hielt den Gesandten nicht mit Unrecht vor, daß die Missionare durch ihr rücksichtsloses Vorgehen an den Greueln indirekt Mitschuld trügen.[1])

---

1) Schon das Jahr vorher, 1869, hatte der Prinz bei der Abschiedsaudienz dem englischen Gesandten Sir R. Alcock, als dieser die Hoffnung aussprach, Englands und Chinas Beziehungen möchten stets gut bleiben,

Dennoch gab er nach. Lihungtschang wurde (s. o.) Vizekönig von Tschili und brachte die Angelegenheit in Ordnung; auf seinen Rat wurden seitdem in Europa ständige Gesandte ernannt, zuerst in Paris (Tschunghou, 1870), dann in London und Petersburg.

Lihungtschang wurde für seine Verdienste 1872 zum Großkanzler des Reiches erhoben und eingeladen, in Peking zu wohnen. Er hatte aber allzeit einen Horror vor der Hauptstadt und dem Hofe und blieb in Tientsin, wo er sein Provinzheer in europäischer Weise drillte und harrte, bis man ihn noch weiter brauchte.

Der Zeitpunkt kam bald. Der Kaiser Tungtschi war 1873 17 Jahre alt, d. h. mündig geworden; seine Mutter hatte ihm in der schönen und klugen Alute eine treffliche Lebensgefährtin gewonnen. Aber der junge Sohn des Himmels war nicht weit vom Stamme gefallen; gleich seinem Vater und noch ärger verlodderte er sein Dasein im Harem, das 1200 Konkubinen (wohl nur nach und nach) gezählt haben soll. Kung und Tszehsi blieben am Ruder, bis ersterer — unbekannt aus welchem Grunde — 1874 plötzlich entlassen wurde. Schon zu Anfang 1875 erkrankte Tungtschi, an den Blattern, wie es offiziell, an der Lustseuche, wie es öffentlich hieß; sein Ende war abzusehen. Nun berief er Kung wieder.

Die Kaiserin Alute war hochschwanger; sie war eine energische Frau und entschlossen, das Regiment der Tszehsi zu stürzen; ein Staatsstreich unter Beihilfe von Mitgliedern der kaiserlichen Familie war vorbereitet. Aber Tszehsi kam der Gegnerin zuvor. Kurz bevor ihr Sohn, der Kaiser, starb, hatte sie Boten zu dem mächtigen Satrapen Lihungtschang gesandt, er möge zur Unterstützung des Hofes nach Peking kommen. Er machte sich mit der europäisch ausgebildeten Garde von 4000 Mann vom Sommerpalast auf den Weg; in einer Schneegestöbernacht öffnete ein Vertrauter Tszehsis ein Tor, und Li verhaftete die Häupter der Verschwörer, entwaffnete am andern Morgen deren Soldaten bei der Verbotenen Stadt und besetzte diese. Am 12. Januar 1875 starb der Kaiser, und noch in der Nacht eilte Tszehsi mit Umgehung des Prinzen Kung zu ihrem Schwestermann, dem Prinzen Tschun, holte dessen Sohn Tsaitien, den am 2. Juni 1872 geborenen „Goldknaben", aus der Wiege und brachte ihn in den Palast, wo er ins Bett des gestorbenen Kaisers gelegt wurde. Lihungtschang ließ seine Garden aufziehen, und unter der Ägide dieses mächtigen Mannes

zur Antwort gegeben: „Wir wollen gute Beziehungen zu euch unterhalten. Nimm dein Opium und deine Missionare mit, und ihr werdet von uns nie Schwierigkeiten haben."

wurde am Morgen von allen Mandarinen und dem Volke dem neuen Herrn als Kaiser Kwanghsu gehuldigt.

Die Kaiserin Tszehsi hatte nicht nur gesiegt, sondern auch dauernd triumphiert; denn nun saß ihr Neffe und Adoptivsohn auf dem Thron, über den sie mit Tzsian von neuem die Regentschaft auf anderthalb Jahrzehnte übernahm. Lihungtschang wurde zum ersten Minister ernannt. Prinz Kung, dessen Sohn als „zu ausschweifend" nicht gewählt worden war, machte gute Miene zum bösen Spiele, und Prinz Tschun sein Bruder war hocherfreut, Kaiservater zu sein. Die arme Kaiserin-Witwe Alute aber starb, noch bevor sie niederkommen konnte, an Gift, sagen die einen, durch freiwilligen Hungertod die andern. Sie hätte auch keinen Platz mehr auf Erden gehabt.

Die nächsten Jahre der Regentschaft brachten die bereits geschilderte vollkommene Wiederherstellung des Reiches und den geregelten diplomatischen Verkehr mit den fremden Mächten. Lihungtschang blieb die rechte Hand der Regierung; die Kaiserin Tszehsi vergaß ihm seine Dienste niemals. Er schloß 1876 mit England die Konvention von Tschifu wegen des 1875 an der Grenze von Barma ermordeten englischen Reisenden A. Margary ab. Den Fremden wurde von nun ab das Reisen im Innern Chinas gestattet, und die Behörden wurden sie zu schützen beauftragt. Ferner führte der Vizekönig mancherlei Reformen in Tschili ein und drang besonders auf die Militärreorganisation überhaupt. Bald sollte es sich zeigen, daß das nötig war. Die Japaner bemächtigten sich 1880 der zwischen China und Japan streitigen Liukiu-Inseln, ohne daß die Chinesen etwas dawider tun konnten. Dafür erlangten sie durch die geschickte Diplomatie des Marquis von Tseng (Sohn Tsengkwofans) 1881 das Gebiet von Kuldscha (Ili), das Rußland 10 Jahre vorher dem Jakub Beg abgenommen hatte, zurück. Bereits 1882 aber begannen die Verwickelungen mit Frankreich, das mit dem Vasallenstaate Anam angebunden hatte und offen auf die Schutzherrschaft hinsteuerte.

Aus dem Wirrwarr, der in den hinterindischen Reichen im 18. Jahrhunderte herrschte, waren gegen dessen Ende drei größere Staaten, Barma, Siam und Anam (neben dem alten Kambodscha) neu hervorgegangen. Der Kaiser Gialong von Anam (1765—1820) hatte seine Herrschaft von Hue aus mit Hilfe der Franzosen über Kambodscha, Kotschintschina und Tongking ausgebreitet (für letzteres dann allerdings die chinesische Oberhoheit anerkennen müssen). Dafür wurden natürlich den französischen Kaufleuten und Missionaren Vorrechte eingeräumt,

die sie weidlich ausnutzten. Das erregte den Fremdenhaß; 1833 wurden die Missionare wütend verfolgt, 1838 alle Europäer ausgetrieben. Erst nach den englischen Erfolgen in China erschien 1847 eine französische Flotte, die die anamesische zerstörte und Fremdenschutz und Religionsfreiheit wieder erzwang. Trotzdem wiederholten sich die Verfolgungen und machten 1856 eine 2., 1858—60 eine 3. und 1861—62 eine 4. Expedition nötig. Auf letzterer setzte sich Frankreich dauernd in Kambodscha, dem Tributstaate von Anam, fest und ließ sich 3 Provinzen mit der Hauptstadt Saigun abtreten.

Nachdem die Taiping-Revolution in China niedergeworfen worden war, zerstreuten sich die Reste der Aufständischen unter Watsung durch das ebenfalls rebellierende Jünnan und fielen in Tongking ein, es zur Empörung reizend. Sie führten ihr schwarzseidenes Banner weiter, nach welchem sie die Benennung „Schwarzflaggen“ erhielten. Das Durcheinander im Songka(Roten Fluß)-Gebiete benutzte der französische Marineleutnant F. Garnier, eine Konquistadorennatur und ein Abenteurer auf eigene Faust, von seiner Regierung natürlich im geheimen unterstützt. Seine Absicht war, auf dem Songka den Weg ins Innere Chinas zu eröffnen. Seit 1867 „bereiste“ er mit anderen „Forschern“ die Gebiete, knüpfte mit Suleiman von Tali Beziehungen an und griff dann in die Geschicke Tongkings ein. Mit bewaffneter Hand bemächtigte er sich schließlich des festen Hanoi, 1873, und richtete es zu einem Waffenplatze ein. Allein seinem weiteren Vordringen stellten sich die Schwarzflaggen entgegen; er fiel, und die Franzosen wurden vertrieben, 1874. Da nun auch Suleimans Herrschaft zu Ende war, so hielt man es in Paris für klüger, einstweilen Tongking aufzugeben. Es wurde Anam wieder überlassen, wogegen dieses Frankreich ein Bündnis, Öffnung der Häfen und freie Religionsausübung zugestand; 1875 wurde auch ein Handelsvertrag abgeschlossen.

Aber die Franzosen hatten die Rechnung ohne China gemacht, das sich plötzlich des längst eingeschlafenen Protektorats über Anam, namentlich Tongking, erinnerte. Lihungtschang hatte in Europa den gewandten Diplomaten Ijung, Marquis von Tseng (1879—82 in Petersburg, 1882—85 in London und Paris, 1885—86 in Petersburg und London, † 1890) an der Hand, der schon 1881 Kuldscha zurückgewonnen hatte. (S. S. 135.) Dieser erhob zunächst, 1882, Einsprache gegen die Verträge und riet insgeheim, auf Betreiben Englands, die Anamesen zum Widerstand zu reizen. So steifte man von Peking aus dem Kaiser Tuduk zu Hue den Nacken, nahm

heimlich die Schwarzflaggen in Sold und versorgte sie mit Waffen: der französisch-anamitische Krieg begann, 1882. Er spielte sich zunächst um Hanoi ab, das genommen und wieder verloren wurde; da erschien 1883 Admiral Courbet mit einer Flotte vor Hue, zerstörte die Forts und zwang den Kaiser zu einem neuen Vertrage, der das Protektorat Frankreichs über ganz Anam verkündete. Nunmehr protestierte China offen, sandte den Schwarzflaggen reguläre Truppen zu Hilfe, sah sich aber in der Konvention von Tientsin, 1884, genötigt, Tongking Frankreich zu überlassen. Als nun dieses das Protektorat auch über Anam erneuerte, ging der Krieg weiter. Die Franzosen erlitten zu Lande mehrere schwere Niederlagen, die General Négrier nur mit Mühe wett machte. Zur See blieben sie aber gleich überall Sieger. Admiral Courbet vernichtete eine chinesische Flotte im Min-Flusse, bombardierte und zerstörte das Arsenal von Futschou, besetzte 1885 die Ponghu(Pescadores)-Inseln und Kilung auf Formosa und blockierte den Golf von Tschili. Da mußte China nachgeben. Es erfolgte unter englischer Vermittelung der Friedensschluß zu London, am 4. April 1885. China erkannte das französische Protektorat über ganz Anam an und zog seine Truppen zurück. Die Schwarzflaggen wurden darauf von den Franzosen bis 1886 vernichtet. Seit 1888 wurde der gesamte hinterindische Besitz zu der Einheit Französisch-Indochina zusammengefaßt.[1])

Diese Unfälle bestärkten Lihungtschang in der Ansicht, eine europäisch gebildete Land- und Seemacht zu gründen, immer stärker. Er brachte sein modern gedrilltes und bewaffnetes Heer in Tschili nach und nach auf 40 000 Mann, schuf ein Nord- und Südgeschwader (Pejang und Nanjang) von meist in Deutschland gebauten Panzerschiffen und erbaute seit 1886 die beiden Kriegshäfen Luschunkou (Port Arthur) und Weihaiwei; dazu ließ er sich 1891 zum Handelsminister ernennen. Um dieselbe Zeit, 1891/92 und 1894 betätigte er seine Tüchtigkeit in der Niederwerfung eines erneuten Mongolen- und Dunganen-Aufstandes, wobei ihn allerdings Tungfuhsiang energisch unterstützte. Den Hof zu Peking wußte er sich durch Dienste und Geschenke geneigt zu erhalten. Dort war 1881 die Kaiserin Tszian gestorben und Kaiserin Tszehsi Alleinregentin geworden. Sie hatte sich 1884, als die Verwickelungen mit Frankreich zum Verluste von Tongking führten, des ihr unangenehm gewordenen Prinzen Kung entledigt,

1) Die Kaiser von Anam wechselten sehr rasch; seit 1883 (Tuduks Tod) wurden nicht weniger als sechs gezählt.

der „wegen Dummheit und Faulheit“ seines Amtes als Präsident des Tsunglijamen entsetzt wurde. An seine Stelle wurde Ikwang, Prinz von Tsching, ein Neffe des verstorbenen Kaisers Taokwang, berufen, der ein gefügigerer Mann war. Dabei aber stand die Kaiserin Regentin selbst unter Einfluß und zwar unter dem von Lihsienling, den sie zu einem der höchsten Reichsgroßen befördert hatte. Ursprünglich soll er, wenn die Volksüberlieferung richtig ist, Schuster gewesen sein; wenigstens hat man ihn spottweise den „kleinen Schuster“ genannt. Doch scheint er auch medizinische Künste getrieben zu haben; er kam als „Arzt“ ins Harem und heilte die Kaiserin 1880 durch eine Operation, die ihm Tszehsis dauernde Gunst einbrachte. Er wurde zum Leibeunuch ernannt und zum Zeremonienmeister, erhielt den Knopf des ersten Ranges, Pfauenfeder und gelbe Reitjacke, also die höchsten Auszeichnungen eines Mandarinen, und blieb der Kaiserin erklärter Liebling, der viel bei ihr vermochte. Alles lag vor dem allmächtigen Mann im Staube, ihn suchte alles zu gewinnen. Lihungtschang ließ den Zweck die Mittel heiligen; er, der Retter Chinas, der fähigste Kopf im ganzen Reiche, fand es nicht unter seiner Würde, dem früheren Schuster zu dienen und dessen Hände zu salben. Er blieb dadurch am Ruder und konnte seine patriotischen Ideen verwirklichen. Schließlich war er es doch auch gewesen, der den Franzosen in Tongking so lange als möglich Schwierigkeiten bereitet und, als es nicht mehr weiter ging, wenigstens sich und das Reich mit Ehren aus der Affäre gezogen hatte.

Ebensowenig wie die Loslösung Anams konnte China die Verfügung der Europäer über Barma und Siam aufhalten. Nach Barma, das die Engländer in Indien durch Grenzkriege belästigte, unternahmen jene bereits 1826 und 1852 Feldzüge, welche die Barmanen die wichtigen Küstenprovinzen Assam, Arakan, Martaban, Pegu und Tenasserim kosteten. Als dann der König Thibau sich den Franzosen näherte und die Engländer brüskierte, schickten diese ohne weiteres ein Heer ab und nahmen ihn gefangen, worauf 1885 ganz Barma annektiert wurde. Ein Aufstand wurde unterdrückt und 1886/87 auch das Schan-Gebiet einverleibt. Nun blieb als selbständiger Staat zwischen England im Westen und Frankreich im Osten nur Siam übrig. Die Unsicherheit der siamesischen Herrschaft auf der Halbinsel Malakka hatten die Engländer bereits 1786 benutzt, um sich dort festzusetzen; 1819 nahmen sie Singapur, das sich seitdem zu einem gewaltigen Handelsemporium im indonesischen Gebiete entwickelte. Die Siamesen, anfänglich den Christen und Fremden feind,

begannen klugerweise seit den fünfziger Jahren mit den europäischen Mächten Handelsverträge abzuschließen und abendländische Reformen einzuführen. Der heutige König Tschulalongkorn (seit 1868) ging soweit, daß er 1874 einen Staatsrat als mitregierende Gewalt einsetzte, die Despotie also selbst beschränkte. Aber all seine Arbeit für die Zivilisation nach europäischem Muster, all sein diplomatisches Lavieren zwischen England und Frankreich konnte ihm nichts helfen. Die Reibereien zwischen beiden europäischen Mächten wurden von England schlau in einen Konflikt Frankreichs mit Siam hineingespielt, der damit endete, daß 1893 das eingeschüchterte Siam in einem Vertrage auf alles Gebiet östlich vom Mekhong verzichtete, über dessen Besitz Frankreich sich dann 1895 mit China einigte. Nun hatte England Ursache, Frankreich gegenüber auch seine „Ansprüche“ geltend zu machen. In 1896 kam der erste Vertrag zwischen England und Frankreich dahin zustande, daß der mittlere Teil, d. i. zwei Drittel Siams, selbständig bleiben, die Engländer dagegen in dem West- und die Franzosen im Ostgebiete des Restes das Prae haben sollten. Diese Abmachungen sind mit geringen Änderungen durch das englisch-französische Kolonialabkommen vom 8. April 1904 endgültig bestätigt worden, so daß die beiden Mächte hier völlig ins Reine gekommen sind.

XII. Die Modernisierung Japans.

Mikoto contra Taikun; japanischer Bürgerkrieg. — Abschaffung des Taikunats; Sieg der Revolution. — Mutzuhito Tenno. — Abschaffung des Feudalsystems; Aufhebung der Clanverfassung. — Aufhebung der Kasten; Bauernbefreiung. — Altnationale Aufstände. — Annäherung an den Westen; neue Ordnung. — Kaiser und kaiserliches Haus. — Ministerium und Parlament. — Stände. — Staatsverwaltung. — Steuerwesen. — Rechtswesen. — Bildungswesen. — Militärwesen. — Verkehrswesen. — Öffentliche Fürsorge. — Soziales Leben. — Religiöses Leben; Schintoismus und Buddhismus. Religionsfreiheit. — Christentum in Japan.

Überraschend anders hatten sich die Dinge in dem Inselstaate Japan im Laufe des 7. und 8. Jahrzehnts des vorigen Jahrhunderts entwickelt.

Die schon sehr geschwächte Regierung des Schogun oder Taikun hatte, wie wir wissen, durch die Unfähigkeit, den Fremden Widerstand zu leisten, im Volke keine Stärkung erlangt; vielmehr sank ihr Ansehen täglich. Dagegen hob sich dasjenige des Mikoto, der sich offen für die Bewegung erklärt hatte, die

gegen die Fremden gerichtet war. Ijemotschi, der übrigens noch junge Schogun, und Komei, der Mikoto, hatten ihre Rollen vertauscht. Der letztere, ein ungewöhnlich tatkräftiger Mann, dauernd unterstützt von seinem bedeutenden Anhang und von den Clanshäuptern des Südens, von der Samuraiklasse, schließlich von allen Unzufriedenen, begann nun insgeheim direkt unterm Deckmantel des Patriotismus den Sturz des Taikun und seine eigene Erhebung zum tatsächlichen Herrscher von Japan anzubahnen.

Den ersten Ansturm aber schlug der Schogun ab. Die Daimio des Südens hatten sich bekanntlich bereits 1862 trotzig von Jedo hinweg und nach Kioto begeben. Der Clan von Tschoschiu versuchte am 20. August 1863 die Stadt und den Mikoto in seine Gewalt zu bekommen, um ihn zum Kaiser zu proklamieren. Allein die Krieger des Schogun warfen die Empörer in einem blutigen Straßenkampfe nieder, und das Reichsoberhaupt ermannte sich zur Abwehr der nun erkannten drohenden Gefahr. Der Fürst von Tschoschiu wurde geächtet und das Reich gegen ihn aufgeboten. Da zeigte es sich jedoch sofort, daß der Taikun nicht mehr allgemeinen Gehorsam fand. Das Kwanto, der Norden und Osten hielten zu ihm; aber der Süden und Westen schloß sich gegen ihn zusammen. Den Kern der Widersacher bildeten die Samurai von Satzuma und Tschoschiu, jene mit dem Kriegshelden Saigo, diese mit dem Staatsmann Ito an der Spitze. Der Bürgerkrieg riß Japan in zwei feindliche Teile auseinander. Nicht mehr Joi! (Fort mit den Fremden!), sondern Joschogun! (Fort mit dem Schogun!) war das Feldgeschrei der Empörer geworden.[1])

Das Kriegsglück schwankte in unablässigem Kleinkriege hin und her. Der Mikoto bekam allmählich die Oberhand, so daß ihn die fremden Vertreter als kriegführende Partei anerkannten. Gemeinsam verlangten sie dafür Anerkennung der Verträge, die im November 1866 erfolgte. Damals war der Taikun Ijemotschi eben gestorben und sein Vormund Hitotsubaschi ihm im Regiment gefolgt. Bald darauf, zu Anfang von 1867, starb auch der Mikoto Komeï, und die Rebellenpartei rief seinen am 3. November 1852 geborenen, also noch nicht 15 Jahre alten Sohn Mutzuhito zum Mikoto aus. Als die Tschoschiu- und Satzumaleute, die anfangs noch getrennt, ja oft einander feindlich gewirkt hatten, sich verständigten und der Taikun von seinen Bündnern nur schwach unterstützt wurde, ließ letzterer sich auf Verhandlungen ein. Er

1) Die Bezeichnung Revolution wird von den Japanern nicht gebraucht; sie sagen vielmehr Restauration (des Mikoto als des ursprünglichen Herrn).

wollte eine Landesversammlung einberufen, die über die künftige Stellung der Gegner beraten sollte. Die Rebellen aber gingen darauf nicht ein; am 3. Januar 1868 gelang es ihnen endlich, sich des Mikoto zu bemächtigen. Der Schogun raffte ein Heer zusammen, wurde aber in der Schlacht von Fuschimi am 30. Januar 1868 besiegt und floh nach Jedo, auf das der Mikoto alsbald anrückte. Dieser erklärte seinen Widersacher zum Vaterlandsfeinde, worauf sich Hitotsubaschi bedingungslos unterwarf. Er wurde seiner Taikunwürde entkleidet, erhielt aber, als Staatspensionär zu Mito interniert, ein reichliches Auskommen. Das Taikunat wurde überhaupt abgeschafft und die Tokugawa-Familie ihrer Einkünfte beraubt.

Darüber erbittert, setzten die Tokugawa den Krieg gegen den Mikoto fort, und der ganze Norden trat nun auf ihre Seite. Aber der Mikoto siegte bei Ujeno (4. Juli) und Wakamatze (6. Novbr.), und damit konnte ganz Nippon für erobert gelten. Einer der Daimio nach dem andern unterwarf sich. Nur ein Teil der Flotte unter Admiral Enomoto kämpfte weiter, aber mehr im Interesse des ehrgeizigen Führers selbst; denn dieser führte sie nach Jeso und rief dort die Republik aus. Allein er konnte sich nicht behaupten; am 26. Juni 1869 ergab er sich zu Hakodate gegen die Versicherung, daß er straflos bleibe. Damit war die Einheit des japanischen Inselstaats hergestellt und der Mikoto Mutzuhito war alleiniger Herr geworden. Keine Verfolgung der Gegner, keine Hinrichtungen und auch keine weiteren Konfiskationen fanden statt; eine allgemeine Versöhnung sollte eintreten.

Sofort nach dem Abgang des Taikun wurde die alte Taikwa-Konstitution (s. S. 34) wieder proklamiert und ein Staats-(Minister)rat eingesetzt. Der Mikoto nahm offiziell den Titel Tenno (Himmlischer Fürst, Kaiser) an, nannte seine Regierungsperiode Meidschi, d. h. „die Erleuchtete", und verlegte seine Residenz nach Jedo, um zu zeigen, daß er nun auch der weltliche Machtherr geworden sei. Die Stadt empfing den Namen Tokio (östliches Tor, Ostresidenz), während Kioto als Saikio (westliches Tor, Westresidenz) bezeichnet wurde, seine Bedeutung aber mehr und mehr verlor. Am 3. April 1868 versprach der Tenno in der Reichsversammlung feierlich die Einberufung einer reformierenden beratenden Vertretung; darauf leisteten ihm Heer und Flotte den Eid zu Osaka.

Die Ausländer sahen diesem Umschwung der Dinge mit gemischten Gefühlen zu. Hatte noch der letzte Schogun bald nach

seinem Amtsantritte ein Edikt erlassen, das die Aufspürung und Ausrottung der heimlichen eingeborenen Christengemeinden befahl, so wurde die Verfolgung unter der neuen Regierung noch ärger. Damit verbunden war der neu auflohende Haß gegen die Fremden, von denen wieder eine Anzahl dem politischen Fanatismus zum Opfer fiel. Allein hier machte die Mikoto-Partei nicht mit; im Gegenteil taten die Führer alles, um dem Fremdenhaß entgegenzutreten und den Ausländern ihren Schutz angedeihen zu lassen. Ito, der weitschauende Politiker, öffnete diesen sogar die Stadt Kobe, und der Tenno empfing am 5. Januar 1869 die fremden Gesandten in öffentlicher Audienz. Worin diese Wandlung ihren Grund hatte, werden wir später hören.

Die Führer der Bewegung sahen bald ein, daß sie auf halbem Wege nicht stehen bleiben konnten. Sollte Japan regeneriert werden, so konnte das nur unter der starken Autorität des Tenno, den man zum Autokrator erheben mußte, geschehen. Darum beschlossen die Fürsten von Tschoschiu, Satzuma, Tosa und Hizen, d. h. die Häupter der Erhebung und Stützen des Mikoto, im März von 1869, auf ihre Gewalt zu verzichten und sich als reichsmittelbar zu erklären. Nacheinander folgten nun die Daimio des ganzen Reiches, willig oder widerstrebend, dem Beispiele; der Tenno war unumschränkt. Sofort setzte er die Fürsten als kaiserliche Statthalter in ihren Gebieten wieder ein. Nicht zufrieden waren mit dieser Liquidierung der Feudalmacht die Samurai, die befürchteten, aufs Trockne gesetzt zu werden. Schon die Auflösung der Palastgarde, einer gefährlichen Prätorianerschar, war übel von ihnen vermerkt worden, und der Kriegsminister hatte sein Leben darüber lassen müssen. Nun hielten die Abgeordneten der Kriegerkaste zwei Versammlungen ab (im April von 1869 und Juni von 1870), in denen sie offen ihren Unwillen über die Neuerungen kundgaben. Die Regierung löste beide auf, mochte aber fürchten, daß die Daimio zum Teil wieder andern Sinnes werden könnten; sie beschloß dem zuvorzukommen. Im August von 1871 wurden die Daimio samt ihren Familien nach Tokio berufen und ihnen erklärt, das Wohl des Reiches erfordere ihre Enthebung vom Staatsamte und die Auflösung der Clanverfassung. Sie sollten als Privatleute mit ihren Familien in der Hauptstadt wohnen und ihre Einkünfte sollten abgelöst werden; dasselbe sollte mit denen der Samurai geschehen. Das Land wurde in Provinzen eingeteilt, denen kaiserliche Gouverneure (Dschihandscha) vorstanden.

Die Entschädigung des also mediatisierten Adels war reich-

lich; er konnte zufrieden sein. Zudem wurde durch Verschmelzung der Kuge und Buke eine neue Rangordnung geschaffen, welche die Abstufung in den Titeln äußerlich bekundete. Die Samurai wurden aus dem Lehnsverbande entlassen, es wurde ihnen empfohlen, die Schwerter abzulegen und sich irgend einer friedlichen Beschäftigung zu widmen. Die Leute sahen sich dazu gezwungen, da die Entschädigung meist knapp genug ausfiel; andere sanken zu Proletariern herab. Kaufleuten und Gewerbetreibenden wurde freier Erwerb gestattet, der Zunft- und Gildenzwang aufgehoben. Die Bauern erhielten den Grund und Boden, auf dem sie wohnten, als kaiserliches Erbpacht-Eigentum. Die gegenseitige Haftung von Familienoberhaupt und Familiengliedern wurde beseitigt. Endlich wurden die Standesvorrechte und Kastenunterschiede ohne Ausnahme aufgehoben. Unehrliche und Unreine gab es hinfort nicht mehr.

Das waren gewaltige Umwälzungen, die sich binnen zwei Jahren, 1869—71, vollzogen. Altjapan begann zu versinken. Man wird fragen, ob der noch nicht zwanzigjährige Tenno dies alles aus eigenem Antriebe vollbrachte und eine verneinende Antwort darauf erwarten und auch erhalten. Der junge Tenno war nur das Werkzeug einer kleinen Gruppe patriotischer wie rücksichtsloser Männer, die im Fortschritt das einzige Mittel zur Rettung des dahinsiechenden Vaterlandes sahen und die Autokratie zur Deckung ihrer Absichten, die von Eigenehrgeiz und Eigensucht keineswegs frei waren, benutzten. Es waren meist Angehörige der Clane von Tschoschiu und Satzuma, die sich den überwiegenden Einfluß allenthalben zu sichern wußten und dem Tenno ihre Regenerationsgedanken suggerierten. Bis auf den heutigen Tag haben sie den Einfluß behalten; sie, nicht der Kaiser regieren.

Diese Clansleute hatten sich also den hervorragendsten Anteil an allen Ämtern und Stellen zu verschaffen gewußt; im weiteren sorgten sie dafür, daß auch die übrigen Führer der Bewegung mit Ämtern bedacht wurden, daß außerdem möglichst viele Samurai — aus deren Kaste sie selbst stammten — Versorgung erhielten und so der Unzufriedenheit vorgebeugt wurde. Dennoch blieb diese nicht aus. Bereits 1871 entstand in Tokio eine weitverzweigte Verschwörung von vielen Kuge, die sich vor den Buke zurückgesetzt glaubten; doch wurde der Anschlag rechtzeitig entdeckt und vereitelt. Dann, 1874, erhoben sich die Samurai des Clans Hizen, wurden aber niedergeworfen. Diesem Aufstande folgte 1876 ein Aufstand in Tschoschiu, 1877 die furchtbare Empörung in Satzuma, an deren Spitze der alte Kämpe und Staatsmann Saigo trat, einst

die festeste Stütze des Mikoto, der Nationalheld der Revolution, dem aber die Neuerungen zu weit gingen. Einen japanischen Hagen und Julian nennt ihn K. Munzinger, und wie beide ist er, für eine verlorene Sache rühmlich kämpfend, untergegangen. Als alles verloren war, ließ er sich von einem Waffengenossen töten. Damit war aller Widerstand gegen den Fortschritt endgültig gebrochen.

Die Regierung — damit meinen wir künftig stets die Clansmänner vor und hinter den Kulissen — ließ es bei der inneren Reform nicht bewenden. Sie erkannte, daß der Fortschritt Japans nur dann erfolgreich sein werde, wenn es sich der westlichen Kultur voll erschließe. Deshalb der Schutz und die Toleranz, die man gleich bei Aufrichtung des Tenno-Regiments den Fremden zuteil werden ließ. Bereits im Dezember von 1871, als die Herrschaft des Tenno unbestritten war, ging der Führer der Reformpartei Graf Ito mit seinen Gesinnungsgenossen Iwakura, Kido, Okubo u. a. auf Reisen nach Europa und den Vereinigten Staaten. Sie wollten abendländische Kultur studieren, auch die Revision der Verträge zu erlangen suchen, welch letzteres ihnen aber nicht gelang. Als sie im September von 1873 zurückkehrten, wurden die Reformen wieder begonnen und schritten unaufhaltsam vorwärts. In etwa zwei Jahrzehnten sind sie mit der Verkündigung der parlamentarischen Staatsverfassung 1889 beendet worden. Auch die Errichtung von Gesandtschaften bei den großen Höfen des Auslandes erfolgte.

Betrachten wir nun die Neuerungen im einzelnen näher.

Das Oberhaupt des Staates ist der Tenno oder Tenschi (Titel ähnlich dem chinesischen), der zu Tokio residiert. Er heißt, wie schon erwähnt, Mutzuhito und genießt göttliches Ansehen als Abkömmling Dschimmus, des Sprossen der Sonnengöttin (s. S. 34). Er hat ein Harem von zwölf Frauen, von denen eine den Kaiserintitel führt. Es ist Haruko. Der Kronprinz Joschihito, obwohl von einer Nebenfrau geboren, gilt als Sohn der Kaiserin. Der Kaiser hielt sich in den ersten Jahrzehnten seiner Regierung dem Volke unsichtbar. Verließ er die weiten Gebiete seiner Palaststadt, dann fuhr er im verschlossenen und innen verhängten Wagen; erst nach dem chinesischen Kriege zeigte er sich öffentlich, was ihn ungeheuer populär gemacht hat.

Das Wappen des Reiches ist die stilisierte goldene Chrysanthemumblüte auf weißem Grunde. Die Handelsflagge zeigt die runde rote Sonne, die Kriegsflagge dasselbe Bild, von dem jedoch rote Schlangenstrahlen ausgehen, auf weißem Grunde.

Der Kaiser war ursprünglich, wie mitgeteilt, Autokrat, doch hatte er seit 1868 einen Staats- oder Ministerrat (Daijokwan), mit einem Großkanzler (Daijo Dajin), als beratende Behörde zur Seite. Dies Verhältnis wurde von der konstitutionellen Partei nur als vorübergehend betrachtet, während die konservative es bestehen lassen wollte. Im Jahre 1885 trat an die Stelle des Staatsrats ein Kabinett nach europäischem Muster, das seitdem oft wechselte. Die abgehenden Minister ernennt der Tenno zu Mitgliedern des Geheimen Rates (Rates der Alten), als welche sie oft dem Ministerium entgegenarbeiten und, wie erwähnt, die eigentlichen Leiter der Angelegenheiten sind. Nach vielen Parteikämpfen wurde dann am 11. Februar 1889 die japanische Verfassung verkündet. Sie führte die konstitutionelle Monarchie ein, schuf ein Parlament mit zwei Häusern: Herrenhaus, mit den Prinzen und Marquis, gewählten und vom Kaiser ernannten Mitgliedern, und Abgeordnetenhaus, bestehend aus 300 durch direkte Wahlen aus dem Volke hervorgegangenen Mitgliedern. Doch müssen die Wähler mindestens 25 Jen (Dollar = etwa 100 Mark) Steuern zahlen. Am 25. November 1890 ist das erste Parlament vom Kaiser eröffnet worden.

Eine eigentliche Volksvertretung besteht also nicht. Im Parlament und außerhalb bekämpfen sich die kleine konservative (autokratische) und die große konstitutionelle Partei, namentlich die radikale Richtung der letzteren, die der Exminister Okuma leitet. Ferner sind die Sozialisten vertreten, wenn auch nicht im Parlament; Katagama wird der „japanische Bebel“ genannt. Politiker auf eigene Faust sind die sogenannten Schoschis, aus den Ronine (s. S. 69) hervorgegangen, Demagogen, die selbst vor dem politischen Meuchelmord nicht zurückschrecken. Sie sind allzeit auf seiten der Unzufriedenen zu finden, mag die Unzufriedenheit sich nun gegen die Regierung, die Fremden oder etwas anderes kehren.

Als Stände unterscheidet man äußerlich drei: Kwaschoku (Edle), Schischoku (Beamte) und Hemin (Volk). Die Kwaschoku sind der höhere vereinigte Hof- und Kriegsadel (Kuge und Buke, Daimio) von früher, etwa 410 Familien, eingeteilt in Ko (Fürsten und Marquis), Haku (Grafen), Schi (Vicomtes) und Dan (Barone). Die Schischoku, Militär- und Zivilbeamte, sind aus den Samurai hervorgegangen. Die Hemin werden in Bauern, Handwerker und Kaufleute unterschieden; letztere sind immer noch am wenigsten angesehen und Abdecker, Gerber, Lederarbeiter und Totengräber, die früheren „Unehrlichen“, ihnen zugerechnet. Dagegen sind die Bauern am angesehensten. Seit ihrer Befreiung sind sie, wie er-

wähnt, Erbpächter des Kaisers, der auch die Ländereien des Schogun an sich gezogen und die Latifundien sämtlich zerschlagen hat. Sie zahlen bloß Grundsteuer. Die meisten Bauern sind reine Ackerbauer; die Viehzucht ist schwach und wird oft nur zum Vergnügen betrieben.

Die Verwaltung wurde 1872 neu geordnet. Tokio mit 2 Millionen, Osaka mit 500 000 und Kioto mit 250 000 Einwohnern werden als Residenzbezirke (Fu) verwaltet. Das übrige Reich ist in Gouvernements (Kan), diese sind in Kreise (Gun) und Stadtbezirke (Schi) eingeteilt. Außerdem bestehen die Kolonialbezirke Hokkaidu (Jeso), Kurilen und Formosa. Seit 1889 ist die Gemeindeselbstverwaltung im eigentlichen Japan eingeführt. Die Polizeibeamten sind den Samurai entnommen.

Das Steuerwesen befindet sich seit etwa zwanzig Jahren in geordneter Verfassung. Als direkte Steuer besteht nur die Grundsteuer; indirekte sind die Getränkesteuer (sehr hoch) und die Zölle. Die japanische Nationalschuld betrug 1900 an 500 Mill. Jen, was in dem Kriege und den fortdauernden Rüstungen seinen Grund hatte.

Das Rechtswesen ist ganz nach deutschem Muster eingerichtet. Bereits 1880 wurde das alte japanische Strafrecht umgearbeitet, dann das deutsche Straf- und Zivilrecht, Prozeß- und Handelsrecht eingeführt, ebenso die Zivilehe. Die Organisation ist derart, daß jeder Kreis sein Amtsgericht, jede Bezirkshauptstadt ihr Landgericht mit voller Kompetenz in Kriminal- und Zivilsachen und ihr Verwaltungsgericht hat. Darüber stehen Oberlandesgerichte als Appellhöfe in peinlichen Sachen, ein Kassationshof und ein Verwaltungsgerichtshof. Folter, Selbstmord (Harakiri) und Todesstrafe sind abgeschafft. Ein ewiger Gegenstand des Kampfes war die Frage der Exterritorialität der Fremden, den Patrioten und namentlich den Jingoes ein Dorn im Auge. Der aufgeklärte Minister Graf Okuma wollte Vertretern der Fremden die Aufnahme in die Gerichtshöfe für zwölf Jahre zugestehen. Damit aber erregte er einen wilden Aufruhr der Exaltados (1889); durch ein Attentat verlor er ein Bein und mußte zurücktreten, sein Kollege Mori wurde ermordet. Noch lange zitterte die Erregung nach; sie offenbarte sich auch in dem Mordversuch eines Schoschi auf den Großfürst-Thronfolger von Rußland, den heutigen Kaiser Nikolaus, 1891. Den Verlauf der Angelegenheit werden wir in Kapitel XVII erfahren.

Das Bildungswesen ist ebenfalls nach europäischem, meist preußischem Muster umgestaltet und gegliedert: Volks-,

Mittel-, höhere Schulen und Fachschulen sowie die Universität zu Tokio. Außerdem bestehen viele Privatschulen. Ein Unterrichtsministerium wurde 1871 errichtet; die Reform begann 1872, gleichzeitig mit der preußischen Volks- und Mittelschulreform; damals wurde das erste Lehrerseminar, 1875 das erste Lehrerinnenseminar (durch die Kaiserin) eröffnet. Jetzt bestehen etwa 84 000 Volksschulen. Die Kaiserin hat das Protektorat über Mädchenschulen, Kindergärten, Waisenhäuser und ähnliche Institute übernommen. Die Akademie zu Tokio wurde 1873 eröffnet und erhielt 1878 vier Fakultäten (Medizin, Jurisprudenz, Philosophie und Naturwissenschaften). Die Professoren, anfangs Ausländer, meist Deutsche, wurden bald durch Japaner ersetzt. In Japan besuchen heute 94 Prozent Knaben, 85 Prozent aller Bevölkerung die Schule — gerade umgekehrt wie bei den Russen. Deutsch ist die klassische Sprache. Für Verbreitung der Bildung sorgen auch die zahlreichen Buchhandlungen, Leih- und Volksbibliotheken und Lesehallen, sowie die Zeitungen, von denen die erste 1873 in Tokio erschien. Die Preßfreiheit ist früh verkündet worden.

Auch das Militärwesen ist nach deutschem Muster eingerichtet. Wir werden später noch davon hören (Kapitel XVII). Der Schogun hatte bereits seit 1864 französische Instrukteure berufen; als aber die Franzosen im Kriege von 1870/71 ihren Nimbus verloren, lehnten sich die Japaner ganz an Deutschland an. In 1872 wurde die allgemeine Wehrpflicht eingeführt. Aus den mittelalterlichen Rüstungen sprang man 1873 ohne weiteres in die moderne Uniform, vertauschte die Bogen und Schwerter und alten Flinten mit Hinterlader und Bajonett. Über die Entstehung und Vergrößerung der Flotte hören wir im Zusammenhange später.

Ebenso gewaltig war der Umschwung im Verkehrswesen. Im Jahre 1870 wurde die Telegraphenverbindung zwischen Tokio und Jokohama, 1871 die zwischen Nagasaki und Schanghai eingerichtet, 1871 ein einheitliches Münzsystem nach amerikanischem Muster mit dem Jen (Dollar) als Grundlage geschaffen, 1872 die erste Eisenbahn Tokio — Jokohama erbaut, die Post eingerichtet, 1873 der gregorianische Kalender angenommen, 1875 der Dampferverkehr mit Schanghai begonnen. Daneben blieb die Beförderung der Personen in den Rikscha durch Kuli (Kurumaja) bis heute bestehen. Die weitere Entwickelung verfolgen wir später (Kapitel XVII).

Auch die sonstige öffentliche Fürsorge für das Volk hat sich sehr gehoben, namentlich die Krankenpflege. Das Ho-

spitalwesen ist musterhaft organisiert; es steht in Verbindung mit dem Institut der japanischen Pflegerinnen vom Roten Kreuz.

Das soziale Leben hat nur äußerlich da und dort Umgestaltung erfahren. Da die westlichen und die japanischen Anschauungen, Gebräuche und Sitten sich vielfach durchdrungen haben, so ist mitunter ein eigenartiges Mixtum entstanden. Der Familiensinn des Japaners ist verblieben; seine Pietät für die Ahnen hat nicht Not gelitten, und sein Patriotismus hat sich bis zum Fanatismus gesteigert. Seine Sitten sind die nämlichen geblieben, er sieht in der Polygamie eine natürliche, in den Gescha nach wie vor eine unentbehrliche Einrichtung und im Baden auf offener Straße keine Immoralität. Seine Nahrungsweise hat er beibehalten; er verabscheut nach wie vor Rindfleisch, Fleisch überhaupt und Milch. Die papierene Wohnung dagegen vertauscht er hie und da schon gegen das europäische Stein- oder Fachwerkhaus, und in der Kleidung hat der männliche Teil sich viel dem Europäer genähert, mitunter geht er auch halb japanisch und halb europäisch gekleidet. Der Zopf, den jemand drastisch mit einem gedrehten Räucheraal verglichen hat, wird nur noch von den Sumotori (Athleten) getragen, deren Produktion, wie jene der Gaukler, Seiltänzer und Schauspieler des Japaners Leibvergnügen ist. Nur die Frauen sind von der europäischen Tracht, die ihnen gar nicht steht, meist wieder auf den malerischen Kimono zurückgekommen.

Das religiöse Leben wurde von der großen Revolution mächtig berührt. Der Schogun hatte den Buddhismus protegiert, weil er die Lehre des Friedens war und die bestehenden Verhältnisse guthieß. Als der Mikoto Herr wurde, wandte er seine ganze Fürsorge dem Schintoismus zu. Ganz natürlich, denn diese Lehre begünstigte den Ahnenkult und huldigte der Göttlichkeit des Mikoto. So wurde 1868 ein Schinto-Kultusministerium eingesetzt und durch staatliche Missionare die Ausbreitung dieser Lehre begonnen; dann erfolgte 1871 die Aufhebung der Buddhistentempel und -klöster, deren man damals 67 000 zählte mit 76 000 Priestern und Mönchen, 10 000 Nonnen und 126 000 Novizen. Das Vermögen wurde vom Staate beschlagnahmt, die Gebäude in Kasernen und Schulen verwandelt; den religiösen Personen ward ein Jahresgehalt ausgesetzt. Allein die Anhänger Buddhas waren trotz dieser Säkularisation nicht unterdrückt; im Gegenteil, ihre Zahl wuchs eher noch. Allgemach erkannte die Regierung auch, daß der Kampf gegen die Geister vergeblich sei; sie hob 1884 das Schinto-Ministerium und die staatlichen Missionen auf und beschränkte sich darauf, von dem Untertan zu verlangen: Achtung vor den

Göttern und Vaterlandsliebe, Gehorsam vor den Staatsgesetzen und gute Sitten, Verehrung des Kaisers und Unterwerfung unter ihn. Endlich wurde 1889 volle Religionsfreiheit verkündet. Da ergab sich nach einigen Jahren, daß im Reiche 200 000 Schintotempel mit 15 000 Priestern und 40 000 Buddhatempel und -kapellen mit 52 000 Priestern (in 12 Sekten) vorhanden waren. Buddhismus und Schintoismus gingen seitdem vielfach ineinander über; die Zahl der Buddhatempel und -kapellen soll heute 75 000 mit 100 000 Priestern und Mönchen betragen.

Das Christentum mußte, wie schon erwähnt, nachdem 1861 die Missionstätigkeit wieder begonnen hatte, 1867 und in den folgenden Jahren noch einmal harte Verfolgungen durchmachen. Die Anhänger der alten Gemeinden wurden aufgespürt, in den Kerker geworfen oder zu Zwangsarbeit in den Bergwerken verurteilt. Allmählich ließ aber die Schärfe der Verfolgung nach; 1872 konnte sich sogar eine Christengemeinde in Jokohama bilden; 1873 endlich wurden auf Drängen der fremden Vertreter hin die Verbote des Christentums aufgehoben, und die Nachstellungen hörten auf. Alsbald erstand den Japanern ein einheimischer Apostel in dem 30 Jahre alten J. H. Nischima, der 1871—73 die große Reise Itos und Iwakuras als Dolmetscher mitgemacht hatte. Nachdem er viele Bekehrungen vollzogen und zahlreichen Anhang gewonnen hatte, gründete er 1875 die christliche theologische „Doschischa“ (Union der Gleichgesinnten) zu Kioto, die allmählich auch die andern Fakultäten bis auf die Medizin hinzufügte. Als eine hohe Errungenschaft betrachteten es die japanischen Christen, daß 1876 der Sonntag als offizieller Ruhetag im Reiche eingeführt wurde. Die Zahl der Christen wuchs stetig, besonders nachdem vor anderthalb Jahrzehnten die letzte Fremden- und damit christenfeindliche Bewegung (s. o.), entstanden aus dem Unwillen über die verkündete Religionsfreiheit, vorübergegangen war. Man zählte 1902 etwa 130 000 Christen, darunter 56 000 Römisch-Katholische, 27 000 Russisch-Orthodoxe und 47 000 Evangelische. Mehreremal schien es sogar, als habe die Regierung die Absicht, das Christentum als Staatsreligion einzuführen. Schon 1872 wurde Professor Gneist von japanischen Sendlingen gefragt, ob er den Übertritt des Volkes zum Christentum für opportun halte; worauf er sehr vernünftig antwortete, das Christentum sei nicht Sache des Geistes, sondern des Herzens und lasse sich nicht ohne weiteres verpflanzen. Man stand darauf von der Einführung dieser „Reform neben andern“ ab. Wenn Japan christlich wird, meint K. Munzinger, so wird es auf das Urchristentum zurückgehen, während M. v. Brandt

der Ansicht ist, das japanische Staatschristentum könne nur national-rational sein und müsse jedenfalls im Kaiser seine Spitze haben. Sehr leicht möglich ist es aber auch, meinen wir, daß die Japaner ohne weiteres den Sprung aus dem Heidentum direkt in das Freidenkertum machen.

XIII. Die Aufnahme der Außenpolitik durch die Japaner und der japanisch-chinesische Krieg.

Marquis Ito und die führenden Staatsmänner. — Feldzug gegen Formosa. — Verlust von Tarakai. — Erwerbung der Riukiu-Inseln. — Korea, die Pandorabüchse. — Königin und Taiwönkun. Chinesen und Japaner. — Aufstand der Tonghaks. Eingreifen der Chinesen und Japaner. — Japanisch-chinesischer Krieg. — Friede zu Schimonoseki. — Eingreifen des neuen europäischen Dreibundes. — Revision des Friedensvertrags. — Neue Wirren in Korea; Ermordung der Königin; Eingreifen der Russen; Korea Kaisertum.

Bevor wir nun zur Schilderung der auswärtigen Politik übergehen, müssen wir uns mit den Hauptpersonen, die Japans Geschicke leiteten, etwas bekannt machen.

H. Ito, Marquis, 1840 als Sohn eines Samurai aus Tschoschiu geboren, ist unstreitig der hervorragendste aller japanischen Staatsmänner und wird nicht mit Unrecht der „japanische Bismarck" genannt. Zur Zeit der Revolution gehörte er der jüngeren Generation an, wußte sich aber neben den Vertretern der älteren sofort seine Stellung zu erkämpfen, sie zu sichern und zu behaupten. Seit vier Jahrzehnten übt dieser bedeutende Mann seinen hervorragenden Einfluß aus, sei es als Hauptminister, sei es als Staatsrat; nichts kann ohne, alles muß durch ihn geschehen. Er sah früh ein, daß alles Heil für Japan von der westlichen Kultur kommen mußte; er war der Verkünder und Verfechter des Prinzips: die Fremden nützen und dann sie abstoßen, das seitdem politisches Prinzip für Japan geworden ist.

Er studierte 1858—61 Englisch und Holländisch in Nagasaki, stahl sich 1861 auf einem europäischen Dampfer nach England, kehrte 1863 zurück, half mit seinem Clansgenossen Jnouje 1864 die Gemüter in Tschoschiu beruhigen und mahnte zu Duldsamkeit gegen die Fremden. An den Kämpfen von 1866 nahm er tätigen Anteil, wurde 1868 Minister, öffnete Kobe den Fremden, half das amerikanische Münzsystem einführen und den Bahnbau Tokio — Jokohama ins Werk setzen. Dann führte er 1871—73 die berühmte

Gesandtenreise. Seitdem war er die treibende Kraft aller Reformen, die er durch die Verfassung zu krönen beabsichtigte. Vier Jahre, 1884—88, arbeitete er an dem Kolossalwerke; 1886 wurde er zum ersten Male Präsident des neugestalteten Ministeriums; 1889 setzte er die Annahme der Verfassung durch, worauf er 1890 Präsident des Oberhauses wurde. Er brachte 1894 die allgemeine Vertragsrevision zustande, schloß 1895 den Frieden von Schimonoseki ab, erlangte 1899 die Aufhebung der Exterritorialität der Fremden, schloß 1902 das englisch-japanische Bündnis ab und ist gegenwärtig Staatsordner im „verbündeten“ Kaiserreich Korea, was soviel als japanischer Vizekönig besagen will. Er ist 64 Jahre und kann noch lange für sein Vaterland wirken.

T. Iwakura, geboren 1815 zu Tokio, eines Kuge Sohn, studierte chinesische Philosophie, erwies sich anfangs als fremdenfeindlicher Ratgeber des Mikoto (seit 1858), war Hauptführer der Bewegung gegen den Schogun, wurde 1868 Minister, 1871—73 Führer der Gesandtschaft mit Ito, mit diesem dann Haupt der Reformer, was ihm 1874 einen Mordanfall eintrug. Er starb 1887.

T. Saigo, geboren 1826 zu Kagoschima als Sohn eines Samurai, der mehrfach erwähnte Nationalheld, das „Muster eines Samurai“, befehligte 1866—68 die Krieger von Satzuma, eroberte Jedo, wurde später Generalissimus bis zur Heeresreform von 1873, zog sich dann zurück, empörte sich 1877 und kam dabei um, indem er sich töten ließ.

T. Kido, geboren 1830 in Tschoschiu, eines Arztes Sohn, Begründer einer Fechtschule in Jedo, dann in Osaka, war Mitglied der Gesandtschaft 1871/73, empfahl langsamen Fortschritt, wurde dann Herausgeber einer Zeitung.

T. Itagaki, geboren 1837 in Tosa, wurde 1868 Adjutant, dann Oberbefehlshaber des Mikoto, war 1871—75 Minister, wurde einer der Vorkämpfer der Verfassung, Gründer der „Aikokoschato“ (Patriotischen Gesellschaft), ein radikaler Wühler, auf den 1882 ein Attentat verübt ward.

Sch. Okuma, geboren 1837 in Hizen, studierte in Nagasaki Englisch und Holländisch, war für die Vertragsrevision mit den fremden Mächten, denen er dafür Vertretung in den Gerichtshöfen zugestehen wollte, 1888—89 Minister, wurde durch ein Dynamitattentat 1889 eines Beines beraubt, sitzt seit 1891 in der Opposition.

A. Jamagata, geboren 1838 in Tschoschiu als Sohn eines Samurai, war 1868 Führer der Krieger von Tschoschiu, wurde 1872 Kriegsminister und Reformator der japanischen Armee, warf 1877

den Aufstand Saigos nieder, führte 1894/95 die 1. Armee gegen China, wurde Marschall und Generalinspektor des Heeres.

Sch. Goto, geboren 1838 in Tosa, bis 1873 Minister, war Gegner der Vorherrschaft des Tschoschiu-Clans, ist 1900 gestorben.

T. Okubo, geboren in Satzuma als Sohn eines Samurai, bewirkte die Verlegung der Residenz nach Jedo und die Beseitigung des Zeremoniells und des Feudalismus, war bei der Gesandtschaft von 1871/73, sorgte für Niederwerfung der Aufstände 1874—77 und ward darob ermordet, 1878.

K. Inouje, geboren in Tschoschiu als Sohn eines Samurai, siegte 1865 über den Schogun, wurde nacheinander Minister verschiedener Ressorts, leitete seit 1875 vielfach die Verhandlungen mit Korea, wo er 1894 Gesandter war.

K. Kuroda, geboren in Satzuma als Sohn eines Samurai, war 1870—72 Chef der Kolonialverwaltung in Jeso, beteiligte sich an den Verhandlungen mit Korea, half Saigo niederwerfen, ist 1898 gestorben.

J. Ojama, geboren 1843 in Satzuma als Sohn eines Samurai und Verwandter Saigos, dessen Rebellion er unterdrücken half. Er wurde 1877 Kriegsminister, bereiste 1883/84 Europa, namentlich Deutschland zwecks militärischer Studien, führte 1894/95 die 2. Armee, wurde Marschall und Generalstabschef, der „japanische Moltke“ genannt, ist jetzt Oberbefehlshaber gegen die Russen.

A. Mori, geboren 1846 in Satzuma, beantragte 1869 die Entwaffnung der Samurai, war wiederholt Gesandter, fremdenfreundlich, Unterrichtsminister 1886—89, wurde, weil er die englische Sprache einzuführen trachtete, am Tage der Parlamentseröffnung 1889 ermordet.

S. Sanjo, geboren 1849, eines Kuge Sohn, war unmittelbar um den Kaiser als dessen Freund und 1869—85 Großkanzler; er starb 1891.

Dies sind die Hauptsächlichsten der Revolutionsführer und Staatsschöpfer, die sich seitdem den Einfluß bewahrt haben, die Ministerien oder den Rat der Alten bildeten und die Herrschaft in beiden ausübten. Ersichtlich ist, daß sie meist aus der kriegerischen ehemaligen Samurai-Klasse hervorgegangen und ebenso, daß sie meist Clansleute aus Tschoschiu und Satzuma auf Kiuschiu sind. Sie sind es auch, die Japans äußere Politik zu einer aggressiven gestaltet und ihr Volk auf die große Weltbühne geführt haben. —

Die auswärtige Politik Japans war in der Zeit von 1867 bis 1889 mehr oder minder glücklich. Der Regierung machte

es Mühe, die unzufriedenen kriegerischen Samurai niederzuhalten. Sie mußte wohl oder übel auf ihre Beschäftigung denken.

Der Feldzug gegen Thaiwan (Formosa) 1874, die erste kriegerische Betätigung nach außen, war dem genannten Beweggrunde mit entsprungen. Auf Thaiwan hatte 1860 (bis 1880) der Häuptling Tokketok sich zum Oberherrn aufgeschwungen. Die Chinesen waren nie über die Mitte und den Osten der Insel Herr gewesen. Tokketok organisierte eine förmliche Seeräuberei, unter der die japanischen Fischer und Schiffer viel zu leiden hatten. Als Japan sich 1873 bei China beschwerte, erklärte Prinz Kung, man sei machtlos. Darauf rüsteten die Japaner im Mai von 1874 die Expedition unter T. Sajo aus, fügten den Formosanern eine Anzahl Niederlagen zu und brachten eine Anzahl Häuptlinge durch — Champagnerspenden auf ihre Seite. China protestierte gegen den Eingriff in seine Sphäre; schließlich bequemte es sich, $^1/_2$ Million Dollar Entschädigung zu zahlen, worauf die Japaner die Insel verließen.

Dagegen brachte das folgende Jahr für Japan eine schwere Enttäuschung. Es bestanden Meinungsverschiedenheiten über die Besitzansprüche Japans und Rußlands an den Kurilen und der Insel Tarakai (Sachalin, Krafto). Von letzterer Insel hatte Japan den Südteil inne, der reich an Kohlengruben und für den Fischfang wichtig ist. Aber schon lange lauerte Rußland auf dies Gebiet, und es verstand es durch Mahnungen und Drohungen durchzusetzen, daß im Vertrage von Sankt Petersburg, 1875, Japan in die Abtretung seines Anteils an Tarakai gegen Übernahme der Kurilen einwilligte. Der noch zu schwache Inselstaat konnte dem russischen Koloß keinen Widerstand entgegensetzen.

Um sich einigermaßen zu entschädigen, nahm die Regierung 1880 die Liukiu- oder Riukiu-Inseln in Besitz, indem sie die alten Ansprüche Satzumas darauf geltend machte, dem der schuldige Tribut lange nicht gezahlt worden sei. Die viel älteren und größeren Ansprüche Chinas wurden einfach nicht beachtet. Gleichzeitig aber wandten die japanischen Staatsmänner ihre Augen auf das Land, von dem Japan einst seine asiatische Kultur empfangen hatte, das aber innerlich schwach und machtlos vor ihnen lag, wie eine willkommene Beute lockend: Korea. Daß ein Angriff auf Korea sie mit dem chinesischen Riesenreiche vollends in Konflikt bringen mußte, das achteten sie nicht; sie ahnten aber auch nicht, daß dieses Korea durch sie die Pandorabüchse Ostasiens werden sollte.

Dem siegreichen Kampfe der Koreaner gegen die Japaner,

1592—98, war 1627—37 ein schwerer Krieg gegen die Mantschu gefolgt, denen das Land tributär wurde, während doch die Japaner ihre vermeintliche Oberhoheit nicht aufgaben. Die Koreaner blieben auch von Fusan aus mit dem Daimio und Satzuma in Handelsverkehr; im übrigen machten sie die Tore ihres Reiches ebenso fest zu wie die Chinesen und Japaner, um selig hinzuduseln und träge zu verweichlichen. Die stark gebauten, ehemals so tapferen und intelligenten Koreaner ließen sich die Gewaltherrschaft roher Autokraten, die sich mit einer empörenden Willkür und in einem lächerlichen Zeremoniell geltend machte, widerstandslos gefallen, wenn sie nur faulenzen und ihre armen Frauen tyrannisieren durften. Christlichen Missionaren gelang es einzeln seit 1791 festen Fuß zu fassen; 1835, 1842 und 1866 wurden sie wiederholt vertrieben und die eingeborenen Christen grausam verfolgt. Eine französische Expedition, 1866, und eine nordamerikanische, 1871, richteten nichts aus. Besseren Erfolg hatten die Japaner, die bereits 1868 verlangt hatten, Korea solle ihnen Tribut wie in früheren Zeiten senden. Das wurde natürlich rundweg verweigert. Aber 1875/76 erlangten die Japaner für ihren Handel die Öffnung der Häfen Fusan, Gensan und Tschemulpo und erzwangen die diplomatische und konsulare Vertretung (seit 1880). Die bald darauf folgenden Parteikämpfe sollten dann den Grund zu dem Konflikt zwischen China und Japan legen. Unter der Hand begannen dann auch die Missionare wieder ihr Werk und diesmal mit großem Erfolge; 1903 wurden 40 000 Katholiken, 30 000 Protestanten, 26 000 Russisch-Orthodoxe in Korea gezählt.

Die von Nitajo (s. S. 57) gegründete Dynastie der Könige von Korai starb mit König Liping (Tschultschöng) 1864 aus. Darauf bemächtigte sich die erste der drei Frauen des Verstorbenen der Regierung und rief den 13 Jahre alten Sohn des Prinzen Lihschiajing (Nikung), namens Lischin, als Ihöng zum Könige aus. Allein bereits 1866 riß Nikung die Vormundschaft über seinen Sohn an sich, den er mit einer Adligen aus dem Hause Min vermählte, ohne zu ahnen, daß er sich damit selbst die größte Gegnerin seiner Herrschaft erkoren hatte. Bis 1873 führte Nikung unter dem Titel Taiwönkun (Herr des großen Hofes) die Regierung, dann wurde Ihöng selbständig. Nikung, der „Mann mit den eisernen Eingeweiden und dem steinernen Herzen“, war ein Fremdenhasser; der junge König neigte den Fremden zu und den Chinesen; die Königin bildete mit den Min eine eigene, nationale Hofpartei, die namentlich den Japanern feindlich war. Der Taiwönkun besaß einen mächtigen Anhang im Volke, das in der Sekte

der Tonghak (Östliche Gesetzeslehre, im Gegensatz zu Sijehak = Westliche Gesetzeslehre, Katholizismus) seine ergebene Gefolgschaft bildete. Diese drei Parteien standen in fortwährendem Widerstreit, und die Japaner rührten den Hexenbrei kräftig um. Da der König sich bald in dem Harem vergrub, so standen sich die Königin, unschön und männlich, und der Taiwönkun: Hofpartei und Volkspartei, gegenüber. Anno 1882 brach der Taiwönkun los. Der König sollte abgesetzt, die Königin beseitigt, der Kronprinz Lischunjo erhoben werden. Aber die Königin entrann; eine Dienerin, in ihre Kleider gehüllt, trank statt ihrer den Giftbecher, der ihr gereicht wurde. So mißlang der Anschlag; der König hielt den übrigens idiotischen Thronfolger in Gewahrsam, und nur den Bitten der Gemahlin des Taiwönkun gelang es, die Haft des Enkels zu mindern und endlich aufzuheben. Und nun griff Lihungtschang rasch ein, um den Japanern zuvorzukommen, gegen die sich die Bewegung ebenfalls gerichtet hatte. Er setzte den Taiwönkun ab, internierte ihn in Paoting und erzwang die Öffnung Koreas für die Fremden. Die Einmischung der Japaner aber wurde dadurch nicht verhindert. Der japanische Gesandte hatte fliehen müssen; er wurde im Triumph zurückgebracht, und Japan erzwang im Vertrage von Tschemulpo das Recht, eine Schutzwache in Söul zu halten. Nun schlossen auch die Union, Deutschland und England mit Korea Handelsverträge ab und erhielten das Recht, Konsuln zu halten. Schon 1884 brach abermals ein Aufstand gegen den König aus, der nur durch einen treuen Eunuch vom Tode gerettet wurde. Diesmal waren offene Ränke der Japaner im Spiel, welche die Königin tödlich haßten. Aber als das Unternehmen mißlang, kamen im Auftrage ihrer Regierungen Marquis Ito und Lihungtschang zur gemeinsamen Ordnung der Dinge in Korea zusammen. Im Vertrage von Tientsin, 1885, verpflichteten sich China und Japan, außer den Gesandtschaftswachen keine Truppen mehr in Korea zu halten, und wenn das militärische Eingreifen einer Macht nötig würde, so sollte diese die andere rechtzeitig davon benachrichtigen. Die koreanische Armee sollte nach europäischem Muster ausgebildet werden, was bezüglich der Königs-Garden auch geschah. Damit war die Übereinstimmung notdürftig wiederhergestellt, aber den Ränkeleien nicht gesteuert, besonders da der Taiwönkun aus der Verbannung heimkehren durfte. Ein kleines Zwischenspiel bildete die Besetzung Port Hamiltons, eines von mehreren Inseln der Nanhau-Gruppe gebildeten vortrefflichen Hafens durch die Engländer, 1883. Lihungtschang gelang es durch seine Diplomatie, sie 1887 zum Rückzuge von dort zu bewegen.

Schon bald nach der Rückkehr Nikungs brach im Innern der Streit der Hofpartei unter der Königin und der Volkspartei unter dem Taiwönkun wieder in hellen Flammen aus. Der alte Exregent entging 1892 mit Mühe einem Attentat, das sein Haus zerstörte; 1894 gelang es ihm dann, die Tonghaks zu offenem Aufruhr zu bewegen. Die Regierung, hilflos, wandte sich an China, und dieses sandte Truppen und benachrichtigte Japan vertragsmäßig davon. Aber Japan nahm Anstoß daran, daß in der Zuschrift Korea als China tributär bezeichnet wurde, und erklärte, es würde auch seinerseits Truppen abschicken. So landeten im Juni 1894 fast gleichzeitig Chinesen und Japaner, von letzteren eine Brigade, in Korea, um gemeinsam die Tonghaks niederzuwerfen, was auch bald gelang. Als nun China wieder vertragsgemäß darauf bestand, daß die beiderseitigen Truppen zurückgezogen würden, weigerte sich Japan und erklärte nicht eher zu weichen, als bis es sich mit China über die in Korea notwendigen Reformen geeinigt habe. Da wallte in den Chinesen der Stolz gegen die „Wojen" („Zwergvolk", Spitzname der Japaner) auf; sie erklärten, sich auf nichts einlassen zu wollen. Die Japaner ihrerseits faßten die Ablehnung sofort als Kriegsfall auf, griffen ohne Kriegserklärung den chinesischen Truppentransportdampfer Kausching an und bohrten ihn auf seine Weigerung hin, sich zu ergeben, in den Grund (25. Juli). Drei Tage darauf überfielen sie die chinesischen Truppen bei Asan und zersprengten sie.

Sofort verjagten sie dann durch ihre Gesandtschaftstruppe in Söul, wo sie den König schon längere Zeit im Palaste eingeschlossen hielten, die herrschende Min-Partei, setzten ein anderes Ministerium ein, das natürlich ein Bündnis mit ihnen schloß und warfen Truppen auf Truppen nach Korea hinüber. Der Siegeslauf der kriegerischen, modern bewaffneten Insulaner war ein rascher. Am 15. September nahmen sie Piöngjang, schlugen am 17. Oktober die chinesische Flotte, am 25. das chinesische Landheer am Jalu und drangen in die Mantschurei ein, wo der harte Winter den Operationen einstweilen ein Ende machte. Das waren die Taten der 1. Armee, von Marschall Jamagata befehligt. Die 2. Armee unter Marschall Ojama kam Ende Oktobers auf der Halbinsel Liaotung an, nahm am 2. November Talienwan, stürmte am 21. November die starke Festung Luschunkou (Port Arthur), die den Zugang zum Golf von Tschili im Norden beherrschte. Nun versuchten die bestürzten Chinesen zu verhandeln; aber zweimal wurden ihre den Japanern nicht genehmen Gesandten zurückgewiesen. Am 30. Januar wurden die Forts des Kriegshafens Weihaiwei im Süden des Golfs von

Tschili genommen; am 14. Februar mußte der Hafen selbst mit der eingeschlossenen chinesischen Flotte, deren Admiral Selbstmord beging, kapitulieren; am 4. März wurde Niutschwang besetzt; am 9. März bei Tientschwangtai der Sieg errungen.

Das waren Schläge, die das Reich der Mitte in solcher Furchtbarkeit selbst von den Jangkweitsze nicht erhalten hatte. Der Kaiser, der sich momentan den Einflüsterungen der Stockkonservativen, der Bureaukraten, hingegeben hatte, war ratlos. Nach dem Ausbruch des Krieges, als die Japaner in Korea einfielen, entlud sich sein Zorn über Lihungtschang, der ihm zu nachgiebig erschienen war. Er nahm ihm die dreiäugige Pfauenfeder und die gelbe Reitjacke ab. Prinz Kung wurde neben Prinz Tsching wieder zum Präsident des Tsunglijamen ernannt. Aber da keiner bessern konnte, griff man, als die Not am höchsten war und auch Kung zum Frieden riet, doch wieder auf Lihungtschang zurück. Er wurde als Bevollmächtigter nach Japan gesandt, um dort mit Ministerpräsident Ito zu verhandeln. Im März von 1895 kam er zu Schimonoseki an; schlau wußte er die ganz unannehmbaren Bedingungen der Japaner nach und nach herunterzudrücken. Der Mordversuch eines japanischen Fanatikers auf ihn kam ihm dabei zugute. Der Mikoto gab nach, und am 17. April 1895 wurde der Friede zu Schimonoseki unterzeichnet.

Korea wurde für unabhängig erklärt; Thaiwan (Formosa), die Ponghu-(Pescadores-)Inseln und die Halbinsel Liaotung wurden an Japan abgetreten und diesem außerdem 200 Millionen Tael Kriegskostenentschädigung bewilligt. Argwöhnisch wurde Lihungtschang in Peking aufgenommen; seine Feinde hatten wieder Oberwasser und beschuldigten ihn, die Interessen Chinas nicht genug wahrgenommen zu haben. Er kehrte nicht mehr auf seine Stelle zurück, sondern wurde zum Mitglied des Tsunglijamen ernannt und an Peking — das ihm verhaßte — gefesselt.

Da kam dem Sohn des Himmels Hilfe von einer Seite, von der er sie wohl nimmer erwartet hatte. Die „Barbaren des Abendlandes" waren es, die sich für ihn — nein für sich selbst — ins Mittel legten. Das ganze Abendland war starr darüber, daß man die prächtigen, kühnen, tapferen Japaner, mit denen der Dusel aller Gefühlsmenschen und Kriegsschwärmer war, gegen die trägen, kulturfeindlichen Chinesen benachteiligen wollte. Und dies gar durch die Verbindung von drei Mächten, die in der europäischen Heimat feindselig oder unfreundlich einander gegenüberstanden! Ein Dreibund Deutschland, Rußland, Frankreich: es war einfach haarsträubend! Kein Mensch unter den

Durchschnittspolitikern, von der rudis indigestaque moles ganz abgesehen, hatte Verständnis für dies Vorgehen; nur der historisch Denkende, Rück- und Vorwärtsschauende erkannte den Kern der Sache: arische Völker taten sich zusammen, um die kriegerische Influierung der Mongolenmillionen zu verhindern. Das war eine Tat echten Brudersinns, eine Demonstration der Sippentreue der Vertreter der drei großen Zweige der kontinentalen arischen Volksfamilie: Germanen, Romanen, Slawen, den neuen mongolischen Weltstürmern gegenüber. England, das niemals sich zu jener Blutsbrüderschaft bekannt hat, blieb auch diesmal abseits stehen; ja es lehnte sogar das Mitgehen schroff ab.

Die Staatsmänner zu Tokio schäumten vor Wut, das Volk war nicht minder erregt. Aber man konnte sich die Abendländer doch nicht zu Feinden machen, da man sie noch brauchte und ihnen noch lange nicht gewachsen war. Man erkannte auch bald die Absicht, daß Japan vom Festlande ausgeschlossen werden, auf China keinen Einfluß erlangen sollte. Was war zu machen! Am 5. Mai 1895 wurde der Vertrag von Schimonoseki revidiert; auf die Abtretung von Liaotung wurde verzichtet, dafür die Summe von 30 Millionen Tael mehr gefordert, die auch bewilligt wurde. Bevor aber die Japaner das besetzte Gebiet räumten — es geschah dies völlig erst nach drei Jahren, als die ganze Summe bezahlt war —, sprengten sie die Festungswerke von Port Arthur und Weihaiwei, schleppten die erbeuteten Schiffe, alles Kriegsmaterial und alle Vorräte nach Japan hinüber und machten China so wehrlos als möglich.

Das Land der Morgenruhe, Korea, dem sie so großmütig die Unabhängigkeit verschafft hatten, wurde nun um so mehr als Domäne ihrer Umtriebe betrachtet. Der König hatte das Haupt der gegen ihn zuletzt empörten Partei, Kimokkim, 1894 zu Schanghai durch einen Emissär ermorden, die Leiche heimschaffen, ausstellen und mißhandeln lassen. Die Königin fing wieder an, Einfluß zu erlangen. Aber bereits im Mai von 1895 versuchte der Taiwönkun eine neue Empörung, von den Japanern unterstützt. Die Königin kam ihm jedoch rasch über den Hals; er wurde verurteilt und samt seinem Enkel außerhalb Söuls verbannt, das japanfreundliche Ministerium entlassen, die Familie Min zurückgerufen und Mintschönhun, ihr Haupt, zum Premierminister ernannt. Die Königin suchte hierauf die Truppen zu gewinnen. Die alte, 1000 Mann starke Palastgarde, von den Amerikanern General Dye und Oberst Nienstedt gedrillt, folgte ihr willig; die neue, 840 Mann zählende, empörte sich, als die Königin ihre

japanischen Offiziere durch andere ersetzen wollte. Der japanische Gesandte, Baron Miura, ein wilder Samurai, nahm die Sache in die Hand und half die Beseitigung der Königin vorbereiten. Am 8. Oktober 1895 wurde der Taiwönkun von den durch Volksmassen verstärkten Empörern in die Stadt geholt, der Palast erstürmt, die Königin, ihr Günstling Ko, der Haushofmeister Li und zwei Damen niedergehauen; diesmal war die Gehaßte wirklich zum Opfer gefallen. Die ganze Regierung wurde umgestürzt, der streng bewachte König unter ein neues, japanfreundliches Ministerium gebeugt; der scheinheilige Mordbube Miura aber verlangte, — daß die Mörder bestraft würden. Am 11. Februar 1896 gelang es dem Könige, mit dem Kronprinzen auf die russische Gesandtschaft zu entfliehen, wo er bis zum 27. Februar 1897 blieb. Die Russen benutzten ihren Vorteil, um im Juli von 1896 mit den Japanern die Vereinbarung zu treffen, daß jeder von ihnen 1000 Mann zum Schutze seiner Interessen in Söul halten sollte. Darauf kehrte der König unter russischem Schutze zurück, nahm seinen Günstling Jijongik zum Großschatzmeister an und regierte zunächst russenfreundlich. Als er dann in die Netze einer amerikanischen oder englischen Favoritin, der „Lady Om“ (der Tochter eines Missionars, Miß Emily Brown?) geriet, begann das alte Palastintriguenspiel wieder.[1]) Denn die Lady war englisch-japanisch gesinnt und fand in dem Polizeipräfekten Jikontak einen nicht zu verachtenden Bundesgenossen; beide beseitigten den alten Taiwönkun, der auch bald starb. Der König Ihöng, der, ein Spielball, von einer Hand in die andere flog, gestattete sich seit dem 12. Oktober 1897 den stolzen Titel eines Kaisers, um seine „Unabhängigkeit“ zu manifestieren; in der Tat war er abhängiger denn je.

1) Nach einer kürzlich erschienenen Auslassung im „Tag“ verhält es sich mit der interessanten Lady Om anders. Demnach ist sie eine jetzt schon ältliche und unschöne Koreanerin und war wahrscheinlich eine der 300 Kebsfrauen des Königs. Sie floh mit Ihöng und dem Kronprinzen 1896 in die russische Gesandtschaft und sorgte dort sehr für beide. Vom Range einer Omsangkung (Ersten Palastdame) wurde sie damals zu einer der 8 Ompi (Nebenfrauen), 1902 zur Omkuipi (Hohen Nebenfrau), 1903 zur Omhuangpi (Kaiserlichen Nebenfrau) erhoben, so daß ihr bis zur Kaiserin (Omhuanghu) nur noch eine Stufe fehlt. Sie hat eine Feindin in dem Frl. Waeber, einer Russin, die den kaiserlichen Hofhalt führt.

XIV. Die Reformversuche und die Reaktion in China.

Kwanghsus Regierungsanfang; Tszehsis Rücktritt. — Strömungen in den Regierungsanschauungen. — Lihungtschangs Weltreise und seine Entfernung. — Annäherung an Japan. — Japaner auf Formosa. — Japaner in Korea. — Russen in der Mantschurei. — Westländische „Pachtungen" in China. — Kangjuwei und die Reformpartei. — Radikale kaiserliche Reformedikte. — Palastverschwörung der Reaktionäre. — Tszehsi wieder Regentin. — Vernichtung der Reformpartei.

Kaiser Kwanghsu war, als er 1889 die Regierung selbständig übernahm, 17 Jahre alt, ein neurasthenischer, melancholischer Jüngling, der schwächliche Sohn eines ausschweifenden Vaters; denn auch Prinz Tschun († 1891) war den Freuden der Liebe und des Weines nicht abhold gewesen. Es schien, als ob die Mantschu-Dynastie völlig degenerieren wollte. Doch hatte der Kaiser eine treffliche Erziehung erhalten, sogar englisch gelernt. Tszehsi hatte ihm in einer Nichte aus dem Hause Dschehonala, der Tochter des Herzogs von Kweihsiang, Präfekten des mantschurischen Bannerheeres, eine Frau ausgesucht. Mutter wurde diese indes nicht, auch nicht die Nebenkaiserinnen und Konkubinen, und so mußte die Nachfolgefrage in der Schwebe bleiben.

Die alte Kaiserin zog sich von den Staatsgeschäften zurück und lebte nur der Melioration ihrer ungeheuern Güter und — den Freuden der Liebe, denen sie so wenig wie die Elisabeth und Katharinen von Rußland, deren Lebensgang vielfach dem ihren glich, entsagen mochte. Sie war auch zur Zeit der „Boxerunruhen" eine noch jugendlich aussehende Frau mit tiefschwarzem Haar und gütigen Augen, einer freundlichen italienischen Bäuerin ähnelnd, wie wenigstens Lady Macdonald behauptete. Lihsienling (s. S. 138) blieb nach wie vor ihr Günstling; doch scheint sie auch dann und wann einen hübschen, zur Hanlin-Prüfung kommenden Examinanden bevorzugt zu haben. Daß sie diese Begünstigten, nachdem sie ihrer überdrüssig, dem Henker (!) überliefert habe, ist gewiß ebenso wie die Erzählung von der Enthauptung von Reichen und Großen zum Zwecke von Güterkonfiskation rein böswillige Erfindung ihrer Feinde; denn diese hat Tszehsi in Menge gehabt, obwohl das Volk ihr sehr anhing und sie ehrfürchtig den „Alten Buddha" nannte.

Da brach das furchtbare Unheil von 1894/95 herein, daß die Wojen, das Zwergvolk von den Inseln, das gewaltige Reich der Mitte so tief demütigten und dem Drachenthrone der Tsching-Dynastie den Glanz nahmen. Nur durch die freiwillige Hilfe der „Ozeanmänner", der Jangkweitsze, wurde das Schlimmste abge-

wendet. Dem Volke spiegelte man zwar vor, auf den Wink des Tientschi, des Himmelssohnes, seien die „Könige der Barbaren" zur Hilfe gegen die Wojen herbeigeeilt; aber sich selbst betrog man doch damit nicht. Man spürte den Ursachen des Unglücks nach und fand sie verschieden. Dem Kaiser wurde von dem Staatsrat Wengtungho, seinem früheren Lehrer und nunmehrigen ersten Berater, von seinen jungen Studiengenossen Wengtsching, Kangjuwei, Sunjatsen u. a. die Überzeugung beigebracht, daß nur radikale Reformen dem Reiche aufhelfen könnten, wobei die Japaner als Vorbild angeführt wurden. Dagegen sammelten sich um die alte Kaiserin die Stockreaktionäre, eine Anzahl Staatsräte, Minister und Provinzgouverneure u. a.; sie redeten der alten Dame vor, daß ihre doch auch der fremden Kultur geneigte Regierung die Götter des Reiches erzürnt hätte, und daß diese deshalb China den Japanern in die Hände geliefert hätten. Da schlug Tszehsi in sich, durch die übeln Reden betört, und sofort begann sie wieder auf dem Plan zu erscheinen, um dem gefährlichen Treiben der Reformer entgegenzutreten.

Wengtungho und die Seinen erkannten die Opposition bald; sie rieten dem Kaiser, Tszehsi zu verbannen und zu internieren. Allein diese kam ihren Gegnern zuvor; ehe sie sich's versahen, hatte die alte Kaiserin bei dem Neffen vielmehr ihre Verbannung durchgesetzt. Auch Lihungtschang, der der reformerischen Bewegung nicht fern stand, wurde in deren Fall verwickelt. Zwar bekam er Pfauenfeder und Jacke zurück, aber er wurde aus seiner dominierenden Stellung verdrängt. Dagegen blieben die Vizekönige Liukunji, der die beiden Kiang-Provinzen, und Tschangtschitung, der die beiden Hu-Provinzen beherrschte, obwohl sie reformfreundlich waren, uneingeschränkt in ihren Ämtern. Diese beiden erstgenannten alten und erfahrenen Satrapen im Jangtszetale drängten den Hof, trotz der, oder vielleicht eben wegen der einsetzenden Reaktion zu friedlichen Neugestaltungen; sie waren beide englandfreundlich, während Lihungtschang zu Rußland neigte. Die Prinzen Kung und Tsching als Präsidenten des Tsunglijamen schlossen sich ihm darin an; die alte Kaiserin schien damals den Dingen weiter ihren Lauf lassen zu wollen.

So kam es dahin, daß im Frühjahre von 1896 beschlossen wurde, doch wieder L i h u n g t s c h a n g damit zu betrauen, als Spezialvertreter des benachbarten und befreundeten Sohnes des Himmels d e n Z a r e n Nikolaus bei seiner Krönung in Moskau zu begrüßen und im Anschluß daran d i e O b e r h ä u p t e r d e r ü b r i g e n g r o ß e n S t a a t e n d e s A b e n d l a n d e s z u be-

suchen. Wie dem Zaren wollte man dem Deutschen Kaiser und dem Präsidenten von Frankreich für die Intervention danken und die Stimmung der Großmächte in der Frage der Erhöhung der Einfuhrzölle erkunden. Lihungtschang folgte dem Rufe nicht gern; denn er fürchtete, daß in seiner Abwesenheit seine Feinde, Englandfreunde und Reaktionäre, desto ungestörter gegen ihn arbeiten würden. Die Reise des „großen Chinesen", dieses gelben Weltumfahrers, der gleich einem Fürsten mit einem Schwarm von Sekretären, Köchen, Dienern, Ammen (deren Brust ihm nach chinesischem Glauben die Segnungen des Jungbrunnens erwies) und seinem Sarge glänzend einherzog und sich die übertriebenen Huldigungen der Abendländer mit souveräner Würde gefallen ließ, ist bekannt. Er erschien vor den Staatsoberhäuptern in Moskau, Berlin, Paris und Brüssel, besuchte seinen „Kollegen" Bismarck in Friedrichsruh, fuhr hinüber zur Queen, durchschnitt den Ozean und schüttelte dem Präsidenten Mac Kinley die Hand, querte Amerika und dampfte über den Großen Ozean wieder heim. Er wurde bestaunt und beschenkt, besah alles, was ihn interessierte, genau und enttäuschte die gesamte Industrie, die großartige Bestellungen von ihm erwartet hatte.[1]) Im Oktober daheim wieder angekommen harrte seiner allerdings eine noch größere Enttäuschung; seine Feinde von der alten und der jungen Partei hatten Oberwasser bekommen. Er wurde ziemlich ungnädig beschieden, daß er sich so habe hofieren lassen, schließlich seiner Stelle enthoben und als Vizekönig der beiden Kwang-Provinzen nach Kanton versetzt. Sein Nachfolger in Tschili wurde Wangwentschao; ihm wurde zugleich die Direktion der Küstenverteidigung übertragen. Der große Staatsmann ging mit dem Stolze und der Überzeugung eines Wallenstein, daß er etwas gewesen sei und auch wohl wieder werden würde. Seine ganze Aufmerksamkeit widmete er fortan neben der trefflichen Verwaltung seines Vizekönigtums, seinen ungeheuern Ländereien, die er nach und nach zusammenerworben hatte, meist Reis- und Baumwolleplantagen, von Tausenden von Soldaten, die ihn nichts kosteten, bebaut. Man schätzte damals, daß er ein durch solche Bodenbewirtschaftung und durch Wucher errungenes Vermögen von drei Milliarden Mark besitze.

1) Man erinnert sich noch, wie die geringfügigsten Einzelheiten von Lihungtschangs Reise fast täglich in den Blättern standen: was er da gesprochen, dort gegessen, dort erfahren hatte. Man taufte am Rheine sogar den „Sechsundneunziger" auf seinen Namen, denn: er versprach viel und hielt wenig.

Die Vizekönige am Jangtszekiang sorgten nunmehr eifrig dafür, daß mit oder ohne ihren großen Gegner die fremde Kultur ihren Einzug in China hielt. Sie waren die ersten, die europäische und amerikanische Firmen durch Abnahme von Maschinen in Nahrung setzten. Sie beriefen ferner Baumeister, Ingenieure, Techniker und Kaufleute, legten Arsenale und Fabriken an. Auch die Japaner begünstigten sie und unterstützten den Baron Hajaschi, den japanischen Gesandten in Peking, der auf Abschluß eines chinesisch-japanischen Handelsvertrages drang, so daß dieser noch 1896 zustande kam. Der Nachfolger Hajaschis, Baron Fumiojano, betrieb das Werk seines Vorgängers weiter und arbeitete auch auf ein politisches Bündnis zwischen China und Japan hin. Allmählich begannen sich die japanischen Kaufleute über Fukien und im Jangtszetale auszubreiten.

Der Stützpunkt dazu wurde ihnen Thaiwan (Formosa), die Brücke die Pescadores-Inseln, was sie ja beides kürzlich erworben hatten. Zwar Formosa hatten sie erst erobern müssen. Der Chinese Liujungfu, ein ehemaliger tapferer Schwarzflaggenhäuptling, erklärte 1895 die Insel als Republik und wußte die wilden Urstämme des Innern zum Kampfe wider die Japaner zu entflammen. Diese sandten den Admiral Grafen Kabajama als Statthalter hinüber, der zu Taipe seinen Sitz nahm, und den General Baron Okubo mit einem Heere, der von Kilung aus seine Operationen begann. Nach und nach wurden 100 000 Mann zur Bewältigung des Aufstandes aufgewandt und ein Jahr hindurch vollzählig erhalten. Nach der Erstürmung von Twapingting, 1897, war die Unterwerfung vollendet, die den Japanern immerhin 20—30 000 Mann gekostet haben mag. Die Verteilung des Landbesitzes machte anfangs große Schwierigkeiten; es gab fiskalisches Pachtland (erobertes und eingezogenes Gebiet), Land zur Unterhaltung der Unterrichtsanstalten, der Straßen, des Militärs und endlich Privateigentum. Doch die Japaner wurden bald der Schwierigkeiten Meister; die Kampfer- und Zuckerindustrie blühte auf; rund um die Insel wurde eine Eisenbahn gebaut, regelmäßiger Dampferverkehr mit Japan und China eingerichtet und ein Kabel nach Kiuschiu (Nagasaki) gelegt.

Und wie sie von Formosa aus nach Fukien eindrangen, so machten sie sich bald auch in Korea bemerkbar. Der Kaiser Ihöng stand zwar, wie wir wissen, seit seinem gezwungenen Aufenthalte in der russischen Botschaft zu Söul unter russischem Einflusse; er hatte den Russen eine ausgedehnte Konzession zum Holzfällen und -handeln am Jalu- und Tjumenflusse zugestehen müssen,

auch sonst allerlei Vorteile, von denen man anfangs noch nichts ahnte. Dem arbeiteten die Japaner ebenso im stillen entgegen. Der Druck der koreanischen Polizeiwillkür wurde immer stärker; die bestechliche Beamtenschaft arbeitete mit Folter und Bastonade gegen einzelne Aufstände, die sich neuerdings unter dem sonst trägen und geduldigen Volke erhoben und in den Bombenattentaten zu Söul im Juni von 1898 gipfelten. Auch hier hatten die Japaner überall die Hand im Spiele; bald standen sie auf der Volks-, bald auf der Hofseite; wer ihnen entgegen war, wurde beseitigt, das Volk mit Faustschlägen und Fußtritten behandelt. Am 25. April 1898 schlossen sie mit Rußland einen Vertrag, der gegen Garantieleistung der Selbständigkeit Koreas ihnen volle Handelsfreiheit gewährte. Die Insulaner brachten nun allgemach den Schiffsverkehr in ihre Hand; sie bauten die Eisenbahnlinien Fusan- und Tschemulpo-Söul, sie beteiligten sich an der Küsten- und Seefischerei, sie erwarben in den Verkehrshäfen fast sämtlichen Grundbesitz und schließlich wurden sie auch Herren des Binnenhandels, und ihr Geld begann das koreanische zu verdrängen. Zu Anfang des Jahres 1899 waren bereits mehr als 20 000 Japaner in Korea eingewandert.

Die Russen sahen diese Entwickelung des japanischen Einflusses auf der Halbinsel, die vor ihren Toren lag, mit Unruhe, fanden sie doch bald heraus, daß die Japaner nunmehr im Frieden das und noch mehr zu erreichen suchten, was sie durch den Krieg nicht hatten erlangen können, nämlich Korea von sich abhängig zu machen. So galt es für die Russen ihrerseits, sich beizeiten das angrenzende chinesische Gebiet, die Mantschurei, wirtschaftlich zu sichern. Bereits am 6. September 1896 hatte Rußland die Konzession zur Führung der Transsibirischen Eisenbahn von Tschita über Tsitsikar und Charbin nach Wladiwostok nebst einer Abzweigung von Charbin über Mukden nach Port Arthur von China erzwungen. Port Arthur selbst, das die Japaner nach der Zahlung eines Teils ihrer Kriegskosten geräumt hatten, wurde am 18. Dezember 1897 von den Russen besetzt, die alsbald durchblicken ließen, daß sie sich dauernd niederzulassen beabsichtigten.

Aber auch anderswo in Europa hatte man seit dem chinesisch-japanischen Kriege ein scharfes Auge auf Ostasien und auf die Japaner. Deutschland war es, das bei der Eröffnung Chinas nicht unbeteiligt sein, nach dem bekannten Ausspruche sich einen „Platz an der Sonne“ sichern wollte. Am 1. November 1897 wurden in der Provinz Schantung, zu Litszeschwang, die beiden deutschen Missionare Henle und Nies ermordet. Darauf erhielt der Kontreadmiral

v. Diederichs den Befehl, die Bucht von Kiautschou in Schantung zu okkupieren. Am 5. Januar 1898 mußte China sich dazu verstehen, erstere samt dem sie umgebenden Gebiet an Deutschland auf 99 Jahre zu verpachten und diesem überdas noch besondere Handelsvorrechte in Schantung zu gewähren. Die Regierung zu Peking machte gute Miene zum bösen Spiele; als im Mai von 1898 Prinz Heinrich von Preußen nach Peking kam, wurde er sogar mit besonderen Ehrenbezeigungen empfangen.

Das Vorgehen Deutschlands veranlaßte die Russen zu einem weiteren Vorstoße. Am 27. März 1898 pachteten sie in ähnlicher Weise wie Deutschland Port Arthur und Talienwan; worauf sie alsbald anfingen, die Befestigungen der ersteren Stadt wieder aufzurichten, die Hafenanlagen wieder herzustellen und den Platz in einen äußerst festen zu verwandeln. Ein ganz neues Handelsemporium wurde durch die Gründung von Dalny geschaffen. Im August von 1898 erwirkten die Russen dann die weitere Konzession, eine Abzweigung ihrer Bahn von Niutschwang nach Peking zu leiten.

Der dritte Alliierte des europäisch-asiatischen Dreibundes, Frankreich, wollte nicht dahinten bleiben. Am 6. April 1898 ließ es sich von China das Gebiet von Kwangtschau (in Kwangtung) als Kohlenstation abtreten und den Bau einer Eisenbahn aus Tongking nach Jünnanfu konzedieren. Die Augen der Franzosen waren dabei auf den ganzen Süden Chinas gerichtet.

Selbstverständlich blickten die beiden insularen Mächte England und Japan mit Besorgnis auf diese Vorkommnisse. Japan vermochte vorerst nichts weiter zu erreichen, als dem Kaiser von Korea Furcht vor seinen russischen Freunden einzuflößen und den bereits erwähnten Vertrag mit Rußland (s. S. 164) abzuschließen. England wollte seinem alten Gegner Rußland dadurch Trotz bieten, daß es am 24. April 1898 Weihaiwei, Port Arthur gegenüber, pachtete und es im Mai, nachdem es die Japaner auf Bezahlung des Kriegskostenrestes hin geräumt hatten, besetzte. Aber der Schlag ging ins Wasser; denn Weihaiwei erwies sich Port Arthur in keiner Hinsicht ebenbürtig, und auch die Hoffnung der Engländer, die Deutschen in Kiautschou zu beeinträchtigen, verwirklichte sich nicht. Ebensowenig war die in einem zweiten Vertrage mit China am 6. Juni 1898 durch Pachtung erlangte Vergrößerung des Gebietes bei Hongkong um 200 (englische) Quadratmeilen geeignet, dem französischen Einflusse entgegentreten zu können. Es blieb nichts anderes übrig, als sich wenigstens mit Deutschland leidlich zu stellen, was durch ein Abkommen im

Oktober von 1898 geschah, wonach Deutschland das Gebiet von Schantung und am Hwangho und England das am Jangtszekiang für Eisenbahnbauten in Anspruch nahm. Am 18. Mai 1899 wurde dann festgesetzt, daß Deutschland die Strecke Tientsin - Ihsien, England die Strecke Ihsien - Tschinkiang bauen sollte.

Die chinesische Regierung war von diesen Ereignissen vollständig überrascht, ja überrumpelt worden. Man merkte, daß Lihungtschang fehlte, überhaupt keine starke Hand da war, den Übergriffen der Fremden zu steuern. Das Reich der Mitte schien von den Ozeanmännern in vier „Interessensphären" zerlegt zu werden, ohne daß man es hindern konnte. Und aus diesen Interessensphären mochten leicht europäische Kolonialreiche werden. Chinas friedliche Aufteilung unter die Abendländer hatte begonnen.

Man raffte sich auf. Die Reformpartei unter Kangjuwei erlangte das Ohr des jungen Kaisers, führte ihm die drohende Gefahr vor Augen, namentlich die Begehrlichkeit der Russen, und ließ ihn das Heil des Reiches nur in dessen Modernisierung erblicken. Auch der Vizekönig von Tschili und Staatsrat Wangwenschao, der seinen Plan, Kiautschou zu einem großen Kriegshafen zu machen, durch Deutschlands Handauflegen vereitelt sah, schloß sich den Vorstellungen an und wurde seinerseits wieder von seinen mächtigen Kollegen Liukunji und Tschangtschitung (s. S. 161) unterstützt. Nebenher arbeiteten eifrig die Japaner, die eine Stärkung Chinas den Abendländern gegenüber für eine Lebensfrage erachteten. Sie setzten sich mit der Reformpartei direkt in Verbindung, um durch diese dem Sohne des Himmels ihre politischen Pläne zu suggerieren. Ein chinesisch-japanisches Schutz- und Trutzbündnis sollte abgeschlossen und der Kaiser von China in den einschneidenden Reformen durch die Japaner unterstützt werden. Die japanische Regierung war so für den Plan begeistert, daß sie beschloß, ihren größten Staatsmann, den Marquis Ito, abzusenden, um die Schlußverhandlungen, die im September von 1898 stattfinden sollten, zu leiten.

Kaiser Kwanghsu war, wie gesagt, ganz auf sich gestellt. Die alte Kaiserin mochte er nicht hören; vor Lihungtschang warnten ihn die Reformer, weil dieser russenfreundlich sei; Prinz Kung war im April von 1898 gestorben; Prinz Tsching erschien Kangjuwei nicht unfreund. Letzterer sah sich bereits im Geiste als Großkanzler Neuchinas walten. Der erste Erfolg des neuen Regimes zeigte sich in der Verweigerung der Forderung Italiens, ihm die Bai von Sanmun zu verpachten. Die Italiener vermochten

ihre Absicht nicht zu erreichen. Dann wurden die inneren Reformen vorbereitet, mit einem Eifer, der beinahe an Fanatismus grenzte. Der Kaiser erschien von dem Reformfanatiker förmlich hypnotisiert. „Reine Bahn!“ wurde sein Wahlspruch. Am 10. August 1898 erschien der kaiserliche Erlaß an die Vizekönige, Gouverneure und anderen Mandarinen, das Reichsoberhaupt bei den zu erwartenden Reformen zu unterstützen. Dann gingen in rascher Folge nicht weniger als 28 Edikte auf dem offiziellen gelben Papier ins Reich hinaus; sämtlich von den neuen Ratgebern inspiriert, überstürzten sie die Reform völlig. Abordnung eines kaiserlichen Prinzen nach dem Westen zu Studienzwecken, Gründung einer staatlichen Akademie in Peking und einer Akademie für Landbau, Tee- und Seidenkultur nach westlichen Grundsätzen, Einsetzung von Schulbehörden in allen Städten, Reform der Staatsexamina nach den Vorschriften der modernen Wissenschaft, Verwendung der unbenutzten Buddhistentempel für Schulzwecke, Abschaffung der überflüssigen Beamtenstellen, Förderung des Bergbaus, Patentschutz, Erbauung von Eisenbahnen, Petitionsrecht an den Thron. Die Einziehung der Buddhisten- und Taoistenklöster zu Schuldotierungen war vorgesehen; die Vizekönige im Jangtszetale hatten dazu ermuntert.

Das bedeutete allerdings den Umsturz; radikaler war einst die französische Revolution nicht verfahren.

Aber Aberglaube, Unwissenheit und Hochmut, sagt Missionar J. Flad, empörten sich, um das Reformwerk zu Falle zu bringen. Die um ihre Stellung besorgten stockkonservativen Obermandarinen, die Staatsräte und Minister Wangwenschao, Kangji, Hsütung, Tschaotschutschiao u. a. hingen sich an die alte Kaiserin und flüsterten ihr in die Ohren, China sei verloren, wenn diese Edikte ins Werk gesetzt würden und ihre Urheber am Ruder blieben. Auch Junglu, das einflußreiche Mitglied des Großsekretariats, mehrfacher Würdenträger und General, trat auf die Seite der Verschwörer, und nun entwickelte sich die Sache schnell. Es war im September, als ein Ministerialsekretär eine Petition zugunsten der Ablegung des Zopfes und Annahme der abendländischen Tracht, der Einführung eines Parlaments und der Erklärung des Protestantismus als Staatsreligion an den Kaiser einreichte. Es scheint das von den Reformern abgekartet gewesen zu sein, ihrem Werke die Krone aufzusetzen. Die reaktionären Vorgesetzten des Jünglings hielten aber die Bittschrift an. Der erzürnte Kaiser setzte sie sofort ab und beging überdies die Unklugheit, die Kaiserin und den mächtigen Junglu zu bedrohen;

beide sollten verbannt werden. Aber ein General verriet den Anschlag, und nun wurde die Entscheidung gefällt.

Der Staatsrat versammelte sich am 22. September 1898 und schloß den Kaiser in seinem Palaste, den Junglus Truppen umstellt hatten, ein. Dann erschien die Kaiserin Tszehsi mit den Häuptern der Verschworenen vor dem kaiserlichen Neffen und ließ ihm den Beschluß des Staatsrats vorlesen, wonach er in Anbetracht seiner schwachen Gesundheit für regierungsunfähig erklärt und sie, seine Tante, wiederum zur Regentin des Reiches eingesetzt wurde. Zugleich forderte sie ihm das kaiserliche Siegel ab. Der junge Monarch gebärdete sich wie wahnsinnig; aber die alte Kaiserin stand unbeweglich, die Augen starr und stechend auf ihn gerichtet. Endlich drückte sie ihm den bereitgehaltenen Tuschepinsel in die Hand; er unterschrieb und warf sich dann laut stöhnend in seinen Sessel zurück. Sofort änderte Tszehsi ihre Mienen, besonders als sie sah, wie ein leichter Blutstreif aus des Kaisers Munde floß. Sie ließ einen Arzt rufen, eine Sänfte herbeibringen und geleitete den Gestürzten selbst zu dem Kiosk im Ehopark, der ihm zur Wohnung bestimmt wurde, von hohen Mauern und einem breiten Wassergraben umgeben, mit nur einem Zugang über eine Zugbrücke. Die Verschwörer hatten ihr geraten, den Kaiser ganz zu beseitigen; aber sie wies den Gedanken von vornherein weit weg und hat nie mehr von solchem Rat hören wollen.

Man hat der alten Dame den Palastputsch sehr verübelt, sie zudem als Tyrannin und Reaktionärin erster Klasse hingestellt. Dabei ist von vornherein übersehen worden, daß sie nicht die Schiebende, sondern die Geschobene war. Zum andern muß man bedenken, daß Tszehsi fast drei Jahrzehnte lang unablässig an der Wiederaufrichtung des Reiches gearbeitet hatte, daß sie sich den Neuerungen durchaus nicht starrköpfig verschloß, aber nun unter der Regierung ihres Neffen nichts als Unheil über ihr Land hereinbrechen sehen mußte. Objektiv betrachtet, hätte es auch keine guten Folgen haben können, wären die von Kwanghsu durch dessen „Schieber" verlangten Reformen so plötzlich ins Werk gesetzt worden.

Marquis Ito (s. S. 166) kam gerade zur Zeit des Umsturzes der Gewalt in Peking an; man behauptet, er habe eine Audienz beim Kaiser gehabt, die von Tszehsi ungesehen hinter einem Vorhange belauscht worden wäre, und bei der der eingeschüchterte Monarch nur Eingegebenes und Unwesentliches hätte sagen dürfen. Sei

dem, wie ihm sei, der Gesandte reiste ab, ohne etwas erreicht zu haben.

Die Reaktion setzte scharf ein. Kangjuwei und ein Teil der Seinen flüchtete in die Londoner Mission; von dort fanden sie Gelegenheit zu entkommen, trotzdem auf des Führers Haupt ein Preis von 100 000 Tael gesetzt worden war. Den Ergriffenen ging's schlecht: 6 junge, hochgeborene Männer wurden ohne Urteil enthauptet, 52 Eunuchen erhielten die Bastonade, an der sie starben; andere wurden auf Lebenszeit verbannt oder verschwanden spurlos. An 300 Namen kamen auf die Proskriptionsliste; Güter und Vermögen wurden eingezogen. Die ergangenen kaiserlichen Edikte wurden für null und nichtig erklärt, die fortschrittlichen Beamten, wo es anging, durch rückschrittliche ersetzt, alle liberalen Zeitungen unterdrückt.

Kangjuwei begab sich nach Kalkutta und später nach Tokio, wo er noch weilt und seine Sendlinge neuerdings in verstärktem Maße ausbildet und ausschickt. Sunjatsen barg sich auf Ceylon; Wengtsching ließ sich in Singapur nieder. Die Hitzköpfe büßten für ihren unzeitigen Eifer indes weniger schwer als ihre Anhänger, die sie zurückließen und die nun der Rache der Gegner preisgegeben waren. Wie überall war diese Rache mit Privathändeln mancherlei Art verquickt, welche die nunmehrigen Machthaber mit ihren Feinden in einem hin regulierten.

XV. Die große nationalchinesische Empörung.

Fremden- und Christenhaß. — Bedrohung der Christen und Missionare. — Vorbereitung der Christen- und Fremdenmetzeleien. — Absetzung des Kaisers. — Andere Ursachen der Bewegung. — Fremdenfeindliche Vereine; der Patriotenbund. — Ausbruch der Empörung der Patrioten. — Metzeleien in Peking; Belagerung der Gesandtschaften. — Mißlungener Entsatzversuch der Fremden. — Kämpfe um Tientsin. — Große Expedition der Verbündeten; Entsatz der Belagerten. — Eroberung und Plünderung von Peking. — Flucht des Hofes. — Russen in der Mantschurei. — Verhandlungsversuche des Hofes. — Feldmarschall Waldersee; Pazifikation von Tschili. — Lihungtschang und der Friede.

Die Kaiserin Tszehsi war also wieder ganz in der Hand der Reaktionäre, die sich natürlich in die höchsten Ehrenstellen gedrängt hatten. Der Minister und Großsekretär Kangji, ein aus niederem Stande emporgekommener, bornierter Mensch, sein Kollege, der alte Hsütung, ein fanatischer, rücksichtsloser Konfuzianer, die wilden und ehrgeizigen Streber Lipingheng und

Jühsien, beide bald mit Gouverneursposten bedacht, sie waren es, welche die stockchinesische Hofklique bildeten. Auch Junglu, kurz darauf zum Generalissimus des chinesischen Heeres ernannt, hielt sich auf ihrer Seite, mehr aus Politik denn aus Neigung, wie sich später zeigte. Wie die Reformer früher den Kaiser geschoben hatten, so schoben nun wieder die Reaktionäre die Kaiserin. Beseelt von tiefstem Haß gegen die Ausländer, flößten sie diesen auch der Regentin ein. Die fremden Missionare und Kaufleute, so bliesen sie ihr ein, sind an allem Unheil, das dem Reich der Mitte widerfahren ist, schuld. Der Missionar kommt zuerst, hinterher der Kaufmann, dann das Kriegsschiff, oder: Vier Dinge sind unzertrennlich miteinander verbunden: Missionar, Opiumkiste, Bibel und Kriegsschiff. Auch die meisten anderen Mandarinen haßten die Missionare, weil sie, manche in unkluger, herausfordernder Weise, für die von ihnen bekehrten Chinesen eine gewisse Exterritorialität beanspruchten, oder, um ihre Schützlinge vor Ausbeutung und anderen Ungerechtigkeiten mehr zu sichern, begehrten, selbst Mitglieder der Gerichtshöfe zu werden. Dazu kam die Feindschaft des einheimischen Priestertums, die immer grimmiger wurde. Die Buddhisten- und Taoisten-Bonzen verwünschten die Missionare, weil sie den heidnischen Anschauungen meist zu scharf und schroff gegenübertraten. Das Volk war erbittert, daß die evangelischen und lazaristischen Missionare ihre Bekehrten dem allen Fortschritt lähmenden, aber so eingefleischten Ahnenkult entfremdeten. Die Regierung endlich schob die Gebietsverluste, die sie durch die „freiwilligen Verpachtungen“ erlitten hatte, ebenfalls dem Wirken der Missionare in die Schuhe; wären keine Missionare und keine Christen in China, hieß es, dann hätten die Fremden überhaupt kein Interesse am Lande. So griff allmählich der Gedanke Platz, durch eine „Bartholomäusnacht“ die gesamte einheimische Christenschaft samt den Fremden im Reiche zu vertilgen.

Die Sache mußte insgeheim und langerhand vorbereitet werden. Der Buddha(Fo)-Hohepriester in Peking spendete von seinen Schätzen zur Anschaffung von Kriegsmaterial; der Taoisten-Papst erklärte in einer Audienz, die ihm die Kaiserin besonders gewährte, das Werk für äußerst wohlgefällig. Merkwürdig: sonst standen der Foismus und Taoismus einander todfeindlich gegenüber; hier umarmten sie sich. Kein Wunder; denn mit der Durchführung der Reformen und dem Siege des Christentums wären ja die reichen Klöster und alle Kirchenschätze der Foisten, wie die Besitzungen der Taoisten gleicherweise säkularisiert worden.

Die Missionen hatten in den vorangegangenen 50 Jahren eifrig gearbeitet. Vor der großen Verfolgung von 1900 bestanden in China 31 katholische sogenannte apostolische Vikariate mit 550 Missionaren und insgesamt 535 000 einheimischen Christen; die evangelische Mission zählte 1300 Missionare (darunter 700 Frauen) und etwa 40 000 einheimische Christen. Die stärkeren Erfolge der Katholiken leiten sich aus deren strafferer kirchlichen Organisation her; der hervorragendste geistige Leiter war damals der Bischof Anzer in Schantung. Bereits im Jahre 1891 war in den Jangtszekiang-Gebieten ein wilder Aufstand des Geheimbundes Kalaohwui, gegen Christen und Missionare gerichtet, von der Regierung nur mühsam unterdrückt worden; jetzt begann es wieder dort sich feindlich zu regen. Im März von 1899 brachen auch in Schantung, in der Nähe des Kiautschou-Gebietes christenfeindliche Unruhen aus, die eine deutsche Expedition nötig machten. Es sollten die Vorboten des Kommenden sein.

Unterdes wurden von der Regierung die Vizekönige und Gouverneure bearbeitet. Liukunji war der einzige, der sich offen gegen die Reaktion erklärte; er wurde zu Anfang von 1899 seiner Stelle enthoben und durch den unfähigen reaktionären Lutschwanglin ersetzt. Kangji, dem auch das Kriegswesen unterstand, bereiste im Mai und Juli die Vertragshäfen, und es wurden zu deren besserer militärischen Ausrüstung Steuern erhoben. Schon machte sich in Südschantung der Groll des Volkes auch gegen einzelne unvorsichtige Europäer Luft. Die Kaiserin ließ im Sommer eine gereimte Unterweisung an das Volk über das Verhalten gegen die Anmaßung der Fremden ergehen, die eine förmliche Kriegserklärung in sich barg; im September folgte der Befehl an die Behörden, die Verordnungen der früheren Kaiser gegen die Ketzerei dem Volke schärfer einzuprägen. Im November wurde allenthalben die Bildung von Freiwilligenkorps angeordnet, da das Reich in Gefahr sei und damit es im Notfalle in ein einziges Kriegslager verwandelt werden könne. Durch Edikt vom 21. November endlich erhielten die Vizekönige den Auftrag, den Krieg vorzubereiten und die Ermächtigung, gegebenen Falls ohne Befehl von Peking alle etwaigen Eingriffe der Westländer bewaffnet abzuwehren. Um Lihungtschang auszusöhnen und ihn für den Fall von Verwickelungen zur Hand zu haben, wurde er zum Großsekretär und Staatsrat ernannt; auch wurde ihm wieder die Oberaufsicht in Handelsangelegenheiten erteilt.

Der arme gefangene Kaiser sah das Werk, für das er so großen Herzenseifer entfaltet hatte, unter der Hand zerbröckeln

und vergehen. Nicht weniger als viermal soll er versucht haben, sich das Leben zu nehmen. Allein die Kaiserin-Regentin ließ ihn scharf bewachen, ihm mit Gewalt Nahrung zuführen, wenn er sie verweigerte; sie wollte seinen Tod nicht. Die Hofklique drang zu Ende des Jahres 1899 wieder hart in sie, ihn durch Gift zu beseitigen; die feige Bande scheint den Gefangenen in seinem Käfig noch gefürchtet zu haben. Allein alles, was sie erreichte war, daß Tszehsi am 24. Januar 1900 den Kaiser Kwanghsu öffentlich für abgesetzt und seine Regierungszeit als Interregnum erklärte. Der 1885 geborene Prinz Putschun wurde als Adoptivsohn des Kaisers Tungtschi zum Thronfolger (Taako) erhoben. Er war der vierte Sohn Tsaiis, des Prinzen von Twan, eines Enkels des Kaisers Taokwang, dessen Vater Itsung, Prinz von Tun, also wie die Prinzen von Tschun und Kung ein Bruder Hienfungs gewesen war. Da der Thronfolger noch minderjährig war, blieb die alte Kaiserin Regentin. Der Prinz Twan wurde mit den höchsten Würden überhäuft. Der muhamedanische General Tungfuhsiang zu Ninghsia war mit seinen Truppen für den Hof gewonnen worden; Lihungtschang blieb neutral. Lutschwanglin stand auf Seite des Hofes; Tschantschitung hielt sich zurück. So blieb die Bewegung im ganzen auf Nordchina und die Hauptstadt beschränkt. In Peking wurde der Polizeipräfekt Tschungli beauftragt, die Verschworenen gewähren zu lassen.

Nicht nur die politischen Erwägungen waren indes auf die Entschließungen der Kaiserin einflußreich, sondern auch wirtschaftliche Beweggründe lagen vor. Durch eine schreckliche Dürre war in einem Teile von Tschili, sowie in Hunan, Schansi und Schensi Hungersnot eingetreten. Das Volk begann gegen die alte Kaiserin zu murren, deren bedeutsamer Name („Zeitiger Regen“, s. S. 127 N.) und Gebete zu den Göttern nichts nützten, und die irgend etwas verfehlt haben müsse. Es zeigten sich vielfach empörerische Regungen, die der Anhang der Regentin auf ein anderes Ziel hinzuleiten für nötig hielt. So war auch dies eine Ursache die Bewegung gegen die Fremden zu entfesseln, umfassend loszuschlagen.

Das Mittel zum Zweck fand die Regierung in dem in China ausgebildeten Gilde-, Zunft- und Geheimbundwesen. Da bekanntlich Kaufleute und Händler eine wenig geachtete, ja verachtete Klasse sind, so können sie nur durch engeren Anschluß aneinander Halt und Förderung finden. Die Vereine und Verbindungen sind teils offene, teils geheime, und unter die letzteren mischt sich mitunter allerhand anderes, d. h. politisches, religiöses,

soziales Sonderinteresse ein. Dasselbe ist der Fall bei den geselligen Vereinigungen; denn im Reiche der Mitte blüht die Vereinsmeierei ebenso und vielleicht noch üppiger als im Abendlande. Diese äußerlich scheinbar unschuldiger Zerstreuung oder guten Zwecken dienenden Zusammenschließungen bergen oft ein gefährliches Innere, dessen Absichten sich nicht selten gegen die Regierung kehren. Aber auch die Fremdenhasser sammeln sich auf diese Weise, und das wurde von der Regierung benutzt.

Der über ganz Nordchina verbreitete Geheimbund gegen die Christen und Fremden nannte sich Ihotschwan, d. h. etwa „Patriotenbund" („Fäuste, welche die friedliche Eintracht verteidigen"?). Die Engländer lasen den Namen mit falscher Betonung und übersetzten ihn: „Bund der roten Faust", was dann für gleichbedeutend mit „Boxer" gehalten wurde. Allerdings übten sich die jungen Männer, die den Bund bildeten, in athletischen Spielen; der Kern war die Elite vornehmer chinesischer und mantschurischer Familien, Beamtensöhne, Studenten u. a., die, tapfer und patriotisch, die „Fremden Teufelsöhne" zu ihrem Vater, dem Teufel zu jagen gedachten. Doch mit dem Anwachsen der Bewegung mischte sich auch viel wildes Gesindel unter. Die Patrioten trugen als Abzeichen rote Tücher um Kopf und Lenden; viele gingen im übrigen fast nackt. Säbel, Speere und Gewehre waren ihre Waffen; die Bonzen hatten ihnen geweihte Amulette verliehen, die sie unverwundbar und dadurch tollkühn machen sollten.

Schon zu Anfang des Jahres 1900 empfingen die fremden Mächte Nachrichten und Warnungen, es bereite sich eine allgemeine Verschwörung gegen Christen und Fremde vor. Aber sorglos schenkte man diesen Meldungen keinen Glauben oder erachtete sie doch von geringerer Bedeutung. Da begann unter der Protektion Jühsiens, des Gouverneurs von Schantung, genannt „der Vater der Patrioten" im Frühlinge die Bewegung in Schantung und breitete sich rasch über die Provinzen am Hwangho aus. Eine wilde Massenmetzelei unter den einheimischen Christen, verbunden mit der Verfolgung der Missionare, Verbrennung der Kirchen usw. durchtobte Nordchina; die scheußlichsten Schandtaten wurden verübt, ohne daß die Behörden einschritten. Nur Jühsien mußte auf Drängen der Mächte als offenkundiger Begünstiger und Leiter der Rebellen abberufen werden. Dafür wurde er Gouverneur von Schansi und setzte dort sein Blutwerk fort. An seine Stelle in Schantung wurde Juanschikai berufen.

Die Regierung wiegte durch das heuchlerische Edikt vom

17. April, in welchem sie die Feindseligkeiten gegen ihre „geliebten christlichen Untertanen“ untersagte, die Ausländer wieder in Sicherheit. Die Patrioten aber antworteten darauf wie zum Hohne durch Maueranschläge in Peking und anderwärts, worin sie gegen die „Satanswerke der Jangkweitsze“, d. h. die Eisenbahnen, Telegraphen u. a. eiferten. Nochmals, am 21. Mai, verlangte das diplomatische Korps Bestrafung der Unruhestifter, ja Hinrichtung der Mörder — ohne Erfolg. Die Patrioten wurden kühner; offen begannen sie nun auch, Eisenbahnen und Telegraphenleitungen zu zerstören.

Der wilde Sturm in der Reichshauptstadt selbst, wohin die Patrioten in Haufen geströmt waren, brach zu Ende des Mai los. Diejenigen Ausländer, die sich retten konnten, glücklicherweise die meisten, flüchteten in die Gesandtschaften, deren Wachen am 1. Juni auf 18 Offiziere und 389 Mann verstärkt worden waren. Am selben Tage wurde der japanische Gesandtschaftskanzler Sugijama bei einem Ausritte ermordet. Dann begann das Blutbad unter den chinesischen Christen in der Stadt, die zu Hunderten niedergemetzelt wurden. Einige Tausend wurden in den Gesandtschaften aufgenommen. Der Prinz Tsching als Präsident des Tsunglijamen und der Professor der Chemie an der Hanlin, Tschwansen, erhoben laut ihre Stimme gegen die Patrioten, dafür wurde Tsching am 12. Juni abgesetzt und an seiner Stelle Prinz Twan ernannt. Auch der Zensor Hsüjungi und der Minister Lischan wurden ihrer Würde entkleidet und später sogar hingerichtet. Der Herzog von Lan, der alten Kaiserin Bruder und der Prinz von Tschwang dirigierten die Bewegung, und der Präfekt Tschungli hielt seine Polizisten zurück; Prinz Twan suchte die Insassen des Gesandtschaftsviertels auf alle mögliche Weise herauszulocken, ließ aber die Patrioten schon seit dem 12. Juni versteckte Angriffe machen und gab Befehl, auf jeden Europäer zu schießen. Vom 13. Juni ab waren die Gesandtschaftsgebäude umzingelt und die Bewohner: 400 Soldaten, 400 Europäer mit 200 Frauen und Kindern und etwa 3000 Chinesen, von der Außenwelt abgeschnitten. Nun sammelten sich auch Truppen an, die den Angriffen der Patrioten untätig zusahen. Am 19. Juni versuchte man durch kategorischen Befehl, den Abzug der Eingeschlossenen zu erzwingen. Statt dessen beschlossen diese, sich zu verschanzen. Recht unvorsichtiger Weise der Gefahr trotzend, begab sich am 20. Juni der deutsche Gesandte, Frhr. Klemens von Ketteler, mit nur geringer, unbewaffneter Begleitung zum Tsunglijamen, um noch einmal Vorstellungen zu machen.

Unterwegs wurde er von einem Soldaten erschossen. Die Regierung ließ die Mordtat scheinheilig öffentlich bedauern; nichtsdestoweniger begannen nun die Angriffe auf das Gesandtschaftsviertel von allen Seiten mit wilder Wut, und schon am 22. Juni mußten die Belagerten sich in die große und feste Englische Gesandtschaft zurückziehen. Dies Bollwerk, das man noch stärker befestigte, wurde vom 22. Juni bis zum 16. Juli heftig beschossen und bestürmt; allmählich griffen die Truppen Twans und Tungfuhsiangs mit in den Kampf ein, und ein Teil jener Junglus ging zu ihnen über. Vom 17. Juli bis zum 8. August war Waffenstillstand; dann trat wiederum eine nunmehr sozusagen ununterbrochene Beschießung ein.

Nur der Zwiespalt im Staatsrate scheint die Fremden vor der Vernichtung gerettet zu haben. Denn während der größte Teil der Mitglieder dieser obersten Reichsbehörde für die gänzliche Austilgung der Ausländer war, hielt die Minderheit, welche die unheilvollen Folgen der Empörung voraussah, tapfer ihre Meinung aufrecht. Sie konnte es zwar nicht verhindern, daß schließlich am 26. Juni das geheime kaiserliche Edikt zur Ermordung aller Fremden (die Ausrottung der fremden Teufelsöhne „mit Hund und Huhn“) im Reiche doch erging; aber der Mitglieder der Gesandtschaften nahm sie sich wacker an, erreichte auch, daß der Hof wenigstens nach außen hin den Schein wahrte, als ob er von der Empörung gedrängt worden, ihr gegenüber machtlos sei. Nach und nach aber schmolz die Zahl der Widerstrebenden zusammen; zuletzt blieben nur die Staatsräte Hsütschingtscheng und Juangtschang, ersterer früher Gesandter in Berlin, in der Opposition; sie widersetzten sich standhaft der Erstürmung der Gesandtschaften mit Hilfe kaiserlicher Truppen und hatten sogar die Kühnheit, die Bestrafung der Patriotenführer zu verlangen. Aber das war ihr Verderben. Aus einer sehr bewegten Staatsratssitzung wurden sie von der Kaiserin in höchstem Zorne verwiesen, „um den Befehl gegen die auf Peking anrückenden Alliierten (s. u.) zu übernehmen“. In diesem Befehle lag ihr Todesurteil; denn vor der Türe harrte ihrer schon der bestellte Henker, der ihnen den Kopf abschlug. Aber prophetisch rief Juangtschang aus: „Noch ehe mein Leib erkaltet sein wird, werden die Fremden an diese Tür pochen!“ Er sollte recht behalten.

Denn die Regierungen hatten sich, endlich aus ihrem Gleichmut und ihrer Sorglosigkeit durch die blutigen Ereignisse unliebsam aufgeschreckt, zur Tat ermannt. Am 6. Juni versammelte sich ein gemeinsames Geschwader vor Taku, um zu

demonstrieren. Ein Glück war es auch gewesen, daß die Gesandtschaftswachen in Peking verstärkt worden waren; so hatte man dort dem ersten Ansturm widerstehen können. Als nun die Nachricht von der allgemeinen Empörung in Peking einlief, erhielt der rangälteste Admiral des Geschwaders, der englische Admiral Sir E. Seymour den Befehl, mit 2000 Mann Deutschen, Engländern, Russen, Franzosen, Italienern, Österreichern, Amerikanern und Japanern längs der Bahnlinie Tientsin-Peking vorzudringen und die Eingeschlossenen zu befreien. Am 10. Juni brach er auf. Damit der Kolonne der Rücken frei blieb, forderten die Chefs der vereinigten Geschwader den Kommandanten der Taku-Forts auf, die chinesischen Truppen zurückzuziehen; als das nicht geschah, vielmehr die Chinesen das Feuer auf die Schiffe begannen, erfolgte am 17. und 18. Juni das Bombardement und die Erstürmung der Taku-Forts. Aber Seymour konnte nicht vorwärtskommen, da die Eisenbahn Tientsin-Peking zerstört und die ihm entgegentretende chinesische Übermacht zu groß war. Bis Langfang kam er; aber da mußte er am 19. Juni unter beständigen Gefechten den Rückzug antreten. Die Deutschen zeichneten sich dabei hervorragend aus; der Befehl: „The Germans to the front!“ ist seitdem ein geflügeltes Wort geblieben. Mit Mühe und unter Verlust von einem Fünftel ihres Bestandes wurde die Kolonne am 25. Juni bei Hsiku, unweit von Tientsin, durch von dort entgegenkommende Russen und Deutsche aufgenommen.

Tientsin selbst befand sich in wildem Kriegszustande. Diese am Südufer des Peiho gelegene volkreiche Millionenstadt, die Hauptstadt Tschilis, hatte eine feste, stark armierte Umwallung, während die sich südwestlich daran anlehnende Fremdenstadt sozusagen ungeschützt war. Gegenüber, am Nordufer lagen Bahnhof, Kriegsschule und Arsenal. Am 15. Juni erschienen Patriotenhaufen in der Stadt und begannen die Beschießung des Fremdenquartiers, die immer schärfer wurde. Die verbündeten Mächte unterstellten die rasch nach Tientsin entsandten Streitkräfte dem russischen General Stössel (dem Helden von Port Arthur), der am 24. Juni das Arsenal in seine Gewalt brachte und dann in Tientsin selbst einzog. Unterdes verstärkte sich die Garnison nach und nach, bis sie anfangs des Juli auf etwa 10 000 Mann stieg, über die der russische Admiral Alexjejeff unter Beihilfe des japanischen Generals Jamagutschi den Oberbefehl übernahm. Aber nun zog der General Niehsihung heran, und zwar mit regulären Truppen, die nach Tientsin hineindrangen. Das Heer wurde durch Verstärkungen, die Prinz Twan selbst führte,

auf 80 000 Mann gebracht. Der Kampf um die Stadt dauerte tagelang; erst am 13. und 14. Juli erfolgte die Erstürmung von Tientsin und eine Schlacht, in der die Chinesen völlig geschlagen wurden und General Niehsihung fiel. Sein Nachfolger Lipingheng zog sich nordwärts zurück.

Als die Kunde von Kettelers Ermordung nach dem Auslande drang und die schlimmen Nachrichten über die Lage der Fremden in Peking sich häuften, beschlossen die acht beteiligten Mächte eine große gemeinsame militärische Aktion gegen die chinesischen Rebellen, gegen welche die Regierung des Landes nicht einschritt. Auf Anerbieten des Deutschen Kaisers schlug der Zar den Feldmarschall Grafen A. von Waldersee zum internationalen Oberbefehlshaber in der Provinz Tschili vor, und die anderen Mächte stimmten zu. Sofort wurde allenthalben mobil gemacht. Die Regierung in Peking erschrak; eilig berief man am 16. Juli den wieder zum Vizekönig von Tschili ernannten Lihungtschang aus Kanton nach Peking. Er brach auf, sah aber unabsehbares Wirrnis vor sich und blieb zunächst in Schanghai, von dort den Versuch machend, die Verbündeten durch allerlei diplomatische Künste zurückzuhalten, was aber nicht gelang. Auch der zweideutige Eisenbahn- und Telegraphendirektor Schenghsuanhwei bemühte sich, durch seine Alarm-Lügenberichte möglichst viel Verwirrung anzurichten.

Anfangs des August traten die zuerst angekommenen englischen, amerikanischen, französischen, russischen und japanischen Kontingente den Marsch auf Peking an. Die Unfertigkeit der Engländer hatte das Ausrücken verzögert. Am 5. August wurde Peitsang, am 6. Jangtsun, am 9. Hohsiwu, am 11. Tschangkiawan unter erbitterten Kämpfen mit Regulären, nunmehr von Tungfuhsiang befehligt, besetzt. Am 14. früh vernahmen die in Peking eingeschlossenen Fremden den Geschützdonner gegen die gewaltige Backstein-Ringmauer der Reichshauptstadt; am 15. wurde diese erstürmt und die Heldenschar befreit. Aber noch tagelang wütete der Kampf in der inneren Stadt fort; erst am 22. August war aller Widerstand niedergeworfen. Am 28. zogen die Eroberer in die Verbotene Stadt ein. Die Leiche Kettelers wurde ausgegraben und in der Deutschen Gesandtschaft feierlich beerdigt.[1]) An Kettelers Stelle trat als Gesandter Freiherr Mumm von Schwarzenstein.

1) Kettelers Mörder, der Soldat Enhai, wurde später ergriffen und am 31. Dezember 1900 erschossen. Er beteuerte, auf höheren Befehl gehandelt zu haben. Auf der Mordstätte ist ein Sühnedenkmal errichtet worden.

Man hatte gerade vierzig Jahre vorher in Europa die Hände über dem Kopfe zusammengeschlagen ob der Greuel der Plünderung des Sommerpalastes durch die Söhne des Landes, das an der Tête der Zivilisation marschieren will. Aber was nunmehr geleistet wurde in dem volkreichen Peking selbst, das übertraf jene Ausschreitungen bedeutend. Schon die Aufständischen hatten in ihrem wilden Fanatismus in den letzten Augenblicken der Belagerung übel gegen Eigenes gehaust, so u. a. die berühmte Hanlin-Akademie, die neben der Englischen Gesandtschaft lag, in Brand gesteckt, um letztere mit zu entflammen. Der Barbarenstreich, der an die Verzweiflungstaten der Pariser Kommunarden erinnert, mißriet; aber das gewaltige Akademiegebäude sank in Asche; von seinen 26 Hallen wurden nur 2 erhalten. Die gesamte Universitätsbibliothek, mit ihr die berühmte Enzyklopädie des Kaisers Kanghsi (s. S. 62), allein mehrere Tausend Bände stark, samt ihren kostbaren Kasten aus Kampferholz u. v. a. verbrannte. Mit den stärksten Bänden hatten die Patrioten ihre Barrikaden ausgestopft und verkleidet. Das Ende der konfuzianischen Gelehrsamkeit, schreiben die Missionare H. Smith und J. Flad, war gekommen. Auch die tausendjährigen Archive des Zeremonienamtes gingen zugrunde. Als dann die verbündeten Truppen einrückten, wurde eine ausgiebige Plünderung inszeniert. Die geraubten Gegenstände schleppte man zusammen, um förmliche Auktionen zu veranstalten. Selbst die Zurückhaltendsten gestatteten sich, „Souvenirs an Peking“ mitzunehmen. Der englische Gesandte Sir C. Macdonald und seine Gattin verpackten ihren Raub öffentlich eigenhändig. Sikhs und Russen trieben das Beutemachen am tollsten; durch erstere wurden die Archive der Zivilverwaltung völlig vernichtet. Die Franzosen taten auch das Ihre; aber ihre republikanische Regierung wollte sich nicht nachsagen lassen, daß sie wie einst ihre kaiserliche Vorgängerin das Raubgeschäft sanktionierte und sandte die „Beutekisten“ von Marseille aus sofort zurück. Die Deutschen, die erst nach der Eroberung in Peking ankamen, beteiligten sich wohl kaum an den unsauberen Affären; die Wegnahme der astronomischen Instrumente aus der Zeit Kaiser Kanghsis (oder Kienlungs?), die jetzt auf der Terrasse der Orangerie zu Sanssouci stehen, wäre besser unterblieben. Also alles in allem: die Plünderung von Peking hat jene des Sommerpalastes großartig überboten.

Auch im übrigen verfuhr man nicht gelinde. Die Metzeleien unter der wehrlosen Bevölkerung waren schrecklich, die Verunehrungen der Frauen und Mädchen schändlich. Zu Hunderten

füllten die Leichen der letzteren, die den Tod der Schande vorzogen, alle Brunnen; ganze Familien gingen zugrunde. Von den verlassenen Gebäuden nahmen die Eroberer Besitz; die Stabsquartiere kamen in die Tempel und Paläste; mitunter wurden erstere auch zu Pferdeställen umgewandelt. Aus dem Himmelstempel entführten die Engländer die Ahnentafeln der Ming- und Mantschu-Kaiser in ihr Britisches Museum zu London. Nun, alles ist schon dagewesen; vergleiche Tschingiskhan in Bokhara (s. S. 40) und Napoleon in Moskau; auch der Kölner und Mainzer Dom sind ja eine Zeitlang Pferdeställe fremder Sieger gewesen.

Aber den gewünschten Fang machte man nicht. Am Morgen des Tages, da die Alliierten an die Tore Pekings pochten, floh die Kaiserin-Regentin mit dem entthronten Kaiser, ihrem gesamten Hofstaate und Anhang in Eile auf der anderen Seite zur Stadt hinaus. Unter dem Schutze der Truppen Junglus und Tungfuhsiangs gelangte die große Prozession, Strapazen, Hunger und Entbehrungen erduldend, nach Taijuan, der Hauptstadt von Schansi, wo sie einstweilen blieb, dann endlich, Ende Oktobers, nach Singan, der von Wuwang gegründeten uralten Hauptstadt der Tschau- und Tschin-Dynastie in Schensi, 150 deutsche Meilen von Peking, wo der Gouverneur Weikwangtao alles zu längerem Aufenthalte in Bereitschaft gesetzt hatte. Daher fühlte man sich hier vorläufig sicher. Der Prinz Tsching war nur zögernd gefolgt und dann zurückgeblieben; japanische Kavallerie eskortierte ihn von Tschunghou zurück nach Peking, wo er später zum Administrator der Kaiserlichen Stadt eingesetzt wurde.

Unterweilen die Kämpfe in Tschili tobten — am 11. September wurde Lianhsiang, am 20. Peitsang, am 2. Oktober Schanhaikwan genommen —, hatten die Russen speziell noch in der Mantschurei mit der großen Empörung zu kämpfen und namentlich ihre Eisenbahn zu schützen. Die Patrioten waren hier besser organisiert; sie hatten Verbündete an den Banden der sogenannten Tschuntschusen gefunden. Diese Tschuntschusen sind zumeist politische Flüchtlinge, die sich über die Große Mauer retten und sich dort vereinigen, um ein Räuberleben unter eigenem Banner zu führen. Allüberall begannen nun die Überfälle, Zerstörungen, Plünderungen usw. längs der Bahnlinie; bald schlug der Aufstand auch in das Amur-Grenzgebiet hinüber. Doch wurden die Russen rasch der Rebellion Meister, nachdem energische Generale das Oberkommando übernommen hatten. Sie siegten in dem Gefechte bei Aigun am 3. August, trieben die gesamte chinesische Bevölkerung

der Stadt Blagowjeschtschensk, 5000 der Zahl, hinaus und in den Amur, wo sie elend ersäuft wurde. Ebenso räumten die Russen das Gebiet zwischen Seja und Amur von Chinesen aus und nahmen es in Besitz; Aigun wurde zerstört.[1]) Am 4. August wurde in der Südmantschurei Niutschwang genommen; am 15. wurden die Khinggan-Pässe besetzt und allgemach das gesamte Gebiet der drei mantschurischen Provinzen gewaltsam pazifiziert. Am 1. Oktober zogen die Russen in Mukden ein und besetzten am 3. auch Niutschwang, das sie eine Zeitlang geräumt hatten, wieder.

Die Kaiserin-Regentin war tief niedergeschlagen; die Urheber der Rebellion zitterten unter der angenommenen Maske wilden Trotzes für ihr Leben, suchten aber die Herrscherin auf ihrer Seite zu halten. Sie erkannte jedoch, daß sie irre geleitet worden war und gewaltige Fehler begangen hatte. Tagelang blieb sie ohne Speise, weinte viel und sprach wenig; sie trug sich sogar mit dem Gedanken der Thronentsagung, von dem die bestürzten Höflinge sie nur mit Mühe abbrachten. Aber gewiß ist, daß sie den von Singan ergehenden Edikten ihren Namen nicht mehr beifügte; sie endigten alle mit der allgemeinen Formel: Dies ist unser kaiserlicher Wille, er geschehe! Der Groll der Monarchin gegen die Höflinge wurde immer tiefer, auch der Zorn über die Bonzen, die sie in die fatale Affäre hatten hineinhetzen helfen und sie weis gemacht hatten, die Patrioten seien unverwundbar und würden die Fremden mit Stumpf und Stiel ausrotten. Sie war sogar böse auf Lihungtschang, weil dieser den Marsch der Alliierten auf Peking nicht hatte aufhalten können.

Am 9. September, schon kurz nach dem Eintreffen des Hofes in Taijuan, erschien ein kaiserliches Edikt, das die Unterstützung der Patrioten-Bewegung durch die Regierung ableugnete, den Generalen alle Feindseligkeiten gegen die fremden Truppen untersagte und die Beamten anwies, auf ihre Posten zurückzukehren und die Rebellion unterdrücken zu helfen. Rußland stellte sich, als ob es damit zufrieden sei, schlug auch vor, die Truppen aus Tschili herauszuziehen; aber Deutschland antwortete darauf durch ein Rundschreiben des Grafen Bülow an die Mächte am 18. September, daß es keinenfalls gedächte, die Feindseligkeiten einzustellen, bevor nicht die Urheber des Aufstandes bestraft wären. Dadurch erzwang es die Einheit der Alliierten, die alle, somit auch Rußland, beipflichten mußten. Um jene Zeit — wie andere wollen, schon

1) Es standen die chinesischen Bewohner dieses Gebietes noch unter chinesischer Hoheit, trotzdem das Land russisch war. (Siehe Seite 223.)

während der Belagerung von Peking — suchte der chinesische Hof durch einen Brief an den Kaiser von Japan diesen auf seine Seite zu ziehen und die zwei Jahre vorher abgebrochenen Beziehungen wieder anzuknüpfen.[1]) Das gelang nun freilich nicht; ebensowenig verfing die am 25. September an den Deutschen Kaiser gerichtete demütige Bitte um Verzeihung und das Anerbieten, Kettelers Ermordung durch Opfer zu sühnen. Der Kaiser antwortete unterm 30. September, die Opfer seien ungenügend und blieb dabei, die Anstifter des Unheils müßten bestraft werden.

Am 28. September kam der Oberbefehlshaber, Feldmarschall Graf von Waldersee, der „Weltmarschall" genannt, an und übernahm das Kommando über die in Tschili befindlichen Truppen, die nun ihre Stärke von 80 000 Mann erreicht hatten. Die Amerikaner befehligte Generalmajor Chaffee, die Deutschen Generalleutnant von Lessel, die Engländer Generalleutnant Sir A. Gaselee, die Franzosen General Voyron, die Japaner Generalleutnant Jamagutschi, die Russen Generalleutnant Linjewitsch; die kleinen italienischen und österreichischen Kontingente waren angegliedert. Waldersee nahm sein Hauptquartier in dem Kaiserpalast zu Peking und begann die Operationen gegen die Patrioten sofort in energischer Weise. Am 19. Oktober wurde die zweite Hauptstadt Tschilis, Paoting, erobert und am 29. Oktober, nach der Einnahme von Kalgan, die deutsche Fahne auf der Großen Mauer aufgepflanzt. Nachsichtig war die alliierte Kriegführung nicht; die Patrioten wurden rücksichtslos behandelt. Das Kriegsgericht in Paoting ließ am 8. November den stellvertretenden Vizekönig von Tschili, Tingjung und zwei hohe Befehlshaber erschießen. Massenerschießungen von Gefangenen, Niedermetzelungen von Geschlagenen, Niederbrennung von Dörfern, Verheerung von Gebieten fanden statt; grausam wurden die Taten der fanatischen

---

1) Der interessante Brief ist vor kurzem (1904) im „Morning Leader" veröffentlicht worden. Er lautet: „Aus der Entwickelung der Ereignisse in der Welt sehen wir, daß Osten und Westen sich feindlich gegenüberstehen und daß Euer Majestät Reich und unseres die einzigen sind, die ihre Position bis jetzt bewahrt haben. Es ist nicht China allein, das die Begierde der fremden Mächte reizt, die ihre Kräfte an den östlichen Ländern erproben. Sollte China nicht standhalten können, so fürchten wir, daß auch die Position Ew. Majestät unhaltbar sein wird. Die Interessen der beiden Reiche sind daher miteinander eng verbunden, und wir hoffen, daß Ew. Majestät es möglich machen werden, für den Augenblick Fragen von geringerer Bedeutung außer acht zu lassen und mit uns gemeinsame Sache zur Verteidigung der gemeinsamen Interessen zu machen."

Ihotschwan vergolten, wenn auch die bekannten sogenannten „Hunnenbriefe“ der Soldaten allermeist Übertreibungen enthielten.

Nominell war bis zum Ende des Oktober Tschili pazifiziert. Kräftig unterstützt wurde Waldersee durch die Bemühungen Juanschikais, der im angrenzenden Schantung, dem Ursprungsgebiete der Rebellion, diese mit eiserner Faust zermalmte. Auch die Vizekönige Liukunji von Liangkiang, Tschantschitung von Lianghu, Sungfan von Jünkwe und Taomu (wie sein Vorgänger Lihungtschang) von Liangkwang hatten sofort beim Beginn der Bewegung zugegriffen und diese im Keime erstickt, so daß also die Mitte und der Süden Chinas von dem furchtbaren Aufruhr fast verschont blieb.

Feldmarschall Waldersee hatte es bei allem Nachdruck, den er auf seine Oberbefehlshaberwürde legte, verstanden, den Eigentümlichkeiten der einzelnen einander wildfremden Elemente seines Heeres Sorge zu tragen. Kleinere Reibereien unter den Kontingenten, Rangstreitigkeiten unter den Offizieren, Eifersüchteleien unter den Diplomaten kamen häufig vor; aber alles wurde beigelegt oder beschwichtigt. Auf diplomatischem Gebiete half Waldersee die Konvention zwischen Deutschland und England vom 16. Oktober vermitteln, welche die Integrität Chinas und die Politik der offenen Tür proklamierte, zugleich aber England das Jangtszekiang - Gebiet als Interessensphäre zuwies. Die anderen Mächte traten dem Beschlusse bei, doch antworteten die Amerikaner, die sich der Koalition von vornherein ungern angeschlossen hatten, und die Russen, die dem Hofe zu Singan freundlich erscheinen wollten, mit der Demobilisierung ihrer Truppen. Auch aus der Mantschurei zu gehen fiel indes den Russen nicht ein; vielmehr nötigten sie die Chinesen gegen Ende des Jahres, ihnen die militärische Verwaltung der Mantschurei zuzugestehen.

Der Hof von Singan war natürlich von diesem innern Zwist der Verbündeten unterrichtet und begann Mut zu fassen. Nunmehr kam es ihm gar nicht mehr darauf an, die Einleitung der Verhandlungen zu beschleunigen; es schien vielmehr Hoffnung vorhanden, die Fremden würden noch mehr untereinander zerfallen. Ebenso versuchte der schlaue Lihungtschang sein Möglichstes, um Verhandlungen hinzuhalten. Er war am 18. September in Tientsin angekommen; am 6. Oktober brach er nach Peking auf, wiederholt Krankheit vorschützend. Am 18. Oktober reichte er gemeinsam mit Prinz Tsching eine Note ein, welche Friedensvorschläge enthielt, die nur der chinesische Überhochmut den Fremden anzubieten wagen durfte. Der Kaiserhof atmete auf. Auch die

Patrioten begannen sich wieder zu regen, und das reguläre Militär gehorchte vielfach nicht den — ja auch kaum ernstgemeinten — Befehlen von Singan aus. Zahlreiche sogenannte Strafexpeditionen nach allen Seiten hin wurden nötig. Da nahmen endlich die Gesandten die Sache energisch in die Hand; am 14. November formulierten sie ihre Ansichten, und nachdem sie übereingekommen waren, überreichten sie am 21. Dezember ihre Forderungen in einer gemeinsamen Note, die von den nun mit unbeschränkter Vollmacht versehenen beiden chinesischen Staatsmännern auf Grund eines kaiserlichen Edikts am 30. Dezember angenommen und am 14. Januar 1901 namens des Hofes unterzeichnet wurde.

Damit war der Friedenszustand der acht alliierten Mächte mit dem Reiche der Mitte offiziell anerkannt, wenn auch die Strafexpeditionen noch bis in den April hinein dauerten.

XVI. Der Beginn der Modernisierung Chinas.

Harte Friedensbedingungen. — Ausführung der Bedingungen; Hinrichtungen, Verbannungen und Degradationen. — Befestigung der Gesandtschaften in Peking. — Erfüllung der übrigen Bedingungen; definitiver Friede. — Lihungtschangs Ausgang. — Rückkehr des Hofes nach Peking. — Großkanzler Junglu; sein Tod. — Neuer Reichsrat. — Gutes Verhältnis des Hofes zu den Fremden. — Aufstände in Südchina. — Beginn der Reformen; Studienreisen der Chinesen. — Reformen im Schulwesen. — Reformen im Heerwesen. — Reformen im Verkehrswesen. — Umschwung in der Presse.

Die Friedensbedingungen waren hart, aber gerecht. 1. Zur Sühne des an Ketteler begangenen Mordes wird ein kaiserlicher Prinz abgeordnet, das Bedauern über die Tat dem Deutschen Kaiser kundzugeben. Für Ketteler wird an der Stelle, wo er ermordet wurde, öffentlich und feierlich ein Denkmal enthüllt. 2. Der Prinz von Twan und der Herzog von Lan werden auf lebenslang verbannt, der General Tungfuhsiang wird degradiert. Die andern noch lebenden Anstifter des Aufstandes (s. u.) werden zum Tode, die bereits verstorbenen, die Großsekretäre, Staatsräte und Minister Kangji, Hsütung und Lipingheng, zur nachträglichen Degradation verurteilt.[1]) Die fremdenfreundlichen, ein Jahr vorher hingerichteten Würdenträger, der Minister Lischan und die Staatsräte Hsüjungi, Hsütschingtscheng und Juantschang, werden

1) Diese böse Trias ist jedenfalls nicht natürlich aus der Welt geschieden. Allem Anschein nach ist freiwillige oder geforderte Selbstentleibung bereits zu Taijuan erfolgt.

nachträglich rehabilitiert. Alle öffentlichen Prüfungen in den Städten, wo Christen ermordet wurden. werden auf fünf Jahre eingestellt. 3. Ein Gesandter wird dem Kaiser von Japan das Bedauern über die Ermordung des japanischen Gesandtschaftskanzlers Sugijama aussprechen. 4. Auf den Kirchhöfen werden Sühnedenkmale für die ermordeten Christen errichtet. 5. Die Waffen- und Munitionseinfuhr nach China wird auf zwei Jahre verboten. 6. China zahlt an die verbündeten Mächte eine noch der Höhe nach festzusetzende Kriegskostenentschädigung. 7. Das Gesandtschaftsviertel in Peking wird befestigt. 8. Die Taku-Befestigungen werden geschleift. 9. Die Verbindungen nach Peking hin bleiben vorerst militärisch besetzt. 10. Durch Edikt wird die Mitgliedschaft am Bunde Ihotschwan untersagt; die schuldigen Beamten werden entlassen und nie wieder angestellt. 11. Die Handelsverträge werden abgeändert. 12. Das Tsunglijamen wird in ein auswärtiges Ministerium umgewandelt. Das Zeremoniell beim Empfange der fremden Gesandten wird abgeändert.

Die Machthaber in Singan krümmten und wanden sich. Bereits im November von 1900 hatte die Kaiserin-Regentin Junglu zu ihrem ausschließlichen Ratgeber gewählt, der sein früheres zweideutiges Benehmen gegen die Fremden nunmehr durch verdoppelten scheinbaren Eifer für diese wieder gut zu machen suchte. Aber der ehrgeizige Mann arbeitete, im Grunde genommen, nur für sich.[1]) Zur Hand blieb ihm der ehemals ebenso zweideutige Stadtpräfekt von Peking, Tschungli, der zum Großsekretär des Einnahmeamtes ernannt wurde. Prinz Twan und der Herzog von Lan flüchteten; Tungfuhsiang trotzte an der Spitze seiner 14 000 Mann dem Hofe noch eine Zeitlang; dann zog er sich langsam in seine Heimatprovinz Kansu zurück. Mit den Bestrafungen zögerte man. Feldmarschall Waldersee schlug zwar das abenteuerliche An-

1) Junglu war ein Vetter (oder Neffe?) der Kaiserin-Regentin, um 1840 geboren. Er trat früh in den Staatsdienst, wurde, noch nicht 30 Jahre alt, Ministerialsekretär, blieb dann aber fast zwei Jahrzehnte lang vergessen. Erst 1888 gelang es ihm, der unterdes zum Militär übergegangen war, sich bemerklich zu machen; er wurde General in Futschou, dann Bannergeneral in Schansi. Nach dem japanischen Kriege wurde er 1895 ins Tsunglijamen berufen und trat hier mit Kangji und Prinz Kung den Reformern entgegen, die deshalb 1898 seine Entfernung beschlossen. Er aber, gestützt auf 50000 Mann Truppen, half den Staatsstreich ins Werk setzen. Die Kaiserin ernannte ihn dafür zum Generalissimus des chinesischen Heeres. Während der Wirren von 1900 war seine Haltung zweideutig, wie wir gesehen haben; er nahm, als es schief ging, „aus Krankheitsrücksichten“ Urlaub, wurde aber nur schwer entbehrt und deshalb bald wieder berufen.

erbieten des schneidigen Distanzreiters Major von Reitzenstein, mit ein paar hundert Kavalleristen den Hof in Singan aufzuheben, ab; aber er drohte mit einem Feldzuge nach Schensi mit ganzer Macht, — den er wohl kaum ausgeführt hätte. Es half; die Furcht ergriff die Kaiserin und die, welche um sie waren, Junglu voran.

Am 1. Februar 1901 wurde durch Edikt die Mitgliedschaft einer fremdenfeindlichen Sekte bei Todesstrafe verboten; am 13. fand die Rehabilitation der hingerichteten Fremdenfreunde statt; am 20. wurde die Verbannung Twans, Lans und die Degradation Tungfuhsiangs sowie der verstorbenen drei Patriotenbegünstiger verkündet. In der letzten Februarwoche wurde dann das Todesurteil an den hohen Würdenträgern vollstreckt. Der Prinz von Tschwang, die Staatsräte Jinglien und Tschaotschutschiao wurden zum Selbstmord verurteilt, den sie auch vollzogen. Die Staatsräte Hsütschengju und Tschihsiu und der Exgouverneur Jühsien, der „Vater der Patrioten", wurden, jene zu Peking, dieser zu Lantschou, hingerichtet.

Daran reihten sich noch die Degradation Tsailans, des Bruders von Twan, und Tsaijings, Prinzen von Tschung, zweiten Sohnes des Prinzen Kung; an des letzteren Stelle wurde des Kaisers jüngerer Bruder Prinz Tsaitao adoptiert. Zum Vizekönig der beiden Kiang war, nach Berufung Lutschwanglins als Staatsrat, Liukunji wieder eingesetzt worden.[1]) Tschangtschitung hatte sich während der Unruhen behauptet, wenn er auch wegen seines Protestes gegen die Erhöhung Junglus zeitweise in Ungnade gefallen war. Diese drei Männer vereinigten sich nun, um mit dem Rebellenunwesen, das ja auch der öffentlichen Ordnung zuwiderlief, gründlich aufzuräumen, was ihnen schließlich ein öffentliches Lob der Regierung eintrug.

Der Muslim Tungfuhsiang war endlich unter großen Schwierigkeiten gebeugt worden. Zwar hatte der gewaltige Kriegsfürst sein Heer entlassen und sich zu seinen Weibern und Schätzen nach Ninghsia, der 100 000 Einwohner zählenden Hauptstadt von Kansu, begeben. Als aber Junglu versuchte, nun, nachdem Tungfuhsiang waffenlos war, diesem die Urheberschaft am Staatsstreiche und

1) Liukunji, geboren um 1832, chinesischer Abkunft (aus Hunan), war bereits 1879—82 Vizekönig in Nanking, lebte von da an bis 1890 zurückgezogen, wurde aber dann wieder auf seine alte Stelle berufen. Nach der Niederlage Chinas durch Japan übernahm er 1895 den Oberbefehl über das chinesische Heer zu Schanhaikwan; doch kam es zu keinem Kampfe mehr. Er war einer der tatkräftigsten, patriotischsten Männer, die China hatte.

an der Patrioten-Rebellion zuzuschieben, wehrte sich der also Beschuldigte in einem „Offenen Briefe“ in der in Tientsin erscheinenden Zeitung „Jehjehsinwin“, worin er den Spieß umdrehte und Junglu derart belastete, daß dieser den gefährlichen Mann fortab in Ruhe ließ. Lihungtschang und Junglu veranlaßten den Hofbefehl vom 7. März, wonach alle Edikte, die zwischen dem 20. Juni und 14. August des vorigen Jahres ergangen waren, einer Revision auf ihre „Echtheit“ unterzogen wurden; ein scheinheiliges Manöver, das keinen ethischen Wert besaß.

Die Alliierten arbeiteten unterdes wacker an der Wiederherstellung dessen, was die Patrioten vernichtet hatten. Die Eisenbahn Peking-Tientsin wurde im Dezember, die Strecken Peking-Paoting und Peking-Schanhaikwan wurden Ende Februars dem Verkehre wieder übergeben. Mächtig wurde am Wiederaufbau, der Erweiterung und Befestigung der Gesandtschaften in Peking gearbeitet. Kasernen und Proviantháuser entstanden dabei; ein breiter Wall und Graben, ein Glacis, das von chinesischen Häusern rasiert wurde, schützte die neue Fremdenzwingburg und schloß sie nach außen ab. Aus seinem Palaste auf dem Kohlenhügel sollte fortan der Sohn des Himmels die Truppen der „Barbaren“ auf den Kasernenhöfen exerzieren und paradieren sehen können. Die Eisenbahn, die vorher ihre Endstation vor der Ringmauer hatte, wurde durch einen Tunnel in dieser zwischen den Toren Hatamen und Tschienmen bis zur Kaiserlichen Stadt fortgeführt. Allmählich richteten dann auch die Einwohner ihre zerstörten Hütten und Häuser wieder auf. Fast hätte ein Unglücksfall dem Grafen Waldersee das Leben gekostet. Am 17. April nachts brach im Kaiserpalaste Feuer aus, und ein Teil von diesem ging mit unschätzbaren Kostbarkeiten und architektonischen Schönheiten zugrunde. Der Stabschef, Generalmajor von Groß und Schwarzhoff, kam in den Flammen um.

Am 11. Mai endlich wurde die Kriegsentschädigung auf 450 Millionen Tael, zahlbar in 39 Jahren, festgesetzt, dem am 20. der Hof beistimmte; am 23. Mai stimmten alle Mächte außer Amerika nach Revision der Verträge der Erhöhung der Einfuhrzölle zu. Zu Ende des Mai kehrten darauf die Kontingente der Verbündeten, auch der Oberbefehlshaber, heim; nur in Peking, Tientsin, Schanhaikwan und Schanghai blieben noch Besatzungen, bis im November von 1902 auch hier die Räumung begann.

Die Beziehungen des Hofes zu den Ausländern gestalteten sich nun besser. Durch Edikt vom 27. Juli wurde Prinz Tsching mit der Oberleitung und Reform des Tsunglijamen betraut, das unterm

7. September als Waiwupu (Ministerium des Auswärtigen) den sechs anderen Pu zur Seite gesetzt wurde. Prinz Tsching blieb Präses, Mitglieder wurden außerdem die Staatsräte Wangwenschao (Vizepräsident), Tschuhungtschi und zwei neue Männer: Hsutschoupeng und Lienfang, als Direktoren; 4 vortragende Räte und 43 Beamte vervollständigten die neue Einrichtung, durch welche China in die Reihe der Staaten mit den Einrichtungen der westlichen Diplomatie trat. Am 7. September fand dann auch die definitive Unterzeichnung des Friedensvertrages statt.

Unterdes hatte der Bruder des Kaisers, der vielgenannte „Sühneprinz“, Tsaifeng, Prinz von Tschun, zwanzig Jahre alt, sich auf den Weg nach Deutschland gemacht, von Tschangji, dem Generaldirektor der Bahnen und Bergwerke, dem General Jingtschang und anderem Gefolge begleitet. Am 4. September wurde er in Potsdam von Kaiser Wilhelm empfangen und nach der erfolgten Abbitte mit kaiserlichen Ehren behandelt. Etwas später, am 13. September, erschien der chinesische Spezialgesandte Natung vor dem Tenno in Tokio, um dort ebenfalls die Entschuldigungen seiner Regierung vorzubringen.

Nachdem dann am 9. September auch ein Edikt über die Reform der Prüfungen erschienen war, das zugleich die Aufnahme der abendländischen Geschichte, Wissenschaft und Industrielehre in den Lehrplan der Hochschulen befahl, und nachdem am 14. September der Britischen Gesandtschaft in Peking gegenüber ein Denkmal zur Sühne des Aufstandes errichtet worden war, zogen sich am 17. September die verbündeten Truppen zurück und chinesische besetzten die Verbotene Stadt wieder. Die übrigen Sühnedenkmäler wurden unter der Hand ebenfalls errichtet, und somit waren die Friedensbedingungen nun sämtlich erfüllt.

Lihungtschang, der große Chinese, der bei all diesen Maßnahmen wieder seine hohe geistige Bedeutung bewiesen hatte, sollte die Restauration nicht mehr lange überleben. Am 6. Novbr. 1901 starb er, 80 Jahre alt, die festeste Stütze des Reichs und der treueste Diener der Kaiserin - Regentin trotz vielfacher Anfeindungen und schwärzester Undanksbezeigungen, die ihm von vielen Seiten zuteil geworden waren. Unschätzbar bleiben seine Verdienste um China während vier Jahrzehnten, 1861—1901; mehr als einmal hat er es vom Untergange gerettet. Die dankbare Regentin hatte kurz vor seinem Tode das Patent der Ernennung zum Marquis ausgefertigt; sie übertrug ihr Wohlwollen — sie persönlich hatte es ihm immer bewahrt — auf seinen ältesten Sohn, den sie an des Vaters Statt zum erblichen Marquis erhob.

An Lis Stelle als Großkanzler im Großsekretariat trat Junglu, als Vizekönig von Tschili Juanschikai; an dessen Stelle als Gouverneur von Schantung wurde der tatkräftige Tschoufu ernannt.

Am 6. Oktober machte sich dann auch der Hof von Singan auf zur Rückkehr nach Peking; ganz langsam ging die Reise vor sich, um recht langen Zwischenraum zwischen der Vergangenheit zu lassen; erst am 7. Januar 1902 kam man in der Reichshauptstadt an. Unterwegs hatte die Kaiserin-Regentin das Attentat eines Verrückten zu bestehen, das sie indes körperlich nicht verletzte, aber auch manches Ärgernis in ihrer Familie zu verzeichnen. Der Taako Putschun, ein frühreifer Bengel, betrug sich in Singan oft recht ungebärdig, so daß ihm die Regentin einmal selbst vierzig Hiebe mit der Peitsche appliziert haben soll. Schließlich stellte es sich heraus, daß er die zweithöchste Konkubine des Kaisers, die Tschienfei (s. S. 87), geschwängert hatte.[1]) Das ging der alten Kaiserin, die trotz allem noch ein gewisses Faible für den Burschen gehabt zu haben scheint, doch wider den Strich. Die leichtfertige Konkubine wurde ersäuft und an ihre Stelle ihre Schwester, die Tschingfei, erhoben. Der Taako Putschun aber wurde durch Edikt vom 30. November als Mitglied der Twan-Sippe seiner Würde für verlustig erklärt und zum Herzog degradiert. An seiner Stelle wurde anfangs 1902 der Prinz Pulun (geb. 1874), Adoptivenkel Iweis, Prinzen von Pitschi, ältesten Bruders des Kaisers Hienfung, erwählt. Bei dieser Handlung war Junglus Rat vornehmlich beteiligt; er veranlaßte bald nachher die Heirat einer seiner Nichten mit dem neuen Taako; im Herbste von 1902 vermählte sich sogar eine Tochter von ihm mit dem Bruder des Kaisers, dem Prinzen Tschun, so daß Junglu nun auch durch die Bande des Blutes mit der Kaiserfamilie verbunden war. Er wurde allgemein als der „starke" und der „kommende Mann" Chinas angesehen, besonders als er das Edikt vom 19. Juni 1902 durchgesetzt hatte, durch welches alle Prinzen, die irgendwie an den Unruhen beteiligt gewesen waren, für erbfolgeunberechtigt erklärt wurden. Dem Prinzen Twan wurde jede Rehabilitation abgeschnitten dadurch, daß der Bruder des Kaisers, Tsaihsun, zum Prinzen von Twan ernannt wurde.

Junglu unterhielt ein gutes Einvernehmen mit den fünf einflußreichsten Vizekönigen Juanschikai (Tschili), Liukunji (Liangkiang), Tschangtschitung (Lianghu), Weikwangtao (Jünkwe) und

1) Andere sagen die Östliche Kaiserin; die an ihrer Stelle erhobene Schwester wäre dann bisher 1. Konkubine gewesen.

Taomu (Liangkwang), die sämtlich fremdenfreundlich waren. Liukunji starb 1902, und nach einem Interregnum wurde an seine Stelle Weikwangtao ernannt.[1]) Junglus Zusammenwirken mit diesen Männern war es zu verdanken, daß den Fremden keine Schwierigkeiten mehr in den Weg gelegt wurden. Als im Februar von 1903 die Zensoren, wie alle 3 Jahre üblich, zum ersten Male nach dem Unglücksjahre die Beamtenbelobungen im Reichsanzeiger veröffentlichten, wurden zur Verwunderung von Aus- und Inländern lauter Fremdenfreunde in der Liste vermerkt: Prinz Tsching, Junglu, die Staatsräte Lutschwanglin, Wangwenschao, Tschuhungtschi, die Vizekönige Juanschikai, Tschangtschitung und Tsantschunhswan (letzterer seit kurzem in Liangkwang) u. a.

Aber auch Junglu war kein langes Dasein mehr beschieden; er starb im April von 1903. An seine Stelle als Großkanzler trat Wangwenschao; Präsident des Staatsrates wurde Prinz Tsching. Der Staatsrat, die alte Kabinettsregierung, war noch unter Lihungtschang in ihrer Mitgliederzahl beschränkt, neben ihr aber ein Reichsrat (Tschengwutschu) gebildet worden, der als erweiterter Staatsrat zu betrachten ist. Präses ist Prinz Tsching, ferner gehören dazu der Großkanzler Wangwenschao, der Großsekretär Kungkan, die Staatsräte Lutschwanglin und Tschuhungtschi und die Vizekönige Juanschikai und Tschangtschitung. Der energische und reformfreundliche Vizekönig Juanschikai wurde zugleich zum Generalissimus des chinesischen Heeres ernannt. Mit diesen neuen Männern bekam die englisch-japanische Partei gegen die russische, die Lihungtschang und Junglu vertreten hatten, die Oberhand. Auch wurde durch den Tod Lihsienlings, des „kleinen Schusters" (s. S. 138), der zum größten Schmerze seiner hohen Gönnerin rasch dahinstarb, ein Hemmnis des Einflusses der Reformer beseitigt.

Äußerlich war das gute Verhältnis der mantschurischen Regierung zu den Auslandmächten bald wiederhergestellt. Eine neue Christenmetzelei zu Tschutschou in Tschekiang wurde blutig bestraft und gesühnt. Schon am 15. November 1901 schossen die Schiffe der Fremden zu Ehren des Geburtstags der Monarchin, die

2) Weikwangtao hatte unter Tsotsungtang (s. S. 132) gedient und Turkestan unterwerfen helfen. Er war erst Gouverneur von Tienschan, dann seit 1895 von Schensi geworden, wo er 1900 so für die Sicherheit der Regentin besorgt war. Rasch rückte er zum Vizekönig von Schenkan auf; nachher vertrat er den wegen seines Einwands gegen die Wiederberufung Junglus zeitweise abgesetzten Tschangtschitung, wurde dann Vizekönig von Jünkwe, hierauf von Liankiang. Er starb im Oktober von 1904.

noch kurz zuvor ihre bitter verfolgte Gegnerin gewesen war, Salut, erkannten somit deren rechtmäßige Regierung an. Kurz nach der Ankunft des Hofes in Peking, im Januar von 1902 wurden die fremden Gesandten von der Kaiserin und dem Kaiser zum ersten Male nach neuem, den westlichen Formen angepaßtem Zeremoniell empfangen. Hochmut und alte Etikette wurden beiseite gelassen, zugleich vom Hofe der Wunsch ausgedrückt, in näheren Verkehr mit der Fremdenkolonie zu treten. Dies geschah zum ersten Male im November desselben Jahres; die Gesandten, Militärattachés und Offiziere der Garnison wurden nebst ihren Damen in die wiederhergestellte Kaiserliche Stadt eingeladen, vom Hofe sehr liebenswürdig aufgenommen und vom Prinzen Tsching zum Frühstück befohlen, woran sich eine Lustfahrt über die Teiche und ein Spaziergang durch die Haine schlossen. Seitdem sah die Regentin die Damen öfter bei sich, unterhielt sich längere oder kürzere Zeit mit ihnen durch Dolmetscherinnen, und ähnlich verfuhren die Prinzen mit den Herren. Den Töchtern des früheren Gesandten in Paris, Joukeng, wurde von der Kaiserin sogar erlaubt, europäische Tracht anzulegen, in der sie auch vor ihr tanzten. Leider beklagte es der Pekinger Berichterstatter der Petersburger Zeitung, daß die Damen der Diplomaten beim Neujahrsempfang von 1903 die größere Freiheit der Bewegung zu plumpen Vertraulichkeiten benutzt, die Regentin durch ihre Lorgnons fixiert, ihr die Schultern getätschelt, ja ihr beim Essen Stücke Kuchen in den Mund gesteckt hätten usw. Den Kaiser hätten bei der Audienz einige Herren ungeniert photographiert. Nichtsdestoweniger blieb die Regentin den Ausländerinnen gewogen. Frl. Norton Wood, die als Begleiterin der Gemahlin Mr. Congers, des amerikanischen Gesandten in Peking, der Kaiserin mit vorgestellt wurde, nennt sie im „Century Magazine“ (Juli von 1904) eine liebenswürdige alte Dame mit tiefen, durchdringenden Augen und wohllautender Stimme. (Vgl. S. 160.)

So sehr die Regierung den Fremden Konzessionen machte, so unerbittlich blieb sie den aufständischen Reformern gegenüber. Sunjatsen hatte im Oktober von 1900 unterstützt von der Sekte „Sanhohwui“ (Dreifaltigkeitsbund) in Südchina einen Aufstand in die Wege geleitet, der aber durch Lihungtschangs Nachfolger Taomu unterdrückt wurde. Um dieselbe Zeit erstickte Tschangtschitung die Rebellion des „Tszelihwui“ (Unabhängigkeitsbundes) zu Hankau unter Schentschien. Im Jahre 1902 brach eine andere Empörung in Kwangsi aus und verbreitete sich bis nach Hunan hinein. An der Spitze des „Santienhwui“ genannten

Bundes stand Hunglin, ein Verwandter des früheren Taiping-Kaisers Hungtsiutschwen (Tienwang); sie ist heute noch nicht unterdrückt. Man behauptet, die Bewegung sei auch christenfeindlich. Dann hätte sie mit den Taiping, deren Wiederaufleben der Verfasser dieses schon 1900 voraussehen zu können glaubte, nichts zu tun; aber jene Angabe kann sehr wohl Vermutung oder Verdrehung sein. Sehr verdacht wurde es der Kaiserin, daß sie 1903 den in ihre Gewalt geratenen Reformer Schentschien, der 3 Jahre zuvor in Hankau jenen Aufstand gegen sie erregt hatte, nach kurzem Prozeß, in dem er sich selbst für schuldig erklärte, zwei Stunden lang und somit zu Tode prügeln ließ.

Bei alledem sah die Regierung ein, daß Reformen nötig waren. Daß die alte konfuzianische, rückschrittliche und einseitige Bildung der westlichen nicht gewachsen sei, hat man endlich erkannt. Die Vernichtung der Hanlin durch die eigenen Leute sah man als einen göttlichen Fingerzeig an. An ihrer Stelle sollte eine moderne Universität entstehen; aber nicht die verhaßten Barbaren, sondern die verwandten Japaner sollten an ihr die Lehrmeister werden. Der Prinz Julangkung wurde — zum ersten Male — nach Tokio und anderen Städten des Inselreiches gesandt, um „Polizei- und Straßenwesen" zu studieren; mit ihm gingen viele vom Hofe und den Vizekönigen des Ostens abgesandte junge Literaten zu — anderem Studium hinüber. Drüben trafen sie eine Menge Anhänger der Reformpartei, die nach dem Staatsstreich nach Japan geflüchtet waren, an. Leangkitschao, einer von ihnen, hatte eine Zeitung „Tsingjipao" (jetzt „Sinmintsongtou") gegründet, in der er gegen die Regentin und die Camarilla arbeitete und für Montesquieu und Rousseau schwärmte. Als nun auch andere junge Chinesen freiwillig nach Tokio kamen, wurde dem chinesischen Gesandten Tsaikiun die Sache bedenklich, und er beschwor die Regierung nur „Gutgesinnte" zu senden, bezw. zur Reise zuzulassen. Die Studenten wußten aber seine Entfernung als eines Reaktionärs zu bewirken. Der Prinz Tsaitschen, Sohn des Prinzen von Tsching, zur Revision abgesandt, sorgte für Anstellung eines Generalinspektors der chinesischen Studenten in Japan; Wangtasie wurde dazu ausersehen. Bei einem Bankett zu Ehren des Prinzen im Dezember von 1902 waren nach dem „Bulletin de l'Ecole Française d'extrême Orient" über 500 Studenten aus China versammelt, die eine sehr patriotische Rede des Herrn begeistert aufnahmen.[1]) Seitdem

1) Die charakteristische Rede führen wir hier wörtlich an:
„Wir Chinesen sind alle, wie ich hoffe, Patrioten; ihr aber, die ihr glaubt, euer Wissen zu vermehren und so dem Vaterlande besser zu

bildete sich unter den Pekinger Universitätsprofessoren eine „Japanerpartei", die ein dauerndes geistiges Band mit den Kollegen in Tokio knüpfen wird. Kurze Zeit darauf wurden in Europa 320, in Amerika 554 studierende Chinesen gezählt, nachdem schließlich doch ein kaiserliches Edikt vom 6. Oktober 1902 auch Studienreisen ins außerjapanische Ausland gestattet hatte.

Die Errichtung reformierter Provinzhochschulen (etwa Gymnasien nach hinkendem Vergleich), durch Edikt vom Juni und September 1901 (s. v.) befohlen, begann im Sommer von 1902 zu Tsinan in Schantung, wo damals schon Tschoufu Gouverneur war. Auf der Anstalt befinden sich etwa 300 Schüler im Alter von 18 bis 30 Jahren, die in 13 Klassen geteilt sind und 4—6 Jahre Unterricht genießen sollen. Sie wurden als beste zwangsweise aus den Mandarinensöhnen der ganzen Provinz ausgesucht. Der Unterricht ist noch ein Gemisch von konfuzia-

---

dienen, die Heimat verlassen und euch von euren Lieben getrennt habt, verdient ob dieser Aufopferung besonderes Lob. Während meiner Reisen in der Fremde haben mich meine Beobachtungen der Menschen und Dinge zu der Erkenntnis geführt, daß der Geist der Lehren des Westens sich in einige Sätze zusammenfassen lasse, von denen mir die folgenden die hauptsächlichsten zu sein scheinen:

„Lerne dich selbst kennen; lerne andere kennen; nütze die Zeit; arbeite und dringe vorwärts."

Neues wird uns damit nicht gelehrt; es liegt auch darin nichts, was sich im Widerspruche mit den Lehren der Alten befände. Buddhismus, Islamismus, Christentum und Konfuzianismus beruhen alle auf derselben Grundlage und predigen:

„Kenne dich selbst, daß du besser werdest."

Der unsterbliche Ausspruch des weisen Konfuzius sollte dabei nie vergessen werden: „Betrübe dich nie darob, daß du nicht andern bekannt bist; betrübe dich, daß du nicht andere kennst." Die Quelle alles Erfolges sprudelt in unserer eigenen Brust. Wer an der Bildung seines eigenen Selbst arbeitet, dem bleibt der Lohn nicht versagt. Vor was sich der Mann zu hüten hat, ist, mit dem Strom der Zeit zu treiben. Der Mann muß trachten, der Führer seiner Zeit zu sein, nicht aber von ihr geführt zu werden; die Übel des Tages zu heilen, nicht ihnen zu unterliegen. Mengtsze sagte: „Dein guter Zweck sei dir heilig." Die Weltgeschichte zeigt, daß kein Mann einen großen Erfolg errungen hat, der nicht seine ganze Kraft eingesetzt hat, um sein Ziel zu erreichen und der sich dabei nicht von der Vernunft leiten ließ. Wer sich nur von seinen Leidenschaften leiten läßt, weicht vom Pfade der Vernunft ab und verfehlt sein Ziel. Was der Mensch pflegen muß, ist Großherzigkeit und Gleichmut. Unter den Weisen aller Zeiten hat es keinen einzigen gegeben, der die Pflicht versäumt hätte, von seinen Gaben Gebrauch zu machen. Es ist demütigend, sich andern gegenüber inferior zu fühlen, es ist aber noch weit demütigender, zu wissen, daß man von seinen angeborenen Gaben und der eigenen Energie nicht den gehörigen Gebrauch macht."

nisch literarischen und realen Fächern, in chinesischer, deutscher und englischer Sprache; die Ziele sind noch nicht hoch gesteckt, und die Christen bleiben einstweilen ausgeschlossen. In Taijuan in Schansi, wo um dieselbe Zeit eine Hochschule ins Leben trat, ist das anders. Diese wurde geradezu Sühnehochschule genannt, weil sie zur Sühne der in dieser Provinz massenhaft niedergemetzelten Christen mit einem Aufwande von 50 000 Tael (150 000 Mark) von der Regierung auf Betreiben der Missionare errichtet wurde; hier blieben die Christen nicht ausgeschlossen. Leiter ist der englische Missionar Dr. Richard; die Lehrer sind Engländer, Amerikaner und Chinesen (westlich gebildete); es besteht ein Doppelkurs, je bloß chinesisch und bloß westlich von je 3 Jahren; in den letztern werden nur chinesische Bakkalaureen aufgenommen. Diese Schule hat auch schon höhere Ziele. Über die anderen Provinzhochschulen sind wir weniger unterrichtet.

Auch dem Volksschulwesen wird bessere Pflege gewidmet, obwohl es eigentlich verhältnismäßig nie schlecht war. Vizekönig Juanschikai von Tschili stellte gleich 26 chinesische, von Amerikanern vorgebildete Lehrer an Volksschulen an, und errichtete überdies ein Lehrerseminar. Auch anderswo regte es sich.

Die Missionare gründeten fleißig Privatschulen; die von Bischof Anzer 1902 in Schantung zu Tsiningtschou und Jentschou errichteten deutsch-chinesischen, staatlich unterstützten werden vorzugsweise gern von Mandarinensöhnen besucht. Aber auch chinesische Privatschulen taten sich auf. Aus Paoting, der zweiten Hauptstadt von Tschili, ging 1902 der Pädagog Wujulun mit 16 Studenten nach Japan, um nach seiner Rückkehr ein Musterpensionat zu gründen. Auch Damen eröffneten Schulen für Mädchen. Um Schulbücher zu beschaffen, etablierte sich in Schanghai ein Übersetzungsbureau.

Im September von 1904 wurde gemeldet, daß englische und amerikanische Missionare in Peking eine medizinische Hochschule für Einheimische gründen wollen. Die Aufnahme soll ohne Unterschied der Konfession geschehen und der Doktorgrad nach fünfjährigem Kurse erworben werden. Die Regentin hat zu dem Unternehmen jährlich eine Summe gestiftet.

Überraschend war die Kunde, daß die öffentlichen Prüfungen, die 1903/04 stattfinden sollten, auf 1906/07 verschoben seien. Bekanntlich sollten nach dem Friedensvertrage die Prüfungen nur in den Städten, wo Christen ermordet worden waren, auf fünf Jahre sistiert werden. Die neue Maßregel scheint anzudeuten, daß man vielleicht ganz mit dem bisherigen System

der Prüfungen zu brechen gedenkt. Man will sie vielleicht nicht sofort aufheben, sondern sie nach und nach einschlafen lassen.

Die nämliche Aufmerksamkeit wandte man auf Drängen der Vizekönige im Jangtszetale der Umgestaltung des Heerwesens zu. Die erste Maßregel war, daß anfangs 1903 der Gouverneur Tschoufu von Schantung beauftragt wurde, die Truppen des Grünen Banners aufzulösen und sie durch eine modern geübte Gendarmerie zu ersetzen. Man wollte in der sichersten Provinz die Probe machen. Sie gelang. Als nun der Vizekönig von Tschili, Juanschikai, Generalissimus wurde, erhielt er den Befehl, die Bannertruppen auch seiner Provinz, d. h. also die größte Zahl dieses alten stehenden Heeres von etwa 120 000 Mann, aufzulösen, 3000 der besten Mannschaft aber als Kern eines künftigen Heeres auf europäische Weise ausbilden zu lassen. Er hat zu dieser Arbeit japanische Instruktoren kommen lassen. Somit wird die alte, übrigens längst nicht mehr rein mantschurische Prätorianertruppe verschwinden; sie scheidet nicht wie Strelizen und Janitscharen, sondern ruhig und ordnungsgemäß aus dem Dasein aus. Schon jetzt werden die Bannergenerale durch Kommandierende Generale ersetzt. Daneben haben die Vizekönige ihre Aufmerksamkeit auch der Reform der Provinzialtruppen zugewandt. Man dürfte gegenwärtig etwa 300 000 europäisch gebildete Truppen in China haben. Die Waffeneinfuhr war 1900—1903 verboten; aber die großen Satrapen in Nanking und Wutschau haben ihre Leute gefunden, die im Lande selbst Kanonengießereien und Hinterladergewehr-Fabriken, Munitions- und Pulverwerkstätten gründen, Arsenale und Depots anlegen. Einzig rückständig ist die Flotte; sie besteht zwar noch aus einem Nord- und Südgeschwader (Pejang und Nanjang); aber der japanische Krieg hat sie ihrer besten Schiffe beraubt, und Ersatz konnte aus Geldmangel noch nicht geschaffen werden. Es sind nur 10 größere Panzer vorhanden.

Neben den großen Vizekönigen ist besonders der schon erwähnte Gouverneur Tschoufu von Schantung[1]) ein fortschrittlich gesinnter Mann. Im Mai von 1904 wird von ihm berichtet, daß er in Tsinan neben der schon genannten Hochschule Institute für Offiziers- und Polizistenausbildung, eine Schule für Straßenbau-Architekten, alles mit deutschen Instruktoren, gegründet habe, sogar eine Poliklinik, der ein deutscher Marinearzt vorsteht. Tsinan hat Wasserleitung und elektrisches Licht; Gefängniswesen

1) Er ist jetzt Generalgouverneur in Nanking (seit Herbst von 1904, **s. w. h.**).

und Straßenreinigung sind geregelt worden. Nach Paoting ist eine Telephonleitung eingerichtet, und immer weiter schreitet die Kulturarbeit vor.

Auch die freiere Entwickelung des Handels und Verkehrs ist erreicht worden. Seitdem am 16. Oktober 1900 England mit Deutschland übereinkam, in China, dessen Integrität gewährleistet wurde, das „Prinzip der offenen Tür" walten zu lassen — die übrigen Mächte traten bei —, bahnte sich namentlich auf der großen Wasserhandelsstraße des Jangtszekiang ein allmählicher Umschwung an. Der Generalzollinspektor Sir R. Hart in Peking war, unterstützt von Liukunji und Tschantschitung, unermüdlich bei der Arbeit. Am 7. September 1902 wurde ein englisch-chinesischer Handelsvertrag durch Sir J. Mackey abgeschlossen, durch den 4 neue Häfen am Strome: Tschangscha, Ngankin, Waihsien und Waitschau den Fremden geöffnet wurden; außerdem erfolgte die Aufhebung sämtlicher Binnenzölle (Likin), wofür die Ein- und Ausfuhrzölle dergestalt erhöht wurden, daß sie den Ausfall deckten. Diesen großen Erfolg hat England ohne Mittun der anderen Mächte erreicht; zweifellos wird er auch ihm am meisten zugute kommen. Seit 1902 ist ein besonderes Handelsministerium eingerichtet, zu dem Tschangtschitung, Juanschikai, Lihaihwan und Wutingfang gehören. Die neue große Bahn, die Nord- und Südchina miteinander verbinden soll, Kanton-Hankou-Peking, ist von Kanton und von Peking aus bereits je 450 Kilometer vorgetrieben. Sie dürfte in 2 Jahren vollendet sein. Die Strecke Tientsin-Tschinkiang bauen englische, die Strecke Hankou-Kanton belgisch-amerikanische Unternehmer. Es sind schon Zweigstrecken geplant, von Peking zum Sommerpalast, von Kaupetien nach den Westlichen Kaisergräbern u. a. Auch Peking und Paoting werden verbunden; hier bauen Franzosen und Belgier. Seit 1902 besteht ein Ministerium der Eisenbahnen und Bergwerke, dem Wangwenschao und Tschuhungtschi vorstehen. Diesem sind die zwei Generaldirektionen zu Schanghai (Schenghsuanwei und Tschangji) und Wutschang (Tschangtschitung und Jülu) untergeben. Noch umfangreicher werden die Bahnbauten werden, wenn erst einmal, wie J. Flad sagt, die Fengschui (Geomantie) zerstört wird und der Aberglaube fällt, daß durch die Erschütterung der Erde seitens der Feuerwagen der Erddrache erweckt und wild gemacht werden könne. Neuerdings hat sogar das Automobil Einzug in China gehalten; Juanschikai hat der Regentin eine Anzahl Selbstfahrer geschenkt.

Bemerkenswert ist noch der Aufschwung der Presse im letzten Dezennium, der reichstreuen und der reformfreundlichen Blätter, die nur in einem, im Ausländerhaß, oder doch in der Fremdenfeindschaft übereinstimmen. Denn, wiederholt gesagt, die heutige Reformbewegung unterscheidet sich von jener der Taiping ganz enorm; diese war für Christentum und Fremde; heute will man von beiden nichts wissen. Wengtsching, eines der Reformhäupter, der von Singapur aus wirkt, hat offen erklärt: „Wir nutzen die Fremden aus, um sie dann zum Teufel zu jagen." Alle Arbeiter der Zeitungen vom Redakteur bis zum Setzer sind Chinesen, alle mehr oder minder literarisch gebildete Konfuzianer, also gute Stilkenner; die der fortschrittlichen Blätter sind natürlich für die modernen Ideen enthusiasmiert. Die Zeitungen erscheinen meist in den Seestädten (mehrere in Schanghai), wo die Berührung mit den Ausländern am lebhaftesten ist. Seit einem Jahre etwa wird eine bedeutsame Wandlung insofern konstatiert, als auch die reichstreuen Blätter nunmehr nicht mehr wie früher Lügen- und Phrasenberichte über die Reichsverhältnisse bringen, sondern die Zustände schildern, wie sie sind, objektiv, wenn auch kritiklos. Dagegen werden freilich über das Ausland oft noch wundersame Mären berichtet; doch auch das wird einmal aufhören.

Alles in allen: wir müßten blind sein, wollten wir nicht erkennen, daß das riesenhafte Reich der Mitte, der schwerfällige Koloß, sich zu rühren beginnt, nachdem es aus dem tausendjährigen Kulturschlafe aufgerüttelt worden ist.

XVII. Die äußere Ausbreitung der Chinesen und der innere Aufschwung Japans.

Übervölkerung Chinas; „Volksaderlässe". — Auswanderung. — Chinesierung von Indochina. — Kolonisierung von Formosa, der Philippinen und Sunda-Inseln. — Auswanderungsverbote; deren Aufhebung. — Sklavenhandel. — Kuli-Auswanderung. — Tschimin (Kaufleute und Händler). — Einfluß der Auswanderung. – Sicherung der Kuli. — Statistik der Chinesen im Auslande; Südostasien. — Australien. — Amerika. — Nordostasien, Europa, Afrika. — Japaner. — Wachsen der Bevölkerung und des Wohlstandes. — Verstärkung von Heer und Flotte. — Aufschwung des Bildungswesens. — Erweiterung des Verkehrswesens. — Blüte der Industrie und des Handels. — Aufhebung der Exterritorialität der Fremden. — Juijutsu-Prinzip.

Die Chinesen haben bis zum Beginn des 16. Jahrhunderts an eine ausgedehnte Auswanderung kaum gedacht. Die Auswanderung gen Westen, über die „1000 Berge" und „1000

Seen" mit den „Barbareninseln", erschien ihnen seit alters aus geologischen und klimatischen Gründen ausgeschlossen. Sie stellten sich das Land als kalt und unwirtlich vor; man bekomme dort, hieß es, die Schwindsucht, vor der sich der Chinese besonders fürchtet, da sie ihn schneller als den Weißen verzehrt. Auch südostwärts, über Hinterindien und Indonesien sind die Chinesen lange nicht hinausgekommen. Dann aber ist es anders geworden.

Kinderreichtum ist der erste Wunsch jedes Chinesen, der zweite der, daß er die Kinder ernähren kann. Denn je mehr Kinder mit ihm für die Ahnen beten und je mehr seinerzeit für ihn beten, desto mehr Segen hat er hier und drüben. Alle seine Kinder möglichst lange beisammenzuhalten, gilt als dritter Wunsch, damit die Gebetsmächtigkeit erhalten werde. Dadurch entsteht jene Anhäufung der Volksmassen, die Krankheiten und Teuerung im Gefolge hat; dadurch entstehen bei Mißernten die furchtbaren Hungersnöte, die ihre Epidemien im Gefolge haben und jene schrecklichen „Volksaderlässe", welche der große Lihungtschang als naturnotwendig bezeichnete, bewirken. So vernichtete die Hungersnot von 1810/11: 18 Millionen, die von 1846/49: 13 Millionen, die von 1878/79: 10 Millionen, die von 1889: 14 Millionen Menschen, und der Pesthauch, der von diesen Millionen faulender Kadaver nach Westen wehte, brachte den Europäern im letztgenannten Jahre die damals besonders böse Influenza herüber.

Da mußte wohl oder übel der Gedanke an eine wenn auch nur zeitweise freiwillige Verdünnung der Bevölkerung platzgreifen. Clane und Familien hielten Rat, und den Wanderlustigen wurde die Erlaubnis zum Auszug auf Erwerb in fremden Ländern erteilt. Füllt euch bei den fremden Teufeln ordentlich den Beutel und dann kehrt wieder, um eure Pflicht gegen Sippe und Ahnen zu erfüllen! Dies war die Ermahnung, die jeder Chinese, der in die Fremde zog, mitnahm und beherzigte. So begann die chinesische Auswanderung, über die besonders die Missionare E. Faber und H. Gottwaldt interessante Arbeiten geliefert haben. Wir folgen den Mitteilungen, gelangen aber später, unter Berücksichtigung anderer Gesichtspunkte, zu teilweise entgegengesetzten Ergebnissen.

Schihoangti, der große Kaiser (s. S. 27), war, wie wir wissen, der erste, der um 220 v. Chr. das Südmeer zur Grenze seiner Herrschaft machte. Bald darauf führte einer seiner Feldherren 500 000 Chinesen in die Gebiete am Roten Fluß (Songka), wo er den Vasallenstaat T o n g k i n g gründete, den China über 2000 Jahre festgehalten hat. Das war das erste Ausgreifen der Chinesen

über ihr eigentliches Herrschaftsgebiet hinaus; wir haben gehört, wie dann Millionen von Nachwanderern die hinterindische Halbinsel chinesierten. Als das längst vollzogen war, sahen die vier nun selbständig gewordenen indochinesischen Reiche Anam, Kambodscha, Siam und Barma immer noch nach dem Sohne des Himmels als ihrem angestammten Oberherrn und nahmen seine Untertanen auch ferner willig bei sich auf. Heute wohnen in Französisch-Indochina ca. 150 000, in Siam ca. 2 500 000, in Barma ca. 40 000 Vollblutchinesen; in Siam beherrschen sie das ganze wirtschaftliche Leben; um Politik kümmern sie sich jedoch nicht.

Die überseeische Ausbreitung ging zuerst über die Ponghu-(Pescadores)-Inseln nach Thaiwan (Formosa); Dschunken führten die Wanderer hinüber, welche rasch die Randgebiete der schönen Insel besiedelten. Von dort entwickelte sich unter der Ming-Dynastie bei günstigem Monsun ein lebhafter Dschunkenhandel nach den spanischen Philippinen und weiter. Um 1570 bestand bereits ein Chinesenviertel in Manila, und dann ließen sich die Einwanderer auch an anderen Punkten der Inseln nieder. Die Eingeborenen waren ihnen als rücksichtslosen Ausbeutern feind; anno 1603 erhoben sie sich, schlugen 25 000 Chinesen tot und verjagten die andern; aber diese kamen dennoch wieder. Dasselbe Schauspiel wiederholte sich 1662, 1709, 1820; die gelben Männer ließen sich nicht vertreiben. Nach Malakka kamen sie schon 1508, nach den Sunda-Inseln um dieselbe Zeit; 1520 waren sie bereits besonders stark auf Java vertreten. Überall schwangen sie sich rasch über die Malaien empor.

Nachdem die Mantschu 1644 China in Besitz genommen hatten, begann eine massenhafte Auswanderung ganzer Clane, namentlich aus Fukien und Kwangtung, jenen Provinzen, die immer gern eine Sonderstellung gegen Nordchina eingenommen hatten und damals (s. S. 61) in bloßem Vasallenverhältnis unter den großen Vizekönigen standen. Die Wanderung richtete sich zunächst erneuert nach Formosa, wo die Holländer vertrieben und der berüchtigte Seeräuberstaat (s. S. 61) begründet wurde. Kanghsi unterwarf die Insel und erließ ein scharfes Verbot gegen die Auswanderung; Jungtsching ergänzte dieses 1728 zu einem förmlichen Edikt, das jeden Auswanderer mit ewiger Verbannung und den Ergriffenen mit der Todesstrafe belegte. Nur Formosa war jetzt von den „Fremdenländern" ausgeschlossen. Dies Edikt tat seine Wirkung, bis 1842 die Tore des Reiches der Mitte erbrochen wurden. Da mußte das Auswanderungsverbot erneuert werden, so stark war der

Wandertrieb wieder in die Südchinesen gefahren. Damals schwoll bekanntlich das elende Fischerdorf Hongkong rasch zur Großstadt an. Der Friede von Peking, 1860, wollte zwar eine Änderung herbeiführen; allein die alten Bestimmungen blieben bestehen; ein Regelungsversuch unter Vermittelung der europäischen Seemächte, 1866, welcher die kontraktmäßige Auswanderung verbieten, die freiwillige dagegen gestatten wollte, hatte auch keinen besonderen Erfolg, ebensowenig die Erlasse von 1877, welche alle früheren Edikte und Abmachungen, also auch die von 1866, außer Kraft setzten. Nach wie vor hielten sich die Behörden an Jungtschings Edikt; denn dieses gestattete ihnen so recht, durch Bestechungen, Konfiskationen usw. sich zu bereichern. Aber endlich setzten reich und einflußreich gewordene Chinesen-Ausländer durch die Petition eines der Gesandten in Peking 1893 die förmliche Aufhebung des Edikts von 1728 durch. Die Auswanderung wurde unter Aufsicht und Schutz der Reichshandelskammern zu Hiamen (Amoy) in Fukien und Swatau in Kwangtung gestellt, die 1899 eröffnet wurden.

Die überseeische Auswanderung der Chinesen war nämlich eine dreifache gewesen: eine gezwungene, kontraktmäßige und freiwillige. Unter der gezwungenen verstehen wir den Sklavenhandel, der 1563—1875, also über 300 Jahre lang, mehr oder minder offenkundig von Macau (s. S. 102) aus betrieben wurde. Agenten, sogenannte Kompradores, vermittelten das lukrative Geschäft in Menschenfleisch. Sie ließen die Unglücklichen pressen, oder kauften sie auf Sklavenmärkten oder von den Mandarinen, die ihnen insgeheim Verbrecher und Seeräuber, Verschuldete und Mißliebige verschafften. Die lebendige Ware fand bei indischen Plantagenbesitzern leichten Absatz und verkam in der Fremde. Ebenso flott ging der Handel in Kindern und erwachsenen Mädchen, derer Verkauf in China ja gestattet ist; die armen Geschöpfe dienten dazu, die Lasterhöhlen, Spiel- und Opiumhöllen Macaos zu bevölkern. Bis zum Jahre 1875 sollen mehr als 500 000 Chinesen auf diese Weise „ausgeführt" worden sein; da verbot die portugiesische Regierung auf Veranlassung der englischen den unwürdigen Handel ausdrücklich.

Die kontraktmäßige und die freiwillige Auswanderung bewegten sich in anderen Bahnen; die erste suchte den Chinesen als Arbeiter, auf der andern suchte der Chinese sich Arbeit. Der Chinese geht mit Erlaubnis seines Clans meist als Kuli (Feldarbeiter) in die Fremde, weniger als Händler oder Kaufmann. Der Kuli verdingt sich gegen einen

jährlichen Lohn von meist 60—90, oft auch mehr, manchmal bis 300 Mark und Lebensunterhalt in Plantagen- und Feldbau- oder Handlangerdienst, zum größten Teil auf 3—5 Jahre. Bei seiner großen Genügsamkeit kommt er am Ende dieser Zeit mit 200—500 Mark Ersparnissen heim, die er in irgend einer Weise nutzbringend anlegt und womit er die Sippe, die Clanskasse und den Ahnenkult entsprechend unterstützt. Nur wenige verputzen ihr Geld in der Fremde; sie dürfen es denn auch nicht wagen wiederzukommen; der Clan würde sie ausstoßen. Frauen werden nicht mitgenommen; ihr Auswandern wird als Schande betrachtet. Derjenige Chinese, welcher die Zeit, die er im Auslande verbringt, unbeweibt nicht aushalten kann, schließt mit einer Eingeborenen eine Zeitehe ab, einerlei, ob er daheim verheiratet ist oder nicht. Diese Frau läßt er samt den Kindern, die allemal Chinesen werden, später einfach zurück. Umso schwunghafter ist dagegen noch immer der Handel mit Chinesenmädchen, die durch gewissenlose Agenten, namentlich von Kanton aus, rechtlich oder widerrechtlich, gekauft oder geraubt, ausgeführt werden. Sie wandern zum großen Teile nach Singapur, der größten chinesischen Kolonie im Auslande, und es ist trotz mancher tatkräftigen Aktionen nicht gelungen, diesen Handel zu unterdrücken.

Die freiwillig auswandernden Chinesen stellen das größte Kontingent der Händler und Kaufleute. Erstaunlich ist es, wie der Chinese aus dem Nichts sich zum Millionär emporarbeitet, Plantagenbesitzer, Großkaufmann, Bankier usw. wird. Der nüchterne Sinn und der praktische Geist des Konfuzianismus helfen ihm viel dazu. Der reich gewordene Chinese umgibt sich dann gern mit allem Luxus und tritt auch sonst prunkhaft auf. Seiner Nationalität entäußert er sich meist, wird Tschimin (Ausländer); er darf in China wie die Fremden nur in den Vertragshäfen wohnen und dort Geschäftshäuser gründen; reist er ins Innere, so muß er mit einem Passe versehen sein. Auch hätte man gern, daß sich die Tschimin durch die Tracht von den anderen Chinesen unterschieden; aber das wollen sie nicht; denn ein noch so prächtiges anderes Kleid soll den trotz seines Reichtums verachteten Kaufmann nicht kennzeichnen. Der Reiche spendet den Ahnen wacker; wenn er in dem Tempel der Heimat opfert, feiert der Clan mit und hat auch sonst manchen Vorteil vom „verlorenen Sohne".

Alle Chinesen aber im Auslande, reich oder arm, hoch oder nieder, sorgen dafür, daß sie in heimischer Erde, bei den Ihren begraben werden, und wenn alle Ersparnisse draufgehen. Für die Heimholung der Reste ganz Armer sorgt der Clan.

Man hat berechnet, daß in den Jahren 1876—1901 (also in einem Vierteljahrhundert) 4 850 000 Chinesen ausgewandert sind. Davon nimmt man weiter 8 Prozent Verstorbene und 4 000 000 Zurückgekehrte an; mithin wären im Auslande 462 000 Seßhafte verblieben. Es ist dabei zu bemerken, daß sich unter den in 1900 Ausgewanderten Tausende von verfolgten Chinesenchristen auch aus dem Norden befanden.

Diese Ab- und Zuströmung hat auf das wirtschaftliche Leben in China einen großen Einfluß; man rechnet, daß die fleißigen Männer jährlich zwischen 56 und 88 Millionen Mark Ersparnisse heimbringen. Allerdings ist man auch geneigt, den Rückgang der Teezucht in Fukien auf die starke Volksbewegung und Entführung der Arbeitskräfte zurückzuleiten. Doch auch die Ausländer profitieren indirekt von den Wanderungen; die notwendigen ausländischen Produkte, die der Chinese in der Ferne kennen gelernt hat, mag er daheim nicht mehr entbehren, und damit führt er sie zugleich in weiteren Kreisen ein. Ebenso bevorzugen die chinesischen Importhäuser ausländische Waren. Der Leser wird jetzt auch begreifen, warum die japanischen Kaufleute vorzugsweise Fukien zum Arbeitsfeld erkoren haben.

Die kontraktmäßige Verdingung des Kuli wies, trotzdem der letztere kein Sklave war, doch manche Übelstände auf: der Lohn war mitunter niedrig, die Ausbeutung arg, die Verpflegung elend. Schon der Schiffstransport ließ zu wünschen übrig. Als nun die englischen Dampfer die Beförderung der Kuli von Hongkong ab übernahmen, wurde zuerst 1855 in der „China Passengers Act“ ein Reglement über Zahl, Verpflegung und Behandlung der Auswanderer jedes Schiffes ausgegeben, und die übrigen Staaten folgten bald nach. Auch in der Überwachung der Erfüllung der Verpflichtungen der Arbeitgeber ist manche Besserung eingetreten. Seit 1887 führen die Niederländer ihre Kuli nur direkt ein; die Engländer haben die Einwanderung nach den Straits Settlements 1891/92 und 1902 gesetzlich geregelt. Außerdem sind in Singapur und Batavia Schutzkommissariate eingerichtet. Arbeiterschutzgesetze bestehen ebenfalls. Somit ist die Stellung der Kuli bedeutend gebessert, und auch die Löhne haben sich gehoben, wenn auch ein Tagelohn von 1 Mark immer noch hoch zu nennen ist. Dafür müssen die Kuli denn wiederum nach Verhältnis steuern, in Niederländisch-Indien durchschnittlich mehr als die Eingeborenen.

Betrachten wir nun noch kurz die Verteilung der auswärts lebenden Chinesen, außer der in Hinterindien, die uns schon bekannt ist.

Die malaiische Halbinsel ist sozusagen von chinesischen Kulis als Ackerbauern und Plantagenarbeitern ganz kolonisiert und kultivert worden. Der Zucker-, Kaffee- und Tabakbau steht allorts fast durchaus unter britischer Oberhoheit und Leitung. Sitz der Regierung und Haupthandelsplatz ist seit 1830 das mächtig emporstrebende Singapur, eine Kosmopolitenstadt wie Konstantinopel und Kanton mit all deren Vorzügen und Lastern. Sie zählt gegenwärtig etwa 230 000 Einwohner, wovon ca. 170 000 Chinesen (bei ca. 50 000 Malaien) sind; die seßhaften sind meist englisch nationalisiert. Alle größeren Etablissements der verschiedensten Art sind in ihrer Hand; fast den ganzen Handel haben sie monopolisiert. Zwei Drittel von Grund und Boden gehören ihnen. Der Wert der Ein- und Ausfuhr soll 1500 Millionen Mark betragen. In ganz Malakka werden etwa 1 Million Chinesen gezählt. Man fängt jetzt an, sie auch beim Bergbau zu verwenden.

Auf den Sunda-Inseln waren die Niederländer anfangs den Chinesen feind; sie sahen in ihnen Konkurrenten, beschränkten und bedrückten sie. Nach einem Aufstand, der von 1740 bis 1743 dauerte, wurde die Einwanderung durch Gesetze mehrmals ausdrücklich verboten; 1856 erst wurden diese Gesetze aufgehoben und nun im Gegenteil die Kuli-Einfuhr begünstigt. In ganz Niederländisch-Indien leben nunmehr etwa 650 000 Chinesen.

Auf Britisch-Borneo und in Sarawak zählt man etwa 60 000, in Hongkong 280 000, in Macau 75 000 Chinesen.

Auf den Philippinen mußte im Laufe des vergangenen Jahrhunderts die Duldung der Chinesen erfolgen; anno 1851 wurden sie mit den Eingeborenen gleichgestellt, da sie im Gegensatze zu diesen, die zu träge sind, die tüchtige Arbeitskraft repräsentieren. Ihre Zahl stieg rasch, so daß beim Beginn der Amerikanerherrschaft etwa 80 000 vorhanden waren. Die Einwanderung ist nun verboten, da man die Filipinos zur Arbeit zu erziehen hofft; die hohe Besteuerung der Chinesen aus spanischer Zeit ist geblieben.

Nach Australien wurden die ersten Kuli ausgeführt, als die Goldfelder dort entdeckt wurden, also um 1851; es waren ihrer 1868 schon 50 000 eingewandert. Sie kamen 1877 nach Queensland und 1881 auch in die übrigen Staaten. Die Commonwealth aber hat nunmehr die Einwanderung aller „Coloured" beschränkt und will nur noch solche zulassen, die eine europäische Sprache sprechen und schreiben können. Es sind deshalb auf dem Gebiet der Republik nur mehr etwa 30 000 Chinesen vorhanden. Dagegen

beginnt der Strom der Wanderer sich nun auch über Neuguinea nach Polynesien hin auszubreiten; eine genauere Statistik hier zu liefern, ist vorderhand nicht möglich. Auf Hawaii sollen 30 000 Chinesen leben.

Nach Amerika kamen die Kuli seit 1834, nach der Neger-Emanzipation, durch die Engländer, und nachdem sich die Indier als unbrauchbar erwiesen hatten. In Britisch-Guyana erschienen sie 1844, dann verbreiteten sie sich nach Westindien und Peru. Nach diesen Gebieten war namentlich der Sklavenhandel von Macau aus sehr schwunghaft. Das mittel- und südamerikanische Klima ist aber den Chinesen nicht günstig; die meisten sterben vorzeitig. Auf Cuba mögen sich heute 100 000, in Peru 40 000, in Britisch-Westindien 10 000, in Mexiko, Chile und Brasilien etwa 10 000 befinden.

Meist freiwillig geschah die Auswanderung nach Kalifornien, nachdem dort 1848 die Goldfelder entdeckt worden waren; 1852 waren schon 25 000 Chinesen vorhanden. Von da drangen sie weiter östlich. Seitdem ist der Strom ein stets hin- und herfließender geblieben zum größten Verdrusse der weißen Arbeiter, die unter der Konkurrenz mächtig litten und leiden. Bereits 1880 nahm sich daher die Union durch einen Vertrag mit China das Recht, die Einwanderung zu regeln, d. h. zu beschränken; die ersten Bestimmungen traten 1882 in Kraft; 1894 wurde die Einwanderung (außer von Gelehrten und Studenten) auf 10 Jahre direkt verboten. So wurden 1900 nur noch 90 000 Chinesen, davon 60 000 in Kalifornien, gezählt, und von den letzteren bevölkern wiederum die meisten die Chinesenstadt in San Francisco; sie stehen dort an der Spitze von Banken, Handels- und Schiffahrtsunternehmungen, besitzen eine Zeitung („Chinesische Tageszeitung") und haben sich zu einer „Gesellschaft zum Schutz der gelben Rasse" (Panhwangtschung) zusammengetan, die 100 000 Mitglieder in Amerika umfassen soll.

In Alaska leben 4000, in Canada, wo sie eine Kopfsteuer von 100 Dollar (!) zahlen müssen, 12 000; auch hier sollen schärfere Gesetze gegen sie angewendet werden.

Im ganzen mögen also in beiden Amerika etwa 270 000 Chinesen wohnen.

Im asiatischen Rußland, im Amurland, leben 30 bis 40 000, in Japan 8000, in Korea 4000; in Europa ist, von einer größeren Kolonie in Moskau abgesehen, ihre Zahl minimal. Bis jetzt, — sagen wir.

Seit 1904 beglückt der kurzsichtige englische Golddurst-Egoismus auch Südafrika mit der gelben Plage, und somit ist diese glücklich in allen Weltteilen vertreten.[1])

Die Expansionsbestrebungen, die beim Chinesenvolke eigentlich nur der Verbesserung der Lage des einzelnen dienen, haben im Gegensatze dazu das gelbe Brudervolk der Japaner in seiner Gesamtheit ergriffen. Hier wirken all die Umstände, die den Chinesen veranlassen, zusammen, und noch ein anderer, sehr wichtiger tritt hinzu.

Das emporstrebende japanische Volk zählt 46 Millionen; seine Insel wird ihm zu klein für den kriegerischen und friedlichen Tatendurst. Namentlich ersterem möchte es freien Lauf lassen, da es durch längere Friedenszeit zu verweichlichen fürchtet. Zur schönen Schogun-Zeit gab es die mannigfachste Gelegenheit zu Fehden und Raufereien, in denen namentlich der Samurai-Koller sich würdig austoben konnte. Irgendwer hat nachgewiesen, daß die Japaner zwar wachsen, aber daß ihre Wehrhaftigkeit, d. h. die körperliche Tüchtigkeit — jedenfalls infolge der verstärkten Tätigkeit in Fabriken — abnimmt; in 1902 sollen nur 44 Prozent zur Aushebung haben zugelassen werden können. Nichtsdestoweniger hält die Vermehrung des Volkes konstant an, sie beträgt jährlich etwa 400 000 Seelen.

Mit der Vermehrung der Bevölkerung hat nicht etwa der Wohlstand ab-, sondern eher zugenommen. Die Steuern brachten 1893 insgesamt 240 Millionen Mark, 1903 dagegen über 470 Millionen Mark; die Zölle wurden von 10 auf 34, die indirekten Steuern von 24 auf 110, die Grundsteuer von 25 auf 112 Prozent erhöht, ohne daß das Volk darüber besonders geklagt hätte. Die Einkünfte des Staates haben sich in zwanzig Jahren namentlich infolge des kolossalen Aufschwungs der Industrie (s. u.) verdreifacht. Die Staatsschuld betrug 1900: 1 200 000 000 Mark, so daß auf den Kopf durchschnittlich 25 Mark kamen. Es bestehen in Japan 2500 Banken mit einem Kapital von zusammen 640 Millionen Mark.

1) Wir lesen aber bereits in den Zeitungen, daß England in Südafrika schon schwere Not mit den eingeführten Chinesen hat. Die Kuli sind, besonders was die Art der Verpflegung und Behandlung sowie der Arbeit selbst angeht, sehr anspruchsvoll, vertragen sich schwer mit den Weißen und Schwarzen, meutern und streiken häufig. Sie wollen als Gentlemen betrachtet sein, und auch die Löhnung stellt sie vielfach nicht zufrieden. Das gelbe Element beginnt sich zu fühlen.

Einen großen Teil der Einkünfte und der außerordentlichen Aufwendungen haben die Japaner für militärische Zwecke zur Verfügung gestellt. Von 1888 bis 1896 sind nicht weniger als 372 Millionen, von 1896 bis 1903 gar 1 520 000 000 Mark dafür verwendet worden. Die militärische Ausbildung des Volkes, der „Franzosen des Ostens", hat die Welt in den chinesischen Kriegen, noch mehr aber im gegenwärtigen russischen in Staunen versetzt. Uns erscheint das nicht wunderbar, da in Japan fast jeder zweite Mann ein Samurai, d. h. geborener Kriegshandwerker ist. Die Japaner hatten zudem den Vorzug, daß sie ihre militärische Belehrung in den siebziger und achtziger Jahren direkt von den Moltkeschülern empfingen. Das Zentralerziehungsinstitut, die Kriegsschule zu Tokio, 1882 nach preußischem Muster mit dreijährigem Kursus und 150 Schülern errichtet, wurde 1885 durch Major (jetzt General) Meckel organisiert und von ihm bis 1889 geleitet; ihm folgten bis 1894 noch drei Deutsche, und dann hatten die Japaner genug gelernt, um sich einheimische Direktoren geben zu können. Generalstabsreisen und Kriegsspiele übten sie par force, und aus ersteren wurden bald Spionagefahrten in fremde Länder. Die Mantschurei und Korea kannten sie schon vor dem chinesischen Kriege wie ihre Hosentasche, und der Ritt des Majors (jetzt Generals) Fukuschima von Moskau bis Wladiwostok zu Anfang der neunziger Jahre ist auch kein bloßer Dauerritt gewesen. Bekannt ist, wie die Japaner nach dem ersten chinesischen Kriege alle Anstrengung machten, um die neuesten Verbesserungen kriegstechnischer Art bei sich einzuführen, wie sie namentlich ihre Flotte auf die Höhe der Zeit brachten. Das erste moderne japanische Kriegsschiff wurde 1866 in Amerika gebaut, darauf weitere in England; 1880 waren 12 vorhanden. Erst allmählich fügte man einige Kreuzer hinzu; doch war die in Frankreich und England gebaute Torpedobootflotille tüchtig. So zog Japan in den Krieg mit China, 1894, und besiegte dessen große Schlachtschiffe, denen es kein einziges entgegenstellen konnte, nur durch seine Schnellfeuergeschütze. Seit 1896 erfolgte dann die Flottenverstärkung planmäßig; 1901 waren schon 6 Schlachtschiffe, 7 Kreuzer I. und 9 Kreuzer II. Klasse, im ganzen (mit den alten) 208 Schiffe vorhanden. Ferner wurde ein eigenes Pulver, das Schimose (nach dem Erfinder, einem Chemieprofessor in Tokio so genannt), erfunden, das an Explosivkraft alle anderen bekannten derartigen Stoffe übertrifft. All das geschah ohne viel Geschrei, um gegebenenfalls den Feind unangenehm zu überraschen.

Die nämlichen Anstrengungen hat Japan gemacht, sein

Schulwesen erstklassig zu gestalten. Auch hier sind die Deutschen, insbesondere Preußen, seine Lehrmeister gewesen; wir haben dies schon in Kapitel XII gehört. Anno 1897 gab es in Japan 7 Millionen schulpflichtiger Kinder, von denen 4 700 000 geregelten Schulunterricht empfingen (gegen 4 200 000 in ganz Rußland). Bleibt also hier noch viel zu tun, namentlich im Mädchenunterrichte, so ist die Entwickelung doch mächtig vorgeschritten. Über den höheren Unterricht haben wir uns in genanntem Kapitel schon näher ausgelassen.[1])

Die Presse hat einen bedeutenden Aufschwung genommen. Schon 1878 gab es 260 Zeitungen und Zeitschriften mit einer Auflage von 28 Millionen; jetzt bestehen 2000 mit einer solchen von 100 Millionen. Die Tagesblätter umfassen davon den fünften Teil; in Tokio erscheinen allein 20, von denen das Ito-Organ „Nitschinitschi“ am angesehensten ist. Alles liest, sogar jeder Kuli, jeder Kurumaja, wenn er nicht mit seinem Rikscha läuft. In einem sind uns die Japaner sogar über; seit 1900 besteht in Tokio eine Journalistenschule; die „ersten Pinsel“, d. h. die besten Journalisten, sind sehr gesucht.

Das Verkehrswesen hat sich mächtig entwickelt. Die Post wurde bereits 1871 in großen Zügen organisiert, die Freimarke eingeführt, 1873 wurden einheitliche Taxen festgesetzt. Dann begann 1875 die regelmäßige Postdampferverbindung mit Schanghai u. a. O.; 1877 trat Japan dem Weltpostverein bei; seit 1882 verbinden Poststraßen alle Orte. Die Vereinigung des Post- und Telegraphendienstes erfolgte; 1892 wurde der Postpaketdienst im internen Verkehr, 1894 die Feldpost eingerichtet. Alles ist Deutschland abgesehen. Jetzt bestehen etwa 44 000 Postämter in Japan.

Die verschiedenen Kleinunternehmen im Schiffsdampferverkehr gingen schon 1885, bezw. 1896 in der großen „Nippon Jusan Kaischa“ (Japanische Dampfschiff-Gesellschaft) auf, die überall in den Häfen ihre Kaianlagen und Dampfer, in den großen auch gewaltige Reedcreien besitzt. Sie wird staatlich unterstützt und kann daher billig verfrachten. Die Segelflotte hat ihren Tonnengehalt in 12 Jahren (1891—1903) versechsfacht; der Außenhandel hat sich in derselben Zeit vervierfacht. Auch das Eisenbahnwesen hat einen mächtigen Aufschwung genommen. Während

1) Kürzlich wurde gemeldet, daß ein „Ältestenrat für Unterrichtszwecke“ eingesetzt worden sei, und daß man beabsichtige, ein europäisches Alphabet einzuführen. Das russische habe die meiste Aussicht. Sehr bezeichnend für die weiteren japanischen Pläne!

1872 bei Eröffnung der ersten Eisenbahn 130 Wagen vorhanden waren, wurden 1900 an 21000 gezählt. Die Schienenlänge hat sich in den Jahren 1890—1903 verdreifacht und zählt nunmehr über 10 000 Kilometer. Davon waren um 1900 etwa zwei Drittel Privat- und ein Drittel Staatsbahnen angehörig; doch gibt sich neuerdings das Bestreben der Verstaatlichung des gesamten Eisenbahnwesens immer stärker kund.

Die Industrie, die bis zum Sturze des Schogunats noch nicht allzu bedeutend war, nahm von da ab einen kräftigen Elan und nach dem chinesischen Kriege einen immensen Aufschwung, da sich damals die Maschinenarbeit voll eingebürgert hatte. Man zählte 1880 erst 20, jetzt 3200 metallurgische Werkstätten mit 3200, jetzt 380 000 Arbeitern, ferner 1880 erst 24, 1883 erst 83 Fabriken mit Maschinen. So schwer ließ sich der Japaner von der Handarbeit abbringen. Aber schon 1893 waren die Fabriken auf 1163, jetzt sind sie auf 7000 gestiegen. Die Eröffnung Chinas, die Begründung der großen Dampfschiffahrts-Gesellschaft schaffte den Produkten mächtigen Absatz; die japanischen Exporteure müssen damals förmlich aufgeatmet haben. Die Löhne blieben niedrig. In 1895 betrug der Lohn für männliche Arbeiter 0,72 bis 1,08 Mark, für Schneider europäischer Tracht 1,47 Mark pro Tag. Landwirtschaftliche Arbeiterinnen bekamen 0,38, Seidenwurmpflegerinnen 0,60 Mark Taglohn. Kinderarbeit wurde je nachdem mit 0,12—0,40 Mark gelohnt. Männliche Dienstboten bekamen mit voller Kost monatlich 6,30, weibliche 3,48 Mark. Diese Löhne sind durchschnittlich so geblieben. Man kommt bei der bekannten japanischen Genügsamkeit und bei der gänzlichen Abwesenheit des Alkoholismus damit aus. Sozialisten aber gibt es deshalb in Japan doch, und auch Ausstände kommen in größerer oder kleinerer Ausdehnung vor.

Eingeführt werden besonders Getreide, Petroleum, Roheisen, Baumwolle und Maschinen, ausgeführt werden meist Rohseide, Seidenstoffe, Reis, Tee, Kupfer, Kohle, Zündhölzer, Porzellan- und Lackwaren. Die höchste Einfuhr hat England; es verkauft jährlich für 250 Millionen und kauft für 105 Millionen Mark. Die Vereinigten Staaten verkaufen für 80 und kaufen für 100 Mill. Deutschland verkauft für 50 und kauft für 38, Frankreich verkauft für 20 und kauft für 40 Millionen Mark.

Die Fremden haben in Japan lange nicht mehr das Ansehen wie früher. Bestaunte man sie etwa ein Menschenalter lang, weil sie so viel mehr wußten, so achtet man sie nun in dem Maße weniger, als man sich selbst ihre Kenntnisse und Fertigkeiten an-

geeignet hat, ihr Nachtreter geworden ist. Denn das muß bei allem Fortschritt der Japaner beachtet werden: sie sind keine selbständigen Verarbeiter, sondern nur peinlich geschickte Nachahmer geworden und geblieben. Der Japaner meint aber, er sei nicht nur geistig so selbständig wie der Arier, sondern diesem sogar über. Darum war die Exterritorialität der Arier den Japanern ein Dorn im Auge, ein Pfahl im Fleische und sie ruhten nicht eher, als bis sie beseitigt war. Seit dem 4. August 1899 ist unter gleichzeitiger endlicher Revision der Handelsverträge der Ausländer den Landesgesetzen, den Steuer- und Untertanenpflichten unterworfen, wofür ihm anderseits alle Rechte des Staatsbürgers gewährt sind. Damit zugleich war der zehnjährige Kampf im Innern (1889—99) beschwichtigt, das Werk der Revolution vollendet. Durch die parlamentarische Verfassung, durch die Religionsfreiheit und durch die Gleichstellung aller Untertanen vor dem Gesetz war Japan äußerlich in eine Reihe mit den arischen Kulturstaaten getreten. Der offene Widerstand der Jingoes gegen die rassig und religiös Fremden war lahmgelegt; sie mußten diese als gleichberechtigte, wie -verpflichtete Mitbürger anerkennen. Aber von wie vielen behördlichen Schikanen wissen nicht fast alle Beamten, ferner Kaufleute, Fabrikanten, Bankiers u. a., die selbständige Unternehmungen im Lande beginnen wollen, zu berichten!

Die Regierung gibt sich freilich den Anschein, als ob sie den Fremden nach wie vor günstig sei, sie schätze und achte. Der Tenno hat der Einführung der abendländischen Kultur seine Macht zu verdanken; im übrigen regiert wie erwähnt der Rat der alten Männer, Marquis Ito und seine Gesippen aus der Revolutionszeit: eine Oligarchie mit volkstümlichen Regierungsformen und einem Scheinparlament, zu dem von 46 Millionen Untertanen 1 Million stimmberechtigt ist. Mögen die Wogen der Bewegung von da oder dort hochgehen, Ito und Konsorten kommen immer wieder obenauf; sie sind weder konservativ noch liberal, sie sind die Sippe, die sich die Herrschaft an sich wahren und Japan groß machen will. Und sie halten es noch nicht für an der Zeit, mit den Fremden gänzlich zu brechen. Sie verstehen eine andere Kunst und hoffen, sie die Japaner allgemach zu lehren.

Zu Tokio besteht eine „Halle unseres heiligen Landes“ (Zuihökwan); dort üben sich die jungen Japaner besserer Stände in dem eigenartigen athletischen Spiele, Juijutsu genannt, ein Wort, das für uns nicht gut übersetzbar ist. Die Kunst dieses Spiels besteht darin, durch Passivhaltung des eigenen Körpers den Geg-

ner dahin zu bringen, daß er sich selbst verletzt, verrenkt, verstaucht, die Knochen bricht. Dieses heimtückische Gebaren, sagt Lafcadio Hearn, ist charakteristisch auch für das politische und sonstige Verfahren der leitenden japanischen Kreise den Ausländern gegenüber. Sich keine Blöße geben, sich keinem Nachteil aussetzen, aber den andern anlocken, ausnutzen und abschleudern, wenn er sich verbraucht hat, das ist das Geheimnis alles japanischen Wesens, das sich aber allgemach den Fremden deutlicher offenbart.

XVIII. Der japanische Panmongolismus.

Neuer arischer Dreibund und Japaner. — Besserung des Verhältnisses zwischen China und Japan. — Andauernder Gegensatz von Russen und Japanern in Korea. — Friedliche Eroberung Fukiens durch die Japaner. — Japaner im Jangtsze-Gebiet, an den Höfen der Vizekönige und Gouverneure. — Panmongolische Verbindungen. — Panmongolische Dikta von Staatsmännern. — Hoffnung der Asiaten auf Japan. — Warnende europäische Stimmen. — Englisch-japanisches Bündnis.

Als 1894 die Japaner den Deckel der ostasiatischen Pandorabüchse Korea öffneten, da hat der Durchschnittspolitiker wohl kaum die große Gefahr dieser Handlung erfaßt; fast das ganze Ariertum war für die „Franzosen des Ostens“ enthusiasmiert. Im Verlaufe des Krieges aber wurde von der europäischen Diplomatie dessen Tragweite voll erkannt. Der neue arische (europäische) Dreibund bildete sich und zwang die Japaner auf ihre Inseln zurück.

Noch heute ist es dem Schreiber dieses eine Genugtuung, daß er es war, der in seiner Schrift „Der neue Mongolensturm“ zuerst auf die Gefahr der Bewegung, die sich im fernen Osten vorbereitete, aufmerksam machte, noch ehe der Friede von Schimonoseki geschlossen wurde; es kam so, wie er's voraussah. Nicht lange darauf erschien das bekannte, die Befürchtungen bestätigende Bild Kaiser Wilhelms: „Völker Europas, wahret eure heiligsten Güter!“

Es ist immer noch nicht völlig durchsichtig, ob die Japaner damals von vornherein so hochpolitische Absichten verfolgten. Wie wir schon hörten, ging es ihnen zunächst nur darum, Korea sich als Absatzgebiet zu erschließen und womöglich sich auch China zu öffnen. Aber der starke kriegerische Erfolg ließ die Hoffnungen der sanguinischen Insulaner unter der Hand höher anschwellen, und beim Frieden von Schimonoseki galt jedenfalls schon die

Losung: Asien den Asiaten, d. h. den Japanern, und diese Losung blieb fortan bestehen.

Umso schmerzlicher mußte das Eingreifen des Dreibunds die Eroberer enttäuschen. Aber sie gaben einstweilen nach, wohl wissend, daß sie einer europäischen Koalition nicht gewachsen wären. Doch ließen sie seitdem kein Mittel unbenutzt, ihre Kriegsmacht zu verstärken. Als dann Rußland sich in Port Arthur festsetzte, in demselben Port Arthur, das sie, die Japaner, zu ihrem eigenen Eingangstor ins Reich der Mitte zu machen gedacht hatten, da entstand eine geheime innere Aufregung im ganzen Lande, und der Samurai-Zorn drohte in hellen Flammen aufzuschlagen. Aber die Ito-Sippe beruhigte die Gemüter: Warten! Noch nicht! Rüsten! Nur die Taktik gegen China wurde geändert. Hatte der Japaner früher mit Verachtung auf den Chinesen herabgesehen und im Feldzuge von der Niedermetzelung der Flüchtenden wie von einem lustigen Schweinestechen (vgl. die Engländer bei Elandslaagte) gesprochen, so wurde nun John Chinaman plötzlich der liebe Bruder, dessen Freundschaft man suchte, wenn die Freundschaft auch jene des Wolfes für das Lamm bedeutete. Die chinesischen Reformer wurden von Japan unterstützt; es kam bekanntlich so weit, daß die beiden Kaiser ein Bündnis miteinander eingehen wollten. Da trat, wie wir wissen, der Staatsstreich dazwischen, der die Neuerungen Kwanghsus vereitelte, und damit fiel auch das japanisch-chinesische Bündnis ins Wasser. Und dann folgte die arisch-japanische Expedition, die noch einmal die Waffen der Insulaner gegen die Chinesen kehrte. Aber die Regierung zu Tokio wußte genau, warum sie den Kriegszug mitmachte. Zwar hatte sie Genugtuung wegen des ermordeten Legationskanzlers zu verlangen; aber der eigentliche Grund der Beteiligung war doch der, bei den Wirren, deren Verlauf man von vornherein nicht erkennen konnte, die Hand mit im Spiele zu haben. Und zum andern wollte Japan den Chinesen zeigen, daß es trotzdem als Freund komme. Daher das völlig veränderte Verhalten der japanischen Truppen gegen früher. Keine Ausschreitungen, Plünderungen, Roheiten, Unmenschlichkeiten fielen vor; vielmehr unterschied sich der Japaner von dem arischen Soldaten durch förmlich liebevolle Behandlung der Besiegten, und das stach bedeutend ab und machte die gelben Brüder bei den Chinesen außerordentlich beliebt. Unablässig behielt die japanische Diplomatie ihr Ziel im Auge: Bund mit China, mit den mongolischen Kontinentalen überhaupt; es war eine ähnliche Politik, wie sie Bismarck nach Königgrätz dem besiegten Öster-

reich gegenüber verfolgte. Mochten die Japaner im Siegesjubel 6 Jahre zuvor an eine baldige Eroberung und Unterwerfung des Reiches der Mitte gedacht haben, so schraubten sie ihre Erwartungen nun bloß etwas tiefer; es genügte ihnen schon die Präponderanz in einem mongolischen Bunde; aber der panmongolische Gedanke blieb ihnen der Stern von Bethlehem, und der geheime Haß gegen die Arier, namentlich die Russen, verstärkte sich nur noch mehr.

Der russische Einfluß war nach dem Frieden von 1901 in Korea wie in China sehr gewachsen. Man weiß, wie die Russen sich damals scheinbar als die Mäßigen zeigten; sie zogen ihre Truppen früher aus Tschili zurück, verhinderten wahrscheinlich sogar die äußersten Maßregeln gegen Prinz Twan und Konsorten; aber sie blieben in der Mantschurei. Lihungtschang und Junglu waren ihnen geneigt, und erst nach beider Tode kam die japanische Partei durch die Vizekönige Liukunji, Tschangtschitung und Juanschikai am Pekinger Hofe obenauf.[1]) Am Hofe zu Söul bekämpften sich Russen und Japaner, vertreten durch Jijongik und anderseits Jikontak und Lady Om, wieder aufs heftigste. Es gelang zu Ende von 1902, die Verbannung Jijongiks durchzusetzen, und obwohl er bald in die Gunst des Herrschers, der ihn nicht entbehren wollte, zurückkehrte, so konnte er doch nicht ver-

---

1) Natürlich ist die „Russenfreundschaft“ Lihungtschangs cum grano salis zu verstehen. Das zeigt ein Brief, den er am 30. September 1901 an Junglu schrieb, und den im Oktober von 1904 die „Times“ veröffentlichten. In diesem Brief sagt der große chinesische Staatsmann u. a., sehr viele Leute seien der Ansicht, daß die Mantschurei unter keinen Umständen den Russen überlassen werden dürfte, das seien aber Leute, die nicht in der Lage seien, die gegenwärtigen Verhältnisse zu verstehen, und die auch nicht die Zukunft verstehen könnten. Lasse man die Russen ruhig in der Mantschurei, so würde das den Chinesen am wenigsten schaden; denn es müsse in einem solchen Falle unbedingt an den Grenzen von Korea zwischen Rußland und Japan zu einem Konflikt kommen. Wenn dann die Japaner von den Russen geschlagen würden, dann würde es die Pflicht Chinas sein, den Russen zu helfen, die dadurch China großen Dank schuldig wären. Sie würden dann Korea für sich behalten und die Mantschurei an die Chinesen zurückgeben. Wenn aber anderseits die Russen nicht in der Lage sein sollten, den Japanern standzuhalten, dann könnten die Chinesen sich auf die Seite der Japaner stellen und diesen dann helfen, die Russen aus der Mantschurei hinauszutreiben. So werde China unter allen Umständen die Mantschurei zurückerhalten, ohne sich selbst irgendwelcher Gefahr auszusetzen. Unter den gegenwärtigen Verhältnissen dagegen würde es für die Chinesen nicht so leicht und so einfach sein, die Provinz zurückzuerhalten usw. Wie sehr richtig hat doch Lihungtschang die Verhältnisse beurteilt!

hindern, daß die Japaner allmählich den ganzen Handel, ja das gesamte Innenleben in Korea an sich rissen, bezw. beherrschten. (S. S. 164.) Allerdings war die allgemeine Stimmung den Japanern abhold, weil sie fort und fort die Koreaner nicht fein behandelten. Die angeborene Trägheit der letzteren — oder sollen wir erworbene sagen; denn früher hat, wie wir erfuhren, das Volk doch Chinesen wie Japanern oft genug wacker auf den Kopf geschlagen — hat sie den Japanern verächtlich gemacht; deshalb pufften und knufften diese die Peninsulaner, wo sie konnten. Die Erinnerung daran, daß doch die Koreaner einst die chinesische Kultur auf die Inseln hinüberbrachten, war verschwunden; nunmehr glaubten die Japaner, die Koreaner seien vielmehr ihnen zu Dank verpflichtet, da sie ihnen doch ihre, d. h. die im Abendlande geborgte Kultur bringen wollten.

Bedeutend schneller und weiter griff der Einfluß der Japaner in China um sich, wo sie sich bekanntlich die Provinz Fukien als Interessegebiet erkoren hatten. Der Grund ist erkennbar: sie liegt der japanischen Inselbrücke, die von den Kurilen bis zu den Pescadores reicht, am nächsten; sie ist, wie wir gehört haben, am meisten von Chinesen, die über See gelebt haben, bewohnt und ist fremder Kultur auch dadurch schon mehr zugänglich, weil durch die starke einheimische Ab- und Zuwanderung die eigene Kultur zurückgegangen ist. Nun haben hier die Japaner planmäßig eingesetzt, in den Seestädten große Etablissements gegründet, die bald mit ihren Agenten, Emissären, fliegenden Händlern die ganze Provinz überzogen, überall, auch im Innern, Niederlassungen gründeten und die Waren nicht aufdringlich, sondern spielend an den Mann brachten. So erzählt ein Missionar: Wenn der Europäer oder Amerikaner seine Produkte dem Chinesen empfiehlt, so geschieht das mit hohem Schall und pathetischer Reklame; der Japaner macht das anders. Z. B. zieht er beim Gespräche mit dem Chinesen seine Schachtel einheimischer Wachszündhölzer aus dem Paket, reibt eins an und zündet sich seine Zigarre an. Sofort wird die Neugier des Chinesen rege; er verlangt aus sich selbst den neuen Feuerzauber zu kaufen. Es ist das alte schlaue Verfahren, das Zu-sich-Heranziehen, ohne selbst etwas zu tun, was der Japaner so trefflich versteht.

Aber Fukien ist nur das Eingangsland zu den anderen chinesischen Provinzen; der Strom der japanischen Sendlinge hat sich bereits in das Jangtsze-Tal ergossen. Die Vizekönige von Nanking und Wutschau begünstigten sie und empfahlen sie ihren Kollegen weiter. Die Fremdlinge stellten ihnen militärische und zivile In-

struktoren; letztere aller Art und jeglichen Faches, sowie Handelsagenten sind an den Höfen der großen Satrapen, wie als Berater und Beisteher mittlerer Mandarinen zu finden. Missionar J. Flad bezeichnet das Ganze als eine förmliche japanische Überschwemmung; da auch hunderte der intelligenten Männer es schon in den Freihäfen im Innern wagen, Privatunternehmungen zu gründen oder Privatstellungen einzunehmen. Daß auch das Schulwesen dem japanischen Einflusse sich nicht mehr entziehen kann, beweist der Umstand, daß die Japaner in Schanghai ein von ihren Lehrern geleitetes Schullehrer-Seminar für Chinesen eingerichtet haben, das den Missionaren den Boden abzugewinnen sucht. Seitdem ferner Juanschikai, dessen erste Frau eine Japanerin ist, japanische Lehrer an chinesischen Schulen angestellt hat, sind seine Kollegen ihm darin überall gefolgt. Der Strom der Japaner geht schon stark den Jangtszekiang aufwärts, besonders seitdem es der „Nippon Jusan Kaischa“ (s. S. 206) im Mai von 1903 gelungen ist, die großen Dampfschiffreedereien der Firma G. Macbain auf dem Blauen Flusse zu erwerben. Die Japaner sind damit die Herren auf dieser gewaltigen Wasserstraße der Kultur ins Innere des Reiches der Mitte geworden. Ihre Ingenieure bauen die Bahn Hankou—Kanton; japanische Industrielle besitzen die großen Stahlwerke in Tschifu, die ihren Absatz bis tief nach China hinein haben, usw.

Durch Juanschikai, der als ständigen japanischen Militärattaché den General Jamana bei sich hat, u. a. sind die japanischen Offiziere rasch empfohlen worden. Sie drillen auch die Truppen und verwalten , wie wir schon hörten, die Arsenale der Vizekönige am Jangtszekiang und in Jünnan und Kweitschou. Durch Japaner ist die Pekinger Polizei reorganisiert worden und wird jetzt das Postwesen umgestaltet. Die Krankenhäuser in Peking stehen unter japanischen Ärzten. Eine chinesisch-japanische Bank soll daselbst begründet werden. Der japanischen Konsulate in China sind 16; anno 1900 befanden sich 2900, in 1902 schon 19 000 Japaner in den Freihäfen und 500 in Peking.

All diese leichten Erfolge, die ohne einen Schwertschlag erreicht wurden, müssen die Ansicht der Japaner bestärken, daß sie berufen sind, die Führer der mongolischen Rasse zu werden, um diese aufzurütteln, die Weltherrschaft zu erkämpfen. Nicht umsonst betonen sie immer wieder die Gemeinsamkeit der Anschauungen und der ursprünglichen Kulturformen in China und Japan.

Der Orientalist A. Ular hat auf die Tatsache hingewiesen, daß in Japan eine offenkundige Organisation der Mongolen-

bewegung besteht, die so tut, als habe sie eine Konzession der Auslandmächte erhalten. Die „Kongregation der Kultur des Ostens“ („Taodobunkai“, japanisch, „Tungwenhui“, chinesisisch), wie sie sich nennt, steht unter Leitung des Prinzen Konuje, des Bruders des Kaisers Mutzuhito; sie will Ostasien politisch, intellektuell und kommerziell einigen. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß diese Organisation in kurzer Zeit vollkommen sein und nach bestimmtem Plane erfolgreich arbeiten wird.

Neben diesen Bestrebungen her läuft die des wiedererwachenden Buddhismus, über die das „Bulletin de l'Ecole Française d'extrême Orient“ mehrfach interessante Angaben gemacht hat. In Japan hat sich nämlich ein „Buddhistischer Religionsreformbund“ („Schakuson Schosukwai“) gebildet, der sich die Rückkehr zum Urbuddhismus, d. h. der reinen Menschentumslehre des großen indischen Weisen zur Aufgabe gestellt hat. Die Oberbehörde bilden die 6 Groß-Superintendenten, die ihr Zentralquartier im Kemirdschi-Tempel zu Kioto haben. Sendlinge der gereinigten Lehre gehen von dort in alle Welt hinaus; das Hauptziel aber ist, die Chinesen der ersteren wiederzugewinnen und ferner, von Ceylon aus auch Indien zu reformieren. Zum ersten Mal erfuhr die Welt von dieser neuen Union, als diese zu Ende von 1900 ein Rundschreiben an alle Geistlichen der Welt erließ, darauf hinzuwirken, daß die Chinesen menschlicher behandelt würden. Der „Anmaßung“ christlicher Missionare, hinter denen der Konsul und dann die fremden Schiffe und Truppen ständen, wurde alle Schuld an den Wirren in China beigemessen. Die Geistlichen sollten, hieß es weiter, darauf hinwirken, daß alle Missionare 1. sich von allen Handlungen fernhielten, die mit der auswärtigen Politik des Landes zusammenhingen, 2. nichts unternähmen, was als Störung der sozialen Einrichtungen des Landes angesehen werde. Soviel Berechtigung diese Forderungen besitzen, man merkt doch das Tieferliegende heraus: Ihr Christenmissionare habt überhaupt aus den Buddhistenländern fortzubleiben.

Aber auch hochstehende japanische Staatsmänner machen aus ihren panmongolischen Gesinnungen kein Hehl. Anno 1896 bereits erklärte der Graf Okuma einem Ausfrager der „Frankfurter Zeitung“ gegenüber, die Japaner seien zu allem fähig. Im 20. Jahrhundert würde Japan sich mit den europäischen Mächten an der Teilung der Welt beteiligen. Die Japaner würden auswandern nach den Philippinen (damals noch spanisch), nach Sibirien und Australien. Auf dem Plateau von Hochasien und in den Ebenen Sibiriens würden sie gegen die Europäer, namentlich

gegen die Russen kämpfen. Allerdings werde bis dahin noch Zeit vergehen, denn Japan müsse erst alle seine Hilfsquellen entwickeln.

Noch früher, nachdem die Franzosen sich in Tongking festgesetzt hatten, schrieb der in England ausgebildete Baron Inagagi ein Buch „Japan und der Stille Ozean", 1887. Darin sagt er, die gelbe Rasse müsse sich vorsehen, daß ihr nicht das Schicksal der schwarzen widerfahre. (Afrika war kurz zuvor aufgeteilt worden.) Sie brauche sich die Anmaßung der Weißen nicht gefallen zu lassen; denn sie sei intelligenter als diese. China, Japan, Korea und Siam müßten sich zu einem festen Bunde zusammenschließen, — Japan sollte dabei natürlich die Führerschaft übernehmen. Die Herrschaft über Asien und den Stillen Ozean sei anzustreben. Bezeichnend ist es, daß die japanische Regierung diesen panmongolischen Vorkämpfer später zum Gesandten in Bangkok ernannte. Als solcher hat er es fertig gebracht, den König Tschulalongkorn von Siam ganz auf seine Seite zu ziehen, so daß dieser auch schon seit einiger Zeit anfängt, die westlichen Instruktoren durch japanische zu ersetzen.

Nach dem Beginn des russisch-japanischen Krieges ließ die „Patrie" den japanischen Botschafter in London, Vicomte Hajaschi, der bekanntlich den Ausbruch des genannten Krieges beschleunigt hat, ausfragen. Er erklärte rund heraus, Japan müsse sich ausdehnen, China ihm vor allem offen stehen. Die Japaner würden gegen jeden Front machen, der das zu tun wage, was Rußland tat. Unterläge Japan, so stünde China zur Hilfe auf; es strebe nach Befreiung, und Japan habe es schon so belehrt, daß es sich bald selbst werde helfen können.

Und wie denken die Chinesen selbst über ihre „Frage"? Der Niederländer H. Borel lernte bald nach dem chinesisch-japanischen Kriege die Volksstimmung als von Grund auf christenfeindlich kennen, während gegen Japan nicht entfernt eine solche Verbitterung bestand. Neuerdings hat sich dann, wie mehrfach bemerkt wurde, die Stimmung durch das gewinnende Verfahren der Japaner diesen vollauf günstig zugewandt. Der mächtige Tschangtschitung und der nicht minder angesehene Juanschikai sind, wie schon oft erwähnt, ausgesprochene Japanerfreunde und suchen allen Einfluß zugunsten der gelben Brüder aufzubieten und den Russen entgegenzuwirken. [1])

---

1) Auf dem XIII. Weltfriedenskongreß zu Boston war als Vertreterin der chinesischen Friedensfreunde Frau Dr. Kin anwesend. Sie sagte frei heraus

Daß auch die beiden Kaiser Kwanghsu und Mutzuhito in „brüderlichem“ Verhältnisse zueinander stehen, bezeugt der rege freundliche Briefwechsel zwischen ihnen, der im Dezember von 1903 stattfand. Unzweifelhaft sind Abmachungen für die Zukunft, nach einem japanischen Siege getroffen, vielleicht ist auch eine ostasiatische Monroe-Doktrin vorgesehen worden.

Daß aber die Aufmerksamkeit auch anderer asiatischer Völker auf die Vorgänge im Osten gelenkt wurde, beweisen die Abordnungen des Sultans und des Schach von Persien. Abd ul Hamid schickte bald nach dem Frieden zu Peking, im Sommer von 1901, eigens einen Gesandten, Enwer Pascha, nach China, als der russische Einfluß durch Lihungtschang und Junglu am Hofe zu Peking zu wachsen schien. Der Pascha sollte darauf hinwirken, daß die Muhamedaner in China, die sich durch die Behandlung Tungfuhsiangs verletzt fühlten, dem Kaiser und der Regierung nicht untreu würden. Allein die Stimmung der Muslime war dem nicht günstig. Bereits in Schanghai merkte Enwer Pascha dieses; er hörte, daß die Muhamedaner lieber dem Bogdokhan (Zaren) als dem Kaiser von China untertan sein wollten; deshalb begab er sich erst gar nicht weiter ins Innere, sondern fuhr nach Japan hinüber. Ohne Zweifel hat er hier mit den russenfeindlichen Diplomaten Fühlung genommen. Ebenso sind die Abgeordneten des Schach längere Zeit in Peking und Tokio verblieben, und auch hier wird das Thema: Asien den Asiaten wohl besprochen worden sein. Nehmen wir hierzu noch die überaus engen Beziehungen Siams zu Japan (s. S. 215), dann können wir wohl sagen, daß alle noch selbständigen Beherrscher asiatischer Gebiete — den Emir von Afghanistan und den Imam von Oman ausgeschlossen — nach Japan schauen und von dort das Heil der Wahrung ihrer Selbständigkeit erwarten. Wenigstens geht daraus hervor, daß diese Fürsten es herausfühlen, daß eine besonders innige Interessengemeinschaft zwischen China und Japan — wir fügen ohne weiteres auch Korea hinzu — besteht, und daß sie einen Bund zwischen diesen Reichen für bevorstehend halten.

All diese Vorzeichen, die sich zugunsten der aufstrebenden mongolischen Vormacht und gegen das Ariertum kundgeben, bleiben von der großen Menge der Gebildeten in Europa und Amerika fast unbeachtet; der Japanerdusel umfängt noch nach wie vor die Gemüter, und man verkennt die ungeheure Gefahr, die den Ariern

---

wörtlich: „Wir danken euch Europäern für das, was ihr uns an Kultur gegeben habt. Wenn ihr uns aber den Krieg bringen wollt, so danken wir euch auch, indem wir nämlich euern Spuren folgen und euch bekriegen.“

von den Gelben droht. Alle mahnenden Stimmen darüber verhallen wirkungslos. General von Hanneken warnte schon bald nach dem chinesisch-japanischen Kriege vor dem Japaner-Enthusiasmus und empfahl, sich mit China friedlich und freundlich zu stellen, die japanische Konkurrenz abzuhalten, überhaupt Japan energisch entgegenzutreten. M. v. Brandt hat nicht minder gegen die Überschwenglichkeit, mit der man Japans Leistungen bewunderte, protestiert. Graf G. v. Keyserlingk, E. v. Hesse-Wartegg, A. Ular, Professor A. Browne, F. Woas, Pfarrer K. Munzinger u. a., sie alle stimmen als Kenner der Japaner darin überein, daß diese keineswegs übermäßige Sympathie verdienen. Die großen Fortschritte, die Japan gemacht hat, werden dabei nicht verkannt, ebensowenig die beiden großen Eigenschaften der Insulaner, die Intelligenz und die Tapferkeit; aber daneben wird der unbändige Rassestolz und die ausschweifende Großmannssucht verurteilt, die das ganze Volk erfüllt. Die Europäer sind die Barbaren, die nunmehr von der japanischen Nation, der ersten der Welt, weit überholt sind. Die Japaner sind berufen dieser Welt den Stempel ihres Geistes aufzudrücken, alles zu japanisieren.

Die Behandlung der Arier in Japan selbst fängt, wie schon gesagt, an, unangenehm zu werden. Die Tageszeitungen veröffentlichen Brief auf Brief europäischer Kaufleute, die außer über die Schikanen der japanischen Behörden (s. S. 208) über den Betrug klagen, mit dem sie im Geschäftsverkehre zu kämpfen haben. Sie wagen kaum mehr, Japaner in ihrem Dienste zu verwenden, weil solche den Fremden gegenüber alles diesen Nachteilige für erlaubt halten. Aber trotzdem und alledem kann man die Sympathien für die „Franzosen des Ostens“ in Europa immer noch nicht bannen.

Eine Macht, eine weitgebietende arische Macht hat sogar noch einen Schritt weiter getan, sich mit bloßer Sympathie für die Japaner nicht begnügt. Am 30. Januar 1902 schloß England mit Japan ein Bündnis ab zur Wahrung der gemeinsamen Interessen; falls eine Macht von zwei Seiten angegriffen werden sollte, war die andere verpflichtet, ihr zu helfen.

Dies Bündnis entsprang der Burennot Englands in 1901. Letzteres befand sich damals wieder einmal, dank seiner untreuen und räuberischen Politik, in der bekannten „splendid isolation“. Mit allen Mächten des europäischen Kontinents hatte es das Spiel verdorben; trotzdem es Rußland in der Mantschurei freie Hand lassen mußte, traute es ihm Indiens wegen nicht. Die Not also gebar den unnatürlichen Bund eines arischen Volkes mit einem solchen

der gelben Rasse; England wollte nicht mehr allein stehen. Allerdings gingen die politischen Interessen beider Völker Hand in Hand, wenigstens für den Augenblick, und das ist bei England die Hauptsache; niemals hat ja die englische Opportunitätspolitik einen weiten Horizont gehabt. Sie ist eben Geschäftspolitik, die ihren momentanen Vorteil sucht und demgemäß ihre Bündnisse knüpft und löst. Die Engländer und die Japaner sind Insulaner; sie sind auf den Kontinent angewiesen. Ferner sehen beide ihren gemeinsamen Feind in den Russen, die Engländer in Afghanistan und Persien, die Japaner in Korea und der Mantschurei. Endlich betrachten beide China als Ausbeutungsfeld und möchten es sich gern allein sichern. Deshalb kam der Bund zustande, den der Schreiber dieses schon zwei Jahre früher prophezeite.[1])

Dadurch erst schwoll den Japanern so mächtig der Kamm; nun war es klar, was sie für die Welt bedeuteten: die größte arische See-Weltmacht verband sich mit ihnen; welche Stellung mußten sie da einnehmen! Das stachelte sie an, den erobernden Panmongolismus kriegerisch in Aktion zu setzen. Dai Nippon banzai![2]) wurde das Kampfgeschrei; sie überfielen die Russen im Vertrauen auf den Rückhalt an England. Aber sie werden gewahr werden, daß dieser Rückhalt versagt, wenn der Erfolg ihnen nicht vollkommen zuteil wird.

XIX. Der Zusammenstoß arischer und mongolischer Weltmacht.

Notwendigkeit des Vorgehens in Asien für die Russen. — Transsibirische Eisenbahn. — Bevölkerung Sibiriens; Kolonisation. — Balanzierung des russischen und japanischen Einflusses in Korea. — Besetzung der Mantschurei durch die Russen. — Verhältnisse in der Mantschurei. — Verhältnisse in Tibet; russisch-chinesisches Abkommen. — Dauernde Besetzung der Mantschurei. — Englisch-japanische Aktion gegen die Russen. — Japanisch-russischer Krieg. — Englische Expedition nach Tibet.

Die Russen haben wir bei der Besitznahme des Amur- und Ussuri-Landes 1858/60 verlassen und hernach, 1900, etwas vorausgreifend, als Besetzer der Mantschurei angetroffen. Zwischen den beiden, für Asien und Europa so bedeutungsvollen, um nicht zu

1) S. m. „Taiping-Revolution" S. 162, und „Rheinischer Kurier" 1900, Nr. 146, Aufsatz: Japan und England.

2) Das vielgebrauchte und -besprochene „Banzai" heißt, wörtlich übersetzt, „Zehntausend Jahre" (sc. möge er, sie, es leben).

sagen verhängnisvollen Jahren 1860 und 1900 liegt indes noch mancherlei Beachtenswertes, was nachzuholen ist.

Nachgewiesen wurde, daß Rußlands Bestreben in Asien notgedrungenerweise auf zweierlei hinausging: auf die Abwehr, bezw. Eindämmung des Nomadismus und auf die Gewinnung einer festen Basis am Stillen Ozean, ohne welche eine Kultivierung und Sicherung Sibiriens unmöglich ist.

Noch in seinem Werkchen „Der neue Mongolensturm“ hatte der Schreiber dieses auch andere Gründe des russischen Expansionsdranges angegeben. Der Triebstachel der Eroberungslust, sagte er, liege in dem Nomadentum einer großen Zahl der Untertanen des Russenreiches verborgen. Leben doch nicht weniger als 30 Millionen halbnomadische Kosaken und ganznomadische uraloaltaische und mongolische Steppenreiter in den weiten osteuropäischen, mittel- und nordasiatischen Gebieten; fünf Sechstel des Zarenreiches werden von ihnen eingenommen. Es war seit 300 Jahren das Bestreben der moskowitischen Selbstherrscher, diesen Reiterheeren auswärts Beschäftigung, natürlich kriegerische, zu verschaffen, nach Osten und Westen hin. Im Siebenjährigen Kriege und in den Kämpfen gegen die Revolution und Napoleon tranken die Steppenrosse aus Oder, Rhein, Po und Loire; seitdem hier ein Damm aufgerichtet ist, fluten die Nomaden nach Asien, reiten nach Transoxanien und in die Mantschurei hinein und möchten am liebsten auch ihre Stammesverwandten in Bucharei und Mongolei sich angliedern. Das alles ist gewiß richtig; aber die moskowitischen Machthaber müssen schließlich doch die Hoffnung hegen, ja es dringend wünschen, daß das Nomadenelement sich einmal ausreitet, und sie haben es längst erkannt, daß die Seßhaftmachung der mongolischen Untertanen für das Reich eine Lebensfrage bleibt. Anders konnten auch die Anglo-Amerikaner des Gebietes zwischen Atlantischem und Stillem Ozean nicht Herr werden. Wie aber diese nach der Gewinnung der Küste des letzteren Ozeans in der Gesamtlänge ihres innern Gebietes strebten, streben mußten, um dieses dauernd zu basieren, also muß auch Rußland in den Besitz der gesamten sibirisch-koreanisch-mantschurischen Küstengebiete gelangen, um sich regelrecht von innen heraus entwickeln zu können, zumal die Häfen am Ochotzkischen und Japanischen Meere in jeder Beziehung unzulänglich sind und das Hinterland armselig ist. Wenn diese Erkenntnis manchem vor einem Dezennium noch nicht voll aufgegangen war, nunmehr wird niemand mehr sein, der sich ihr verschlösse. Nicht zu oft kann man darauf hinweisen.

Um die weiten, ja unermeßlichen Gebiete des asiatischen Ostens mit dem europäischen Osten zu verbinden, gab es kein anderes Mittel als den Bau einer Eisenbahn. Man hatte in den fünfziger und sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts große Bahnunternehmungen, namentlich in der Union, ausgeführt, wovon die Pacific-Bahn lange Zeit die einzig dastehende war. Aber schon damals, also unter Alexander II., tauchte der Plan einer Transsibirischen Bahn auf, obwohl er noch wenig Anhänger fand. Denn wenn auch die Pacific-Bahn Tausende von Kilometern lang war; sie führte doch, geringe Strecken ausgenommen, durch bevölkerte oder schnell zu bevölkernde Gebiete und hatte namentlich nicht derart mit klimatischen Unbilden und natürlichen Verkehrshindernissen zu kämpfen wie eine sibirische Bahn; außerdem mündete sie beiderseits in einen in jeder Beziehung herrlichen Hafen, während diese im eisigen Wladiwostok enden sollte. Aber der russische Unternehmungsgeist, der vor 300 Jahren auf Rosseshufen den Weg in die weiten Steppen angetreten hatte, schreckte nun umso weniger vor einem Plane zurück, bei dessen Ausführung ihn die moderne Technik wirkungsvoll unterstützen konnte. Der Gedanke der Transsibirischen Bahn erhielt sich und wußte sich nach und nach immer mehr Anhänger zu werben.

Nach dem Krimkriege hatten die Russen sich andauernd bestrebt, ihr europäisches Eisenbahnnetz auszubauen. Die Regierungszeit Alexanders II. ging darüber hin. Aber bereits in dessen Todesjahre, 1881, wurde eine Bahnstrecke über den Ural nach Sibirien hinein verlängert, von Perm nach Tjumen, und damit trat man der Frage der großen Bahn wieder näher. Doch noch zehn Jahre dauerte es, bis der Gedanke ausgeführt wurde. Endlich, 1891, unterzeichnete nach einem Abkommen mit China Alexander III. den Ukas, der den Bau der Transsibirischen Bahn von Tscheljabinsk über Omsk, Tomsk, Krasnojarsk, Irkutsk, Chabarowka nach Wladiwostok befahl, und noch im Mai desselben Jahres tat der auf einer Weltreise sich befindende Großfürst-Thronfolger Nicolai Alexandrowitsch, der jetzige Kaiser, bei Wladiwostok den ersten Spatenstich. Man fing unter durchweg nationalrussischer Bauleitung gleichzeitig an beiden Enden zu bauen an. Als sich der Ausführung der Strecke von Tschita durchs Amurtal ungeheure Schwierigkeiten entgegenstellten, wurde China kurzerhand zu jenem Vertrage vom 6. September 1896 gezwungen (s. S. 164), wonach die Bahn über Charbin geführt wurde und die Abzweigung von da über Mukden nach Port Arthur erhielt, während anderseits Wladiwostok und Chabarowka am Amur

verbunden wurden. Im Jahre 1903 war die Bahn, die Umführung um den Baikal-See ausgenommen, hergestellt, allerdings nur eingleisig. Man unterscheidet die Westsibirische Bahn, von Tscheljabinsk bis Krasnojarsk, die Mittelsibirische Bahn von da bis Tschita, die Ostsibirische (oder Transbaikalische und Ussurische) Bahn von da bis Wladiwostok. Die Gesamtlänge beträgt 7640 km, gegen 5357 km der Pacific- und 4677 km der Canada-Pacific-Bahn. Von Moskau bis Wladiwostok beträgt die Entfernung 9750 km, die in 18 Tagen durchfahren werden. Die Baikal-Umgehungsbahn ist schließlich im Oktober von 1904 vollendet worden.

Die Bevölkerung Sibiriens ging in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts noch langsam vor sich. Die Einwanderung freier Leute hob sich nicht bedeutend. Um 1800 mögen 500 000 Europäer in dem Gesamtgebiete seßhaft gewesen sein. Da brachte die Aufhebung der Leibeigenschaft, 1861, Leben in die Besiedelung; jetzt waren es meist freie Bauern, die sich gen Osten wandten. Von 1861—81, also noch unter Alexander II., sind etwa 120 000 freie Kolonisten eingewandert, bis 1891 an 450 000 und bis 1901 über 1 000 000, so daß die Zahl der Europäer in Sibirien mit der natürlichen Vermehrung heute auf vielleicht 3 Millionen bei etwa 10 Millionen Gesamteinwohnerschaft anzuschlagen ist.

Als in den achtziger Jahren der Zug nach dem Osten also stärker wurde, erging 1889 ein besonderes Gesetz, das die Einwanderung regelte. Jeder Kolonist bekommt 15 Deßjätinen (zu etwa je $4^1/_2$ Morgen) Land als Eigentum, ist für 3 Jahre steuer- und 9 Jahre militärdienstfrei; die Kolonisten in den Amur- und Ozeangebieten genießen noch besondere Vorzüge. Mit dem Fortschritt der Bahn schob sich zu deren beiden Seiten auch die Besiedelung weiter ins Land hinein, und der „Ausschuß der Transsibirischen Eisenbahn“ organisierte und kontrollierte die Niederlassungen, sorgte auch für die Errichtung von öffentlichen Gebäuden, Kirchen und Schulen der neugegründeten Gemeinden aufs beste. Der Bildungszustand der europäischen Sibirier ist durchschnittlich besser als der der europäischen Russen; dazu mag vielleicht die Verschickung vieler Gebildeter das Ihre mit beigetragen haben. Außerdem darf man wohl auch annehmen, daß meist von Haus aus intelligente Leute ihr Heil in der Ferne versuchen. Zu Tomsk ist 1888 und zu Wladiwostok 1899 eine Hochschule gegründet worden.

Bedeutend verbessern werden sich die bürgerlichen Verhältnisse, wenn mit der tatsächlich völligen, jetzt schon sehr beschränkten Aufhebung der Verschickung der Unterschied von

zwangsweiser und freiwilliger Ansiedelung aufhört und die sibirischen Europäer sich als gleichberechtigte, freie Untertanen des Weißen Zaren betrachten dürfen.

Es ist weiter als Eigentümlichkeit des neurussischen Regiments zu verzeichnen, daß die Behandlung der Eingeborenen eine viel humanere als zur Zeit der rohen und willkürlichen Kosakenherrschaft geworden ist. Die sibirischen Stämme werden bei ihren sozialen und religiösen Einrichtungen belassen und erfahren auch sonst möglichste Schonung. Die elementare Wildheit des Nomadentums ist wie in der turanischen Steppe gebändigt; von dieser Seite hat Rußland und mit ihm das übrige Europa nichts mehr zu fürchten.

Aber die andere Aufgabe, die sich die Regierung des Zaren gestellt hat, die Eröffnung eines breiten ozeanen Ausgangs für die gewaltige Ländermasse, ist noch nicht erfüllt. Bei dem Versuche, sie zu lösen, ist Rußland auf die ihm entgegenstrebende neue mongolische Weltmacht gestoßen. Die Russen wollen ans Meer, die Japaner ans Land, beide an der nämlichen Stelle; folglich mußte über kurz oder lang notwendigerweise das große Völkerduell entbrennen.

Die Japaner schienen im Jahre 1895 den Russen den Vorrang abgelaufen zu haben, da sie sich die Halbinsel Liaotung abtreten ließen und sich damit die Mantschurei öffneten. Der Eingriff der drei europäischen Mächte ist bekannt. Nun ging Rußland seinerseits vor. Am 6. September 1896 — wiederholen wir noch einmal — erhielt es von China die Erlaubnis zur Führung der Transsibirischen Bahn von Charbin über Mukden nach Port Arthur; am 27. März 1898 pachtete es Port Arthur und Talienwan, so daß es nun den erwünschten Zugang zum Meere besaß. Die Japaner suchten wenigstens Korea ihrem Einflusse zu retten, daher der russisch-japanische Vertrag vom 25. April 1898, also unmittelbar auf die Port Arthur-Pachtung. Wir haben schon gesehen, wie in den Jahren 1894—98 das russisch-japanische Intriguenspiel hin und her ging, wie die Russen durch ihre geschickte Diplomatie, die Japaner durch brutale Mittel, selbst den Königsmord, sich die herrschende Stellung zu verschaffen suchten. Nunmehr kamen sie mit den Russen überein, die Souveränetät und Unabhängigkeit Koreas definitiv anzuerkennen und sich jeder direkten (!) Einmischung in die inneren Angelegenheiten des Landes zu enthalten, bei Anrufung seitens Koreas keine einseitigen Maßregeln zu treffen, und schließlich versprach Rußland, die Entwickelung von japanischen Handels- und Industriestationen in Korea nicht zu

hindern. Damit glaubte Japan vorläufig den Russen Einhalt geboten zu haben.

Da kam der Patriotenaufstand in China, der seine Wogen auch nach der Mantschurei, ja bis ins russische Amurgebiet hinüberwälzte. Es muß hier ergänzend mitgeteilt werden, daß in den russisch-chinesischen Verträgen von 1858 und 1860 bestimmt worden war, daß die mantschurischen Einwohner auf dem linken Amurufer vom Dorfe Zeia bis zum Dorfe Hormoldzin unter chinesischer Oberhoheit verbleiben sollten und von den Russen nicht belästigt werden dürften.[1]) Unter diesen Transamurensern soll, wie die Russen behaupten, die Rebellion besonders stark um sich gegriffen haben. Wir hörten schon, wie die Russen die Rebellen schonungslos ausrotteten. Dann nahmen sie die Pazifikation der übrigen Mantschurei in die Hand, die sie anfangs von 1901 durchgeführt haben wollten. Es zeigte sich indes bald, daß dies nur scheinbar der Fall war. Denn der Aufstand und die Beunruhigung flackerte neu auf in der sogenannten Tschuntschusen-Bewegung (s. Kapitel XV). Die Tschuntschusen (nicht mit dem Volksstamm der Tungusen zu verwechseln) sind chinesische Flüchtlinge aller Art, die sich in die Mantschurei hinübergerettet haben und dort ein „freies Leben“ führen. Sie erklären jeglicher Obrigkeit den Krieg und leben gewissermaßen von den Sicherheitsgeldern der Beamten, Bauern und Reisenden, wie die Schnapphähne des Mittelalters und die Schinderhänse der Moderne. In Banden geteilt, beritten, gut bewaffnet mit Gewehr, Säbel und Lanze und unter Häuptlingen stehend, konnten diese Freibeuter den schwerfälligen Chinesen leicht trotzen, mußten jedoch bald einsehen, daß sie in den Russen, namentlich den Kosaken, ebenbürtige Gegner hatten. Sie streckten aber keineswegs die Waffen; vielmehr entspann sich ein wilder Kleinkrieg, der gar kein Ende nehmen wollte. Die Aufhebung von Posten, Piketts und kleineren Trupps von Russen, die Plünderung von Niederlassungen, Zerstörung von Bahnstrecken seitens der Tschuntschusen, tausenderlei kleine Neckereien und Belästigungen ließen die „Pazifikatoren“ nicht zur Ruhe kommen. Die Russen mußten ihre Bahn militärisch besetzen; taten sie's nicht, dann konnten sie auf die Zerstörung von Geleise und Draht aufs bestimmteste rechnen. Somit kamen ihnen die Tschuntschusen in gewisser Beziehung entgegen; sie wurden selbst der triftigste Grund dafür, daß die Russen die Räumung der Mantschurei nach

---

1) Vgl. hierzu die Note auf S. 180.

dem definitiven Friedensschlusse der Mächte mit China am 7. Sept. 1901 noch weiter hinausschoben.

Die Mantschurei wird von etwa 15 Millionen Menschen tungusischen Stammes bewohnt. Die Männer sind hochgewachsene, kräftige Gestalten mit dunkler, nicht gelber Gesichtsfarbe, wenig geschlitzten Augen, Schnurrbart und Zopf, der bekanntlich uralte Volkstracht ist. Sie tragen die blaue Kleidung der Chinesen, aber Lederschuhe; überhaupt ist das Lederwerk bei ihnen sehr bemerkbar. Landwirtschaft (Bau von Hirse, Kukuruz, Buchweizen, Hafer, im Süden auch von Weizen und Reis), Viehzucht (Pferde) und Bergbau sind ihre Beschäftigung; auch Tabak und Mohn ziehen sie. Der Opiumgenuß und das Spiel sind ihre Leidenschaft. Sie wohnen in scheunenartigen Bauten, die aus Lehmmauern bestehen, zu 20 und mehr zusammen; die Dörfer werden aus 20—30 solcher Gebäude gebildet. Die Tempel allein sind besser gebaut. Die Mantschu sind meist Buddhisten; nur etwa 14 000 Katholiken und 1000 Protestanten leben unter ihnen. Die Straßen in der Mantschurei sind schlecht; in der Regenzeit werden sie zu förmlichen Bachbetten. Nur die Kaiserstraße Peking - Mukden ist gut chaussiert und gepflegt. An den Hauptstraßen sind alle 40—45 Werst Poststationen eingerichtet. Dazu ist jetzt die Bahn gekommen. Das Land ist in drei Provinzen eingeteilt: Mukden, Kirin und Tsitsikar, denen je ein Gouverneur (in Mukden Generalgouverneur) vorsteht, die Untereinteilung ist dieselbe wie in China. Mukden, die Hauptstadt, die alte Residenz der Mantschu-Fürsten, hat 250 000 Einwohner, ist von einer mächtigen, 18 km umfassenden Lehmmauer im Viereck umgeben. Innerhalb dieser schließt eine 3 km umfassende Backsteinmauer die eigentliche Mantschustadt ein, und in deren Mitte erhebt sich der prächtige Kaiserpalast, den jetzt der Generalgouverneur bewohnt. Die heiligen Kaisergräber befinden sich 8—12 km nordwestlich von der Stadt.

Nach langem Hin- und Herverhandeln kam am 8. April 1902 zwischen Rußland und China endlich ein Vertrag zustande, wonach letzteres sich verpflichtete, die Bedingungen des Eisenbahn-Übereinkommens strikt zu erfüllen und die Bahn, die Beamten an ihr und die russischen Untertanen zu schützen; dagegen sollten die Russen ihre Truppen aus der Provinz Mukden nach einem halben, aus Kirin nach einem Jahr, aus Tsitsikar nach anderthalb Jahren zurückziehen. Die ganze Mantschurei sollte demnach am 8. Oktober 1903 geräumt sein.

Während so zwischen Petersburg und Peking die politischen

Weberschiffchen spielten, hatte Japan schon am 30. Januar 1902 seinen berühmten Vertrag mit England geschlossen, worin beide sich für die Integrität Chinas und Koreas verbürgten, diese Länder dem Handel aller Nationen offengehalten wissen wollten und sich schließlich gegenseitig Hilfe versprachen, wenn eines von ihnen von zwei Seiten her angegriffen würde (s. S. 217). Dies Abkommen mußte das oben erwähnte russisch-chinesische beschleunigen; Rußland wollte nach außen hin nicht als Friedensstörer angesehen werden.

Die Engländer ihrerseits hatten Grund, den japanischen Vertrag abzuschließen, um Rußland in einem andern Lande, das sie in ihrer Interessensphäre liegend ansahen, entgegenwirken zu können. Der buddhistische Kirchenstaat Tibet lockerte seit anderthalb Jahrzehnten sein Verhältnis zum Reiche der Mitte immer mehr. Wir wissen, daß er unter dem „Verwaltungsamte der barbarischen Völker“ (Lifanjuan) zu Peking steht (nur Kukunoor ist eigene Provinz unter einem Gouverneur), daß zwei chinesische Residenten (Amban) in Lhassa wie in Nepal (und früher in Korea) wohnen und daß der Dalai-Lama ebenso einen Vertreter, den „Hohenpriester“, in Peking hat, alles infolge des Konkordats, das Kaiser Kanghsi 1720 mit dem Buddhistenpapste abgeschlossen hatte. Gegen Indien hatte sich Tibet seit 1792 streng abgeschieden, weil in dem damaligen Kriege mit den Nepalern (Gorkhas) die Engländer nicht übel Lust gehabt hatten, diese gegen die Tibetaner zu unterstützen. Zwischen dem trotz seiner Abhänigkeit von China nach Indien gravitierenden Nepal und dem von Tibet influierten Bhutan liegt nun ein kleiner dritter Himalajastaat Sikkim, durch den die gangbarsten Wege über das Himmelsgebirge führen. Lange währten die Streitigkeiten über die Selbständigkeit oder Unselbständigkeit dieses Gebietes, über seine Zugehörigkeit zu Indien oder zu Tibet; endlich, 1890, gefiel es den Engländern, Sikkim kurzerhand zu annektieren. Sie luden den chinesischen Amban — es ist in letzter Zeit nur einer in Lhassa — nach Kalkutta ein, um einen Vertrag zur Festlegung der indisch-tibetanischen Grenze abzuschließen und zugleich einen Handelsvertrag zwischen beiden Ländern zu entwerfen. Der Dalai-Lama protestierte gegen beides; er wollte weder von Grenzregulierung noch von Handelsvertrag etwas wissen. Da der Kaiser von China sich über die Sache nicht aufregte, kündigte der erzürnte Papst 1891 das Konkordat und sandte seit 1892 keine Geschenke mehr. Der Vertrag blieb im Entwurfe stecken, und das war den Chinesen ebenso angenehm wie den Tibetanern. Aber der

Kaiser kam dem Dalai-Lama deswegen nicht entgegen, so sehnlich dieser es erwartete; ja als 1897 der König von Nepal eine besonders erlesene Gesandtschaft mit dem Tribut an Edelmetall, Elfenbein und kostbaren Stoffen nach Peking sandte, schwoll dem Sohne des Himmels der Hochmut, und er faßte den Plan, mit Hilfe der Nepaler Tibet in eine bloße chinesische Provinz zu verwandeln. Doch unterblieb die ganze Angelegenheit infolge der bald in China eintretenden Umwälzung; die Tibetaner aber, d. h. die weltliche Regierung, waren auf der Hut, sowohl nach der indischen wie nach der chinesischen Seite hin. Sie spähten dabei nach einer dritten. Schon 1898 begab sich der russische Burjäte Gomang Bobzang, Professor der Metaphysik in Lhassa, nach Rußland, um dort zu sondieren. Man gewann ihn völlig; als russischer Agent unter dem Namen Dorijeff oder Daltjeff kehrte er heim und wurde zum Ministersekretär des Auswärtigen ernannt. Auch durch den buddhistischen Erzbischof der Burjäten, den Bandidotschamba zu Gauase bei Kiachta, der zugleich tibetanischer (geistlicher) und russischer (weltlicher) Beamter ist, wurden Verhandlungen mit Rußland angeknüpft. England roch Lunte; der Vizekönig Lord Curzon drängte 1899 auf Ausführung des Vertrags; aber da erklärte der Amban, Tibet werde sich den Russen in die Arme werfen, wenn man auf der Absicht bestehe. Es geschah dies denn auch. Der Feldzug von 1900/01, der die ganze Ohnmacht des Sohnes des Himmels offenbarte, veranlaßte den Großlama, im November von 1900 eine Gesandtschaft unter Dorijeff mit wertvollen Geschenken nach Livadia zum Zaren zu schicken, der im Juni von 1901 eine zweite wieder mit Dorijeff nach Petersburg folgte. Die Macht des Zaren machte einen gewaltigen Eindruck auf die Tibetaner, und das Ansehen des Sohnes des Himmels verblaßte immer mehr. Auch gegen Indien wurde ihr Nacken gesteift; zwei Briefe Lord Curzons in 1900 und 1901 sandte der Dalai-Lama uneröffnet zurück. Aber nun schritten die Engländer im Juni 1902 eigenmächtig zur Grenzregulierung. Das hatte man in Peking nicht erwartet, und um nicht alles zu verlieren, schlossen Junglu und Juanschikai im Auftrage des Kaisers im Juli von 1902 einen Geheimvertrag mit den Russen ab. Danach übernahmen China und Rußland gemeinsam Schutz und Verteidigung von Tibet gegen innere Unruhen und gegen Angriffe einer dritten Macht. Der Lamaismus und die russische Orthodoxie sollten die alleinigen und gleichberechtigten Religionen im Lande sein. Tibet sollte allmählich unabhängig gemacht werden, und zwar sollte zu diesem Zwecke Rußland die militärische und China die wirtschaft-

liche Organisierung vornehmen. Es war eine Generalkapitulation Chinas vor Rußland, und doch rettete sie für ersteres wenigstens noch einen gewissen Einfluß, der sonst ganz verloren gewesen wäre. Der Dalai-Lama ließ darauf im August von 1902 in Peking wieder huldigen, verpflichtete dem Kaiser auch den neuen Pantschan-Lama; der Friede war also wiederhergestellt.

Die Russen fühlten sich durch diesen Erfolg dem englisch-japanischen Bündnisse gegenüber vollkommen gewachsen. Am 2. Februar 1903 protestierten sie gegen das englische Vorgehen in Tibet; sie machten auch keine Anstalten, ernsthaft die Mantschurei zu räumen. Die Tschuntschusen waren so nett, ihnen zu ihrem Verfahren den triftigsten Vorwand zu bieten. Zogen die Russen ihre Truppen irgendwo zurück, gleich waren die Tschuntschusen an ihrem Plünderungs- und Zerstörungswerke, so daß die Abgezogenen verstärkt wiederkehren mußten. So räumten die Russen allmählich mehr Truppen in die Mantschurei hinein als hinaus. Am 8. Oktober 1903 waren die 3 Provinzen also nicht nur nicht geräumt, sondern die Russen hatten mit Vorwand und Grund auch das wichtige Niutschwang am Golf von Tschili wieder besetzt. Sie besetzten auch die koreanischen Gebiete am Tjumen- und Jalu-Flusse militärisch, angeblich um die Konzession des Holzschlagens, die ihnen vom Kaiser von Korea verliehen worden war (s. S. 163), besser auszunutzen. Ja, sie hatten am 24. April 1903 sogar von China die Souveränetät über die Mantschurei zu ertrotzen gesucht, waren aber damit zurückgewiesen worden.

Mit großer Besorgnis sah Japan dem zu. Wenn die Mantschurei in Rußlands Händen blieb, mußte auch Korea, dessen Lage man nicht ganz unrichtig mit der Italiens verglichen hat (vom Festland trennendes Hochgebirge, durchgehendes Mittelgebirge, südlich vorgelagerte Insel Quelpart oder Hallasan), der nachdrängenden russischen Macht in die Hände fallen. Der Kaiser von Korea blieb durch den wieder zur Obmacht gelangten Jijongik ganz unter russischem Einfluß, während die Japaner infolge ihrer kommerziellen Tyrannei und der brutalen Behandlung der Koreaner dauernd arg gehaßt wurden. Durch den neuen Vertrag über Korea vom 25. April 1898 hatten sich die Japaner allerdings ihre zeitweilige Superiorität gesichert, aber auf wie lange?

Anderseits geriet England über den russisch-chinesischen Vertrag über Tibet, von dem es Kenntnis erlangt hatte, aus dem Häuschen. Der chinesische Amban hatte am 6. April 1903, kurz bevor Rußland kühn die Existenz des Geheimvertrags leugnete (8. April 1903), die Engländer zur Regulierung der Grenze nach

Khambadschong eingeladen, und eine bewaffnete Expedition unter einem der „Entdecker“ Tibets, dem Obersten Younghusband, begab sich über den Himalaja dorthin. Als sie am 1. Juli anlangte, war kein Amban anwesend; es kam auch keiner. Da beschlossen beide Inselvölker, gegen den versteckten Feind, die Russen, gemeinsam zu handeln. Am 27. Juli 1903 ging die Depesche des japanischen Ministers des Äußeren, Barons J. Komura, an den japanischen Gesandten in Petersburg ab, welche die zum Krieg führende Diskussion über die Mantschurei und Korea einleitete. Oberst Younghusband zog Verstärkungen an sich und brach am 6. November 1903 ins Innere von Tibet auf. Mit Nachdruck verlangte Japan die Revision der früheren Abkommen über Korea und die Mantschurei. Die Japaner wollten die Besetzung der Mantschurei durch die Russen nicht hindern und sich in die Verhandlungen mit China und den anderen Mächten nicht einmischen. Dafür sollte Rußland Korea als japanische Interessensphäre anerkennen und der Regierung des Tenno ein gewisses Protektorat über dieses Reich zugestehen. Dem wollte Rußland nicht unbedingt zustimmen; es verlangte für sein Zugeständnis die Überlassung der koreanischen Häfen Masampo und Mokpo als militärischer Stützpunkte und außerdem Handelsvorteile anderen Nationen gegenüber, wogegen es in der Mantschurei ausschließlich nach seinem Gutdünken die Häfen öffnen und verschließen wollte. Dagegen protestierte Japan entschieden und hatte dabei namentlich England und die Union zur Seite, die von einer Sperrung der Mantschurei in keiner Beziehung etwas wissen wollte.

Die Noten gingen zwischen Tokio und Petersburg hin und her; beide Regierungen schreckten davor zurück, es zum Kriege kommen zu lassen. Der Zar verabscheute diesen, und der Tenno sah immer noch ein Wagnis darin, obgleich er in einem Briefe an den Kaiser von China im Dezember von 1903 diesem plötzlich die Notwendigkeit einer asiatischen „Monroe-Doktrin“ vorhielt, somit auf den Gedanken zurückkam, den sein allerhöchster Kollege bereits 1898 verfolgt und 1900 (s. S. 181) wiederholt ausgesprochen hatte.

Aber nun drängte ein anderes vorwärts: der Samurai-Koller war, wie schon so oft, wenn es sich um Korea handelte, in das japanische Volk gefahren. Die Kriegs- und Eroberungspartei hatte durch ihre Hetzerei das Ihre getan. Hatte doch schon im Sommer des vorhergegangenen Jahres ein hochgestellter Japaner zu Paris zu dem Grafen Cassini, russischen Gesandten in Washington, gesagt, noch ehe ein Jahr vergehe, werde der Krieg zwischen Ruß-

land und Japan entbrannt sein; denn dieses müsse in die erste Reihe der Nationen kommen. Auf der anderen Seite stachelten die Engländer, und gerade in London war ja Vicomte Hajaschi, der wilde gelbe Chauvinist, Botschafter; seine Stimme galt viel. Die Sippe Ito, der Rat der Alten, der Japan regiert, wollte zwar noch nicht losschlagen, wurde aber mit fortgerissen. Die letzte Note von Petersburg war unterwegs; sie hätte vielleicht, ja sogar wahrscheinlich eine Verständigung herbeigeführt. Das wollte die Kriegspartei nicht; Hajaschi drängte, einem drohenden Angriffe Rußlands (?) zuvorzukommen: am 6. Februar 1904 wurden alle Verhandlungen abgebrochen; am 8. Februar überfiel ohne Kriegserklärung nächtig Admiral Togo die russische Flotte vor Port Arthur, wie vor zehn Jahren Japan die Chinesen überfallen hatte.

Um dieselbe Zeit war Oberst Younghusband bereits tiefer in Tibet eingezogen.

Die Kriegsoperationen der beiden getrennt Marschierenden aber vereint Schlagenden spielen sich vor unseren Augen ab. Die Japaner haben vier Armeen nach Korea hinübergeworfen. Sozusagen ohne Widerstand ist ihnen das Kaiserreich in die Hände gefallen und wird bereits japanisch verwaltet. Dann hat sich die eine Armee unter Nogi vor Port Arthur gelegt, das der heldenmütige General Stössel wie ein Sewastopol und Saragossa verteidigte, während die russische Flotte durch die englischen Seeoffiziere des Admirals Togo Verlust auf Verlust erlitt. Die drei anderen Armeen unter Kuroki, Oku und Nodzu, dem Oberbefehl des Marschalls Ojama unterstellt, haben die numerisch schwachen Russen unter Obergeneral Kuropatkin in die Stellung bei Liaojang gedrängt. Hier ist in zwei Mordschlachten vom 28. August bis 5. September und vom 8. bis 19. Oktober unentschieden gekämpft worden. Um die Jahreswende ist Port Arthur gefallen, und nun (Januar—Februar—März 1905) findet erneutes erbittertes Ringen in der Umgebung von Mukden statt. Wie wird's enden?

Die Briten haben's leichter gehabt. Nachdem sie die speerschwingenden und luntenführenden Tibetaner mehrmals mit ihren Maxims niedergeorgelt hatten, sind sie nach erlangter Verstärkung unter General Macdonald am 3. August in Lhassa eingezogen, in die heilige Stadt des Buddhismus, die kein Ausländer bisher unverkleidet betreten hatte. Der Dalai-Lama und sein Dorijeff waren geflüchtet; in dem Vatikan von Lhassa, dem turm- und zinnenreichen Potala, setzten die Eindringlinge den ihnen un-

bequemen Papst ab und einen Gegenpapst in dem Taschilama von Schigatse ein. Mit Amban und Regent wurde dann am 7. September ein Vertrag abgeschlossen, wonach 3 Märkte in Tibet dem englischen Handel eröffnet werden, keine ausländische Macht sich in tibetische Angelegenheiten einmischen, weder Land kaufen noch sich abtreten lassen, keine Niederlassungen und Bauten errichten darf, außerdem eine gehörige Kontribution bezahlt werden muß und das Tschumbi-Tal, der Zugang nach Tibet, von den Briten auf 3 Jahre besetzt bleibt.

Schleunigst machte sich darauf die Expedition wieder auf den Heimweg, um nicht im Schnee des Himalaja stecken zu bleiben, China aber erklärte den Vertrag für null und nichtig, und Rußland protestierte gegen ihn. Wer von den Gegnern dem andern über ist, muß die Zukunft lehren.

Lehrreich ist ja schon die Gegenwart gewesen. Lord Curzon, der unternehmende Viceroy, hat die Tibet-Expedition nur als eine der Maßnahmen bezeichnet, die auf dem „Glacis der indischen Reichsfestung" zu deren Sicherheit berechnet seien. Als dieses Glacis sieht der neue Konquistador Siam, Tibet, Afghanistan und Persien an. Europa und Asien dürfen nun auf weitere „Maßnahmen" gespannt sein. Sie werden folgen — trotzdem man neuerdings Younghusband und Macdonald zu verleugnen beliebt —, wann es opportun erscheint.

XX. Der notwendige Zusammenschluß der Arier gegen die Asiatengefahr.

Unzweckmäßigkeit europäischer Japan-Sympathie. — Stimmen gegen Japan. — Bedrohung der Europäer durch die Japaner. — Absichten Japans auf Korea, Sibirien und Indochina. — Falsches Spiel der Japaner in China. — Selbstbesinnung der Chinesen. — Militärische und industrielle Gefahr durch einen gelben Zweibund. — Sittlich-religiöse Gefahr durch die Japaner. — Falsche Vorurteile von Ariern gegen die Russen. — Sünden der Abendländer an China. — Rußland, die einzige Vormauer gegen die Mongolen. — Stimmen für Rußland. — England vor der Alternative. — Stellung der Union und Kanadas.

Also die Tatsache ist vollzogen, das ungeheure Ringen der größten arischen Kontinentalmacht mit der großen mongolischen Insularmacht ist in vollem Gange; wir sind Zeugen eines Rassenkampfes, wie er sich umfangreicher und erbitterter bis dahin noch nicht abgespielt hat.

Nicht mehr ganz so ist es wie vor einem Jahrzehnt, als Japaner und Chinesen miteinander in Zwist gerieten, nämlich daß die ersteren die fast ungeteilte Sympathie aller Zivilisierten genössen. Man füllt nicht mehr die Raritätensalons mit abgelegtem altjapanischen Kulturgerümpel, man hascht nicht mehr nach dem Chrysanthemum-Orden und den Gnadenbezeigungen des Tenno zu Tokio, sieht auch in den Japanern nicht mehr bloß die netten kleinen Leute — the little Japs, wie die Engländer sagen —; aber man bewundert noch immer ihre sogenannten kulturellen und besonders ihre militärischen Leistungen und freut sich der Schläge, welche die Russen erhalten. Daß sie ihren Gegner nur durch heimtückischen Überfall mitten im Frieden gleich anfangs in Nachteil brachten, daß sie ihre Siege nur der numerischen Überlegenheit und der nahen Operationsbasis verdanken, daß die Russen eines Stössel in Port Arthur die heldischsten Leute von der Welt waren, und daß Kuropatkin in der ihm notwendig auferlegten Defensive Großartiges geleistet hat, darüber wird schweigend hinweggegangen.

„Sympathisch" bleiben die Japaner also immer noch, trotzdem die Europäer in Japan selbst die allerschwersten Beschuldigungen gegen sie erheben. Der Asienreisende F. Woas, der sich in letzter Zeit lange in Japan aufgehalten hat, wiederholt andauernd seine Vorwürfe wegen des unausstehlichen Spionagewesens, der Beargwöhnung und des Mißtrauens, denen man im Lande ausgesetzt ist. Die Japaner sind eben die geborenen Spione und Aushorcher. Selbst Gebildete, Offiziere und Studenten, scheuen sich nicht, sich in Verkleidung zu stecken und im In- und Auslande zum Nutzen Dai Nippons zu spionieren und zu lauern. Der Korrespondent des „Temps" spricht von nur mühsam unterdrücktem Haß gegen alle Weißen im Lande, jener der „Frankfurter Zeitung" von der Unbeliebtheit des Christentums in offiziellen Kreisen. In der „Umschau" klagt Dr. Hundhausen über die nämlichen feindlichen Volksgefühle und dieselbe persönliche Belästigung durch Mißtrauen, Spionieren, Geheimtun und Vertuschen. Ein angesehener deutscher Großkaufmann in Tokio nennt die Japaner heuchlerisch, diebisch, arrogant, oberflächlich, genußsüchtig, unmoralisch, landgierig, herrschsüchtig. Sie heuchelten Volkswohl, Bildung und Humanität nur, um ihrem Eigendünkel und ihrer Großmannssucht einen Deckmantel zu geben. Der Chinese sagt, der Japaner habe zwei Gesichter, und damit hat er recht. Die „Japan-Times" ließ dem schlimmen Bebel wegen seines Protestes gegen die Petropawlowsk-Beileid-Depesche des Deutschen

Kaisers eine scheinheilige Abfuhr unter Krokodilstränen für den tapferen Makaroff zu teil werden. Die Bürgermeister von Tokio und Jokohama versicherten die fremden Japan-Touristen des höchsten friedlichen Entgegenkommens. Die japanischen Generale in der Mantschurei tun alles, um den blutdürstigen malaiischen Samurai-Koller ihrer Leute hintanzuhalten. Der Außenwelt gegenüber will man eben den Zivilisierten spielen, so lange man es nötig hat. Ist Japan in die Gewalt gelangt, hat es nach niemand mehr zu fragen, dann hören die Rücksichten gegen die Arier auf; dann wird der elementare Rassenhaß seinen Lauf nehmen. Nur das Beispiel Chinas, das die Patrioten-Empörung so schwer büßen mußte, schreckt die Japaner noch ab. Aber auch bei ihnen ist aufgeschoben nicht aufgehoben.

Die Japaner treten aber nicht allein im eigenen Lande den Europäern feindlich gegenüber sondern auch auf dem asiatischen Festlande. Freilich auch hier vorerst versteckt. Seit 1895 ist das „Dai Nippon banzai!“ neben dem scheinheiligen allgemeinen Feldgeschrei „Asien den Asiaten!“ die speziell japanische Losung geworden. Das Banner der roten Flammensonne soll den Asiaten voranleuchten im Befreiungskampfe, den die Japaner gegen die Arier begonnen haben. Zunächst gilt der Kampf dem großen Bedränger der Asiaten, dem Russen, der, wohlgemerkt, Japans eigentlicher Feind ist. Gegen die Russen spielt sich Japan als Beschützer auf. Wie, das zeigt sein Verhalten gegen Korea. Dort ist Jijongik sofort nach der Besetzung von Söul nach Japan transportiert worden, wo er nie wieder zum Vorschein kommen wird; alle russenfreundlichen Beamten wurden durch Japaner ersetzt. Marquis Ito ging als Vizekönig des Tenno hinüber und erzwang am 22. August 1904 den Vertrag zwischen Japan und Korea, wonach dem Kaiser Ihöng ein Japaner als Finanzbeirat und ein von Japan empfohlener Ausländer (s. d. „zwei Gesichter“) als diplomatischer Beirat in auswärtigen Angelegenheiten zur Seite gesetzt wird, durch deren Hände alles gehen muß. Bei allen Verträgen und Konventionen, bei Erledigungen wichtiger diplomatischen Angelegenheiten und Erteilung von Konzessionen ist zuvor Japans Rat einzuholen. Was heißt das anders als der Vizekönig Ito und seine beiden Beiräte (es sind der japanische Baron Basata und der — natürlich — englische Legationsrat Stevens) regieren an des Kaisers Statt. Sie reorganisieren Recht und Verwaltung, Schule und Militär, bauen Straßen und Eisenbahnen, verdrängen die unliebsamen Ausländer aus Ämtern und Konzessionen, um sie durch ihre Leute zu ersetzen: Japan läßt sich in Korea häuslich nieder.

Und der Appetit kommt überm Essen. Sieben Tokioer Professoren, der Chauvinist Tomidzu an der Spitze, haben unlängst verraten, was Japan tun müsse, wenn es Rußland besiegt hat. Dann wird es zunächst Tarakai wiedernehmen, dazu Kamtschatka, die Bucht des Ochotzkischen Meeres, am besten ganz Sibirien bis zum Jenissei hin. Die Mantschurei wird China gnädig zurückgegeben; aber die sibirische Bahn muß bis zur Jenissei-Grenze ganz in japanische Hände übergehen. Daß Rußland nebenbei einige Milliarden zu zahlen hat, ist selbstverständlich.

Eine nette Ergänzung zu diesem gelben Jingo-Programm finden wir in dem vor kurzem erschienenen Buche „Unser Vaterland Japan“, das, geschrieben von der japanischen Machersippe der Ito, Ojama, Jamagata u. a., unter dem größenwahnsinnigsten Selbststolz auf die japanischen Leistungen hinweist und dann zeigt, was noch von Japan zu erwarten ist. Unverblümt verkünden die Samuraisprossen: China ist Japans — Absatzgebiet; Japan darf nicht gleichgültig zusehen, was in und mit China geschieht. Das ist ein Wink mit dem Zaunpfahl: auf China wird sich unsere liebenswürdige Asiatenfürsorge zunächst ausdehnen, wir werden dort die Leitung der Dinge in die Hand nehmen. Wir sind dazu berufen, wir können's. Sic volumus, sic faciemus.

Das trifft die Europäer wie ein Schlag ins Gesicht. Schon jetzt klagen die deutschen Kaufleute über japanische Eindringlinge und japanische Konkurrenz in Kiautschou, noch mehr im chinesischen Schantung. Der Gouverneur Tschoufu schlägt nach der japanischen Seite um; Juanschikai, sein Vorgänger und nunmehriger mächtigerer Nachbar und Freund, bestärkt ihn in seinem Vorsatze, bei Japan das Heil zu suchen.[1]) Noch mehr als die Deutschen, die schließlich nur eine Pachtung einzubüßen hätten, sind die Franzosen besorgt. Ihr Indochina liegt sozusagen der japanischen Militärmacht wehrlos offen. Seit Anfang von 1903 hatten die Franzosen begonnen, von Tongking mit Erfolg ins Hinterland Jünnan vorzudringen. Der Vizekönig erlaubte den Bahnbau, erteilte freigebig Konzessionen in Industrie- und Handelssachen, und auch von Kwangtschau aus entwickelte sich der französische Einfluß nach Kwangtung hinein zufriedenstellend. Konsuln und Militärärzte, Postbeamte, Lehrer und Missionare erhielten vollauf Tätigkeit; durch Geschenke und

1) Inzwischen (November von 1904) ist Tschoufu Nachfolger des verstorbenen Vizekönigs Weikwangtao von Liangkiang (zu Nanking) geworden; ihn hat kürzlich Jangschihsiang ersetzt.

Ordensverleihungen wurden die Mandarinen gewonnen. Nun, infolge der japanischen Siege, ist der Fortschritt ins Stocken geraten; auch hier drängen sich die Japaner stärker ein. Und von der anderen Seite her wird Siam allgemach japanisiert.

Im August von 1904 schrieb der Berichterstatter des „Temps" aus Tokio, es bleibe reiner Zufall, daß das Gewitter über Rußland und nicht über Frankreich in Indochina ausgebrochen sei. Beim japanischen Generalstabe lägen die Pläne für eine Invasion Indochinas; Spione, verkleidete Offiziere, revolutionäre Emissäre erfüllten es wie auch Siam und Südchina. Unter allen Umständen müsse verhindert werden, daß die Japaner dort landeten, mit allen möglichen Mitteln, namentlich Finanzmitteln, daß Japan seine Flotte vermehre; das Mittelmeergeschwader müsse jederzeit bereit sein nach Ostasien abzugehen. Seien die Japaner einmal in Indochina gelandet, so wäre dieses verloren; denn um die Eindringlinge wieder zu entfernen, genügten 300 000 Franzosen noch lange nicht. Anfangs des Januar von 1905 erfolgte dann im „Echo de Paris" die Veröffentlichung von des Generals Kodama Angriffsplänen auf jenes Gebiet, die natürlich in der „Revue de Paris" von Baron Sujematsu sofort abgeleugnet werden mußten. Hingegen brachte dieselbe Zeitschrift in einem Artikel „Japan und der Friede" eine neue Blütenlese von Äußerungen hervorragender Japaner: Tomidzu, Okuma, Kawasaki u. a. Okuma sagte in einem Vortrag in der „Koreanisch-mantschurischen Gesellschaft" in Tokio (23. Oktober 1904) rund heraus: „China wird von uns bevormundet, Korea annektiert." Kawasaki verkündete in der „Tobokiokai": „Die Übereinkommen europäischer Mächte mit asiatischen bedürfen künftig der Genehmigung Japans", und Okuma stimmte ihm zu. Angesichts dessen ist E. Réclus der Mut entfallen; er meint im „Eclair" (Februar von 1905), Indochina sei nur zu halten, wenn die Europäer China selbst aufteilen. Andernfalls möge sich Frankreich ganz aus Asien zurückziehen und all seine Kraft auf Nordafrika verwenden.

Am gewaltigsten und wirkungsvollsten bleibt die japanische Einwirkung auf China selbst. Mit allen Mitteln suchen die Insulaner hier obenauf, in den tatsächlichen Besitz der Gewalt zu kommen. Schon in Kapitel XVIII haben wir vernommen, wie japanische Militär- und Zivilattachés, Handelsagenten, Pädagogen, technische Instruktoren aller Art den Vizekönigen und Gouverneuren zur Seite stehen, organisieren, ein- und abrichten helfen, wie Handel und Verkehr in steigendem Maße durch Japan beeinflußt werden. Erst kürzlich wieder, im Mai von

1904, hat der Berliner Korrespondent der „Nowoje Wremja", N. Melnikow, ein lehrreiches Buch darüber veröffentlicht. Und trotzdem dies auf der einen Seite geschieht, sehen die japanischen Militärbildner dem Aufstande in Kwangsi, der seit zwei Jahren dauert und nun auch nach dem Jangtszekiang-Tale hinübergreift, untätig zu. Der Vizekönig der beiden Kwang, Tsentschunhswang, zappelt sich ab und kann die Rebellen nicht niederzwingen. Die Wirren dauernd zu erhalten muß den Japanern Selbstzweck sein; dann bleibt die Möglichkeit einzuschreiten allezeit offen. Ebenso falsches Spiel treiben sie mit dem mantschurischen Hofe. Wie der Empereur Napoleon den Zaren Alexander mit dem Erfurter Weltteilungsvertrage und mit dem „Monsieur mon frère" köderte, so nennt der Tenno Mutzuhito den Tientschi Kwanghsu seinen „Bruder auf dem Throne" und sucht ihn für ein Bündnis und für die panmongolische Idee wieder zu gewinnen, wie wir schon gehört haben. Daneben aber widmet er ebenso unverhohlen Kangjuwei, dem Erzfeinde der Mantschu-Dynastie, sein Wohlwollen und setzt ihn instand, seine Sendlinge zu Hunderten ins Reich der Mitte zu schicken, damit sie dort den Umsturz predigen. In dem allgemeinen Drunter und Drüber könnte Japan am besten agieren, und wer kennt die Gelüste des Tenno; vielleicht erscheint es ihm gar nicht so unmöglich, selbst den Drachenthron zu Peking zu besteigen und als zweiter Verschmelzungs-Alexander die beiden Reiche gemeinsam zu regieren.[1])

Was besagt im Gegensatze zu all dem die Äußerung einzelner gemäßigter oder schlauer Diplomaten, wie u. a. des Gesandten Baron M. Nobuaki in Wien, der dem Ausfrager der „N. Fr. Presse" im Mai von 1904 die gelbe Gefahr als ein hohles Schreckgespenst hinstellte. Die Japaner würden sich doch nicht unklugerweise in den Chinesen Nebenbuhler und selbst eine Gefahr erziehen. Das klingt so natürlich und überzeugend; die friedlichen freundlichen Wiener glauben es auch sofort, und alle Japanerfreunde rufen aus: „Seht ihr nun, daß die Japaner gar nicht so gefährlich sind!"

Unterweilen besinnt sich aber auch die chinesische Regierung auf sich selbst. Im April von 1904 reichten die chinesischen Gesandten bei den acht großen Mächten ein gemeinsames Gesuch an den Kaiser und die Kaiserin-Regentin ein, worin dringend um Einführung von weiteren Reformen gebeten

1) Während der Verfasser Korrektur liest, trifft die Nachricht ein, daß japanische Mönche in großer Zahl China durchwandern, um das Volk gegen die Dynastie aufzureizen, und daß die Regierung zu Peking bei strenger Strafe das Verabfolgen von Pässen an diese „Pilgrime" verboten hat.

wurde, damit China seinen Platz unter den Hauptmächten der Erde behaupten könne. Die alte Dame soll das Schreiben ergrimmt auf den Boden geworfen haben; aber so ganz ohne Wirkung wird es nicht geblieben sein. Das bewies der Erlaß vom 10. Juli 1904, der von der Feier des 70. Geburtstags der Regentin (15. November 1904) handelte. Darin wurde der Beitrag der Mandarinen dazu (von ihrem Gehalte) abgelehnt; alle Festlichkeiten wurden im Hinblick auf den Krieg in der Mantschurei und den Aufstand in Kwangsi abgesagt. Es sollte gar nichts veranstaltet werden; die Mandarinen sollten alle Kraft auf die Durchführung der genehmigten Reformen (!) setzen. Den Empörern von 1898 (d. h. den Reformern) wurde Verzeihung zuteil, damit der Name der Kaiserin gesegnet bleibe; nur Kangjuwei, Liangtschitschao und Sunjatsen (Sunwen?) blieben ausdrücklich ausgenommen.[1])

All das beweist, daß der Hof zu Peking selbst im Strom des Fortschritts treibt. Und nun tritt unter dem Einflusse dieser Strömung ein für China ebenso großartiger wie für Europa gefährlicher Plan zutage, den der Anglochinese Sir R. Hart ausgearbeitet hat. Hart will China von Grund auf militärisch reorganisieren und zwar das ganze Riesenreich nach wohldurchdachten Grundsätzen auf einmal. Durch eine Reform der Kopf- und Grundsteuer sollen jährlich 400 Millionen Tael erzielt, ein Teil der Mehrausgaben soll zur Aufbesserung der Beamtengehälter verwendet und damit der Korruption und Bedrückung gesteuert werden. Bei einer Ausgabe von 280 Millionen könnten 80 Millionen auf die Um- und Neugestaltung des Heeres und der Marine kommen. Es soll zunächst in den Vizekönigtümern (Generalgouvernements) Tschili, Liangkiang, Lianghu und Liangkwang je ein Armeekorps von 50 000 Mann (also im ganzen 200 000 Mann) aufgestellt werden mit 1. und 2. Reserve, so daß in 10 Jahren je eine Armee von 125 000 Mann (im ganzen = 500 000 Mann) vorhanden ist. Für die Ausbildung der Offiziere ist in jeder Provinzhauptstadt eine Kriegsschule zu gründen. Die Ausgaben für das Heer insgesamt wären auf jährlich 50 Millionen

1) Bei dem Amnestie-Erlaß soll die abergläubische Furcht der alten Kaiserin vor der ominösen Dezennium-Vier ihres Lebens mitgespielt haben: 1844 Zulassung der Fremden in China, 1854 schwerste Bedrohung durch die Taiping, 1864 Abfall Turkestans, 1874 Eingriffe der Japaner auf Formosa, 1884 Verlust Anams, 1894 japanischer Krieg. Durch eine Gnadentat wollte sie die für China möglichen bösen Folgen des Krieges von 1904 zu paralysieren trachten. Nun, 1904 ist glücklich vorübergegangen; aber was kann noch kommen?!

Tael zu veranschlagen. Außerdem sind drei Panzerschiffgeschwader, ein nördliches, ein mittleres und ein südliches, zu bilden mit je 10 großen, 10 kleineren Kreuzern, 10 Zerstörern und 50 Torpedobootzerstörern. Die Zivilreform soll sich so gestalten, daß im ganzen Reiche 20 000 Polizeimagistrate oder Hsuntschien (ein Beamter auf 20 000 Menschen), 2000 Kreismagistrate oder Tschihsien und 20 000 kleinere Jamen vorhanden sind, die zusammen mit der Zentralverwaltung in Peking, den Gouverneuren, Generalgouverneuren und den Tatarengeneralen 160 Millionen Tael erfordern.

Betrachten wir diese menschenfreundlichen und staatserhaltenden Vorschläge des bis auf den Zopf chinesierten Engländers, dann muß uns doch wohl unheimlich werden, wenn sie zur Durchführung gelangen sollten. Diese 500 000 Mann bringen die genannten chinesischen Gebietsteile, welche von etwa 200 Millionen Menschen bevölkert werden, mit Leichtigkeit auf; zehn weitere Provinzen des eigentlichen China, die mehr als 200 Millionen Einwohner zählen, sind noch gar nicht berücksichtigt. Nehmen wir diese hinzu, so dürfen wir sagen: China kann, wenn es will, binnen 10 Jahren ein sofort mobil zu machendes Heer von einer Million Menschen mit Leichtigkeit auf die Beine bringen; es kann ebenso mit etwas größerer Anstrengung einige Millionen in Reserve halten. Das ist keine Utopie; Sir R. Hart, nicht der Schreiber dieses, hat es ausgerechnet, und jener muß es doch wohl wissen. China, d. h. die Regierung, braucht also bloß zu wollen.

Und nun denken wir uns an der Spitze der reorganisierten chinesischen Armee japanische und später fähige einheimische Generale. Die Tage des Tschingiskhan und Timur könnten wiederkehren.[1]) Sind diese Weltstürmer mit ihren Hunderttausenden auf Rosseshufen und zu Fuß Hunderte von Meilen weit gekommen, warum sollten da die neuen Mongolenstürmer im Zeitalter des Dampfes diese Entfernungen nicht noch schneller zurücklegen! Und die Japaner werden die Führung gern übernehmen; wir sehen das schon aus den Worten des Grafen Okuma (S. 214), der Asien und Europa seine Entscheidungsschlachten auf dem mittelasiatischen Plateau ausfechten läßt.

Auch noch in einem andern können die Millionenmassen Chinas Europa gefährlich werden. Wir haben ge-

1) Heuer sind 500 Jahre seit Timurs Tode verflossen.

sehen, wie bis jetzt noch wenige Maschinen in Chinas Industrie tätig sind. Die Einführung und Einbürgerung solcher wird aber nicht ausbleiben, ebensowenig wie es in Japan ausblieb. Und nun denke man: Millionen Hände, die im Hausgewerbe tätig waren, werden frei, untätig. Nicht auf einmal, aber nach und nach. Was sollen diese Millionen Erwerbsloser beginnen? Die Antwort darauf ist leicht: sie werden entweder Soldaten, Berufskrieger, oder sie wandern in verstärktem Maße aus. Dann wird aber die gelbe Rasse, deren Menschenproduktion durch die inzwischen erfolgte Erschließung des Landes und die damit verbundene Paralysierung der elementaren Katastrophen durch sachgemäße Prohibitivmaßregeln noch stärker als bisher werden dürfte, eine Weltüberschwemmung beginnen, die der weißen Rasse schwere Sorge machen muß. Die Gelben haben eben die Hauptfaktoren der Existenz: Akkomodierungsfähigkeit und Abstinenz für sich, und die Akklimatisierung wird sich auch nach und nach vollziehen. China geht durch 30 Breitengrade; die Auswanderer können sich ihre Zone also wählen. Myriaden von ihnen arbeiten im unwirtlichen Sibirien und befinden sich ganz wohl dabei, und bezüglich der europäischen Westländer braucht nur erst die Mär von den „dunkeln Inseln der Barbaren“ mit der wahren Schilderung vertauscht zu werden, um die Neugier und Wanderlust dahin zu reizen. Ganz unzweifelhaft würden auch hier die Japaner es sich angelegen sein lassen, den Chinesen den Weg nach Westen zu bahnen.

Also wiederum die Japaner als Führer. Wir sehen, die Insulaner brauchen gar nicht mehr gewaltsame Mittel anzuwenden, um die Leitung im Reiche der Mitte zu erlangen. China darf ihnen bloß nicht als Operationsfeld in friedlicher Hinsicht bestritten werden. Da aber Rußland dies beabsichtigt, hat Japan Rußland angegriffen, um es aus China herauszuschlagen.

Doch wie geringe Berechtigung haben die Japaner, die Führerschaft der gelben Rasse zu übernehmen! Weder geistig noch moralisch. Daß die Insulaner nur reproduktiv — das allerdings mit affenmäßiger Virtuosität — sind, ist schon wiederholt gesagt worden; wie einst die chinesische, so haben sie jetzt die moderne Kultur rasch nachgeahmt. Sie ist ihnen aber nur Mittel zum Zweck geworden; sie sollte der eingeborenen, eingefleischten, unbändigen und unbegrenzten mongolisch-malaiischen Samurai-Eroberungssucht dienen. Erobern, herrschen wollen die Japaner. Und wessen versehen wir uns doch von diesem Volke, das äußerlich so ehrlich und ehrbar,

so zuvorkommend und gemütvoll, so ästhetisch und human erscheint? Eines Abgrundes voll Egoismus und Heuchelei, voll Immoralität und Irreligiosität. Von Aden bis Honolulu, sagt Dr. Hundhausen, überschwemmt Japan mit seinen Dirnen die Welt; es predigt unverhohlen die freie Liebe außerhalb der Ehe. Und die ethisch-religiöse Indifferenz der Japaner gestattet, die Begriffe von Treu und Glauben, von Recht und Gesetz, von Gerechtigkeit und Menschlichkeit gegen Nichtjapaner zu sistieren, wenn dadurch das heilige Nippon vorteilhaft beeinflußt wird. Der Japaner hat keine Religion, ja er hat kein Gewissen dem Ausländer gegenüber. Nimmt er sich des an, so tut er's zum Schein, weil's ihm nach außen hin vorteilhaft erscheint. Der einzige höhere Aufschwung seines Gemüts offenbart sich, wie wir wissen, im nationalen Heroenkult; wer für Nippon gelebt hat und gestorben ist, wird direkt unter die Götter versetzt. Das haben wir bei der Vergötterung der diversen Schiffsleutnants gesehen, die sich vor Port Arthur in den Rachen des Todes stürzten. Und die Masse schreit in wahnwitzigem Chauvinismus Beifall und gibt ihren letzten Pfennig her, trotzdem dies Nachjagen nach dem Gloire-Phantom dem Sozialistenblatt „Hinohaschira“ (Feuersäule) bereits im Juli von 1904 bittere Klagen über die Verelendung des Volkes abpreßte.

Und dieses Volk will der mongolischen Welt, der Welt überhaupt den Stempel seines Geistes und Gemüts aufdrücken!

Unwillkürlich wenden sich unsere Augen auf den Bekämpfer dieser modernen Weltbeglücker, auf die Russen, die dann doch in ganz anderem Lichte erscheinen.

Man kommt nicht nur bei der urteilslosen rudis indigestaque moles, sondern auch bei der Mehrzahl der sogenannten Gebildeten förmlich in Verruf, wenn man etwas zugunsten der Russen im Gegensatz zu den Japanern sagt. Ich bemerke deshalb hier vor allem, daß ich nicht im geringsten Freund von Zarismus und Kosakentum bin. Es ist wahr: die zarische Autokratie oder Bureaukratie führt ein Gewaltregiment schlimmster Art, das jede freiere Regung des Volksgeistes unterdrückt. Die Regierung hemmt den Fortschritt der Entwickelung der Menschenrechte auf alle Weise. Es ist wahr: die widerstrebenden fortgeschrittenen Andersnationalen und Andersgläubigen, Deutsche und Finnen, werden mit Gewalt in die panrussische Uniform gesteckt. Gegen die Juden wird unter Billigung der Bureaukraten jede Gewalttat, selbst die Massenmetzelei verübt. Es ist wahr: in den oberen und mittleren Kreisen herrscht eine

Korruption, wie sie in China nicht schlimmer sein kann. Dazu greift der Alkoholismus gleich sittlich zerstörend in allen Volksschichten um sich. Es ist wahr: der kriegerische Zustand wird fortwährend wach erhalten, und in Asien wird weiter „besetzt“. Dabei wird das Volk in einer schrecklichen Unbildung und Borniertheit belassen. Das alles sind Schäden, deren Größe und Schwere nicht verkannt werden darf. Die letzten großen Revolten, die noch das Zarenreich durchwühlen, haben die schauerlichen Zustände erst recht offenbart.

Aber dem müssen wir manches entgegensetzen. Vor allem sind die Russen, wir meinen das slawische Russenvolk, Arier, unsere Rassenbrüder, während die Japaner unsere wie aller Arier Erzfeinde sind. Die Russen haben uns zur Zeit Friedrichs des Großen feindlich gegenüber gestanden; dann aber, 1813, haben sie direkt zu Deutschlands Befreiung mitgeholfen, und 1870 ist Deutschlands Einigung erst durch ihre bewaffnete Neutralität möglich geworden. Der Zweibund ist nur die Frucht einer unbegründeten Furcht vor Deutschlands Aggression, hervorgerufen durch die Mißgriffe des Ministeriums Caprivi; diese Furcht beginnt aber bereits zu schwinden. Ferner: die Russen sind die besten und solventesten Abnehmer unserer Industrieerzeugnisse und werden es noch in verstärktem Maße werden, wenn sie erst die weiten Gebiete des reichen Zukunftslandes Sibirien der Kultur erschlossen haben. Und daß sie dieses verstehen, haben wir schon früher ausführlich dargetan. Die russische Kolonisierung und Kultivierung in Turkestan und Sibirien unterscheidet sich vorteilhaft von der englischen in Indien und anderwärts; sie ist vor allem human und nicht ausbeutend. Und in der Transkaspischen, mehr noch in der gewaltigen Transsibirischen Bahn haben die Russen Kulturwerke ersten Ranges geschaffen. Alle Auslassungen neidischer ausländischer Fachmänner oder krittelnder reisender Dilettanten können diese Tatsache nicht umwerfen; die einzige Schwäche, die Eingleisigkeit der Bahn, soll jetzt ja auch behoben werden. Weiter: die Russen sind uns gemütlich verwandt; der Grundzug des russischen Volkes ist die Gutmütigkeit unter Arbeit und Entsagung; eine gewisse Kindlichkeit und eine tiefe Gewissenhaftigkeit sind der großen Masse eigen. Wie vorteilhaft sticht das gegen die Gemütsroheit der „zivilisierten“ Japaner ab! Endlich: was die Mißregierung angeht, so haben wir nur an die vergangenen Zeiten bei uns zu denken. Dabei haben die Deutschen noch nicht einmal eine dritthalbhundertjährige Mongolenherrschaft auf dem Nacken tragen müssen, welche

die Russen ins Sklavenjoch zwängte. Aber wir sind auch in dieser Beziehung für die Zukunft sehr hoffnungsfreudig. Äußere Katastrophen haben in Rußland schon zweimal einen inneren und zwar elementaren Umschwung gebracht. Die polnisch-türkische Gefahr veranlaßte den großen Peter, das „Fenster nach Europa aufzumachen“, und die englisch-französische Invasion den Zar-Befreier Alexander, die Leibeigenschaft aufzuheben. *Der japanische Krieg*, möge er nun siegreich oder unglücklich verlaufen — beidemal wird Rußland gleich Japan todermattet daraus hervorgehen —, *wird sicherlich die Reform des Beamtentums und auch diejenige Konstitutionsform bringen, welche das russische Volk ertragen kann.*[1])

Die Abendländer haben sich nun zu entscheiden, wie sie der drohenden japanischen und mit ihr der panmongolischen Gefahr entgegentreten wollen. Zwei Großreiche bilden einen natürlichen Wall gegen die Invasion der Japaner: China und Rußland. Mit *China* aber haben es die Westländer ganz verdorben. Die Engländer haben die Tore des Riesenreichs 1842 und 1860 erbrochen, um mit dem volksverderbenden Opiumgifte ihres indischen Kolonialreichs ihren so ertragreichen Handel ungestört treiben zu können. Aus demselben Grunde, in engherziger Krämer-Moment-Politik haben sie die gewaltige, tatsächlich fremdenfreundliche Erhebung der Taiping, die China modern reformieren wollte, zugunsten der schon halb gestürzten Mantschu-Dynastie niederwerfen und ausrotten helfen. Die Taiping verboten den Opiumgenuß, deshalb nieder mit ihnen! Das sind Englands Haupt- und Spezialsünden an China gewesen.

Aber auch die anderen Mächte sind unpolitisch in China verfahren. Die Methode, gleich mit der gepanzerten Faust dreinzufahren, die auch wir uns nach dem Muster besonders der Engländer und Franzosen seit Bismarck angeeignet haben, war hier nicht immer die richtige. Ob der Ausländer, den der Chinesenpöbel schädigte oder totschlug, nicht selbst schuld war, wurde nicht untersucht; allemal aber wurde der Fall durch eine Sühne über Gebühr beglichen. Meist mußte er zum Vorwand von Handelskonzessionen, Befugniserweiterungen u. a. für die Ausländer dienen.

---

1) Diese Prophezeiung beginnt sich schon zu erfüllen: am 3. März 1905 hat der Zar das Manifest erlassen, durch das er verspricht, „würdige, das Vertrauen des Volkes genießende, von der Bevölkerung gewählte Männer zur Teilnahme an der Ausarbeitung und Beratung der legislativen Entwürfe heranzuziehen.“ *Das ist der Anfang der Konstitution.*

Die Chinesen, gewohnt, die Welt in Ruhe zu lassen, hatten die Ruhe im eigenen Hause nicht mehr. Und noch mehr: da die Ausländer wußten, daß sie die heimische Macht hinter sich hatten, so gefielen sie sich in einer hochmütigen und unnachsichtigen Behandlung der Chinesen; die Kuli wurden mit Schlägen und Fußtritten traktiert; betrunkene Matrosen prügelten angesehene Leute, zogen sie an den Zöpfen, nannten sie Schweine. Alles haut, sagt der Weltreisende A. v. Korff, auf den Chinamann; nirgendwo findet er einen Ort, da er nicht herumgestoßen wird. Nur in Hongkong ist das Gegenteil der Fall; da wird der Chinese verzogen; dafür sieht man in Singapur ihn selbst desto fester auf die Hindu hauen. Auch im Geschäftsleben ist der Ausländer nicht immer klug. Meist sucht man die Gelben auszubeuten; man sollte sie wirtschaftlich zu gewinnen suchen. Der chinesische Komprador (Geschäftsvermittler), sagt F. Woas, ist ein solider Mann; „ehrlich, wenn auch dreckig" ist überhaupt die Devise des Chinesen, der im Gegensatz zum Japaner sein Wort hält. Also warum die Leute unredlich behandeln, wozu sie reizen!

Dasselbe gilt von der Tätigkeit vieler, beileibe nicht aller Missionare, die Deutschen namentlich ausgenommen. Professor G. Schlegel in London wirft den englischen Missionaren vor, daß sie gegen den chinesischen Ahnenkult und die Pietät zu unduldsam seien. „Ich bin nicht gekommen, den Frieden zu bringen", „Wer ist meine Mutter", „Laßt die Toten ihre Toten begraben", sind die Leitsätze, nach denen die Missionare handeln, die sie den Chinesen einprägen wollen, die aber der konfuzianischen Lehre direkt entgegenstehen. Bei der Menge verfängt das nicht. Die Chinesen selbst behaupten, die Bekehrten seien nur „Reischristen" (Vorteilsucher), und deshalb stehen diese in geringem Ansehen bei ihren Landsleuten. Die Muhamedaner, sagt Schlegel, machen es anders; sie schonen den Ahnenkult; deshalb haben sie bereits 25 Millionen Anhänger, während die Christen nur $1^1/_2$ Million zählen. Geradezu abschreckend aber ist, was die „Hamburger Nachrichten" im Juni von 1901 sich aus Paris über die französischen Missionare (Mönche) und deren Anstalt, „Oeuvre de la Sainte-Enfance" genannt, berichten lassen. Sie kaufen kleine Kinder in Mengen, taufen sie und lassen sie dann sterben. Der Bischof Guierry hat diese Engelmacherei geradezu begünstigt, indem er die Missionare dazu beglückwünschte, daß sie auf diese Weise alljährlich etwa 400 000 Kinder direkt „in den Himmel schickten".

Man darf sich da nicht wundern, wenn die Abendländer bei einer so rücksichtslosen Behandlung der Chinesen keine Liebe er-

werben, wenn vielmehr der Haß immer und immer wieder emporloht. Namentlich durch die Engländer ist alles gründlich verschüttet und verdorben worden.

Aber damit nicht genug, daß die Abendländer unvernünftigerweise die Chinesen durch schlechte Behandlung reizten; sie haben sie auch gegen sich bewaffnet. Bereits vor dem Frieden von Schimonoseki deutete ich in meinem „Mongolensturm" an, man möchte die Einfuhr von Waffen und Munition nach China untersagen. Das ist von manchem behohnlächelt worden. Fünf Jahre später, nach dem Patriotenaufstande, wurde wahrhaftig das Verbot auf zwei Jahre festgesetzt. Als 1903 der Termin ablief, ist es nicht erneuert worden. Warum nicht? Weil die Herren Abendländer nicht gern den Ausfall der hohen Einnahmen für jene Importgegenstände sahen. So bewaffnet die arische Gemeinschaft die gelben Millionen gegen sich selbst, wie ein Arier (Hart) sie gegen Europa militärisch organisieren will. O Unvernunft der Unvernunft!

Man kann über solches Verfahren nur die Hände überm Kopfe zusammenschlagen. China ist für die Europäer nicht nur hoffnungslos verloren, es wird geradezu seinem natürlichen Bundesgenossen, Japan, in die Arme getrieben.

Somit bleibt als einzige Vormauer gegen die bedrohliche Mongolenmacht: Rußland.

Noch vor zehn Jahren befürchtete Schreiber dieses die Möglichkeit der Mongolisierung Rußlands, wenigstens der Akzeptierung mongolischer Prinzipien und damit eine Gefahr für das Ariertum durch Rußland selbst. Daß diese Befürchtung nicht so ganz unbegründet war, zeigen die neuerlichen Auslassungen der Fürsten Uchtomski und Meschtscherski, also von Leuten, die zu den fortgeschrittenen Russen gehören und lange Zeit das Ohr des Zaren hatten. Uchtomski schwärmt für eine Verbrüderung des Slawen- und Mongolentums, für ein Großreich von der Ostsee bis zum Blauen Meere; Meschtscherski geht nicht so weit, aber in anderer Hinsicht noch weiter: er rät einen Bund von Rußland und Japan an, um ganz Asien auf diese Weise unter beide Mächte aufteilen zu können.

Damit stehen die beiden „Fortschrittler" jedoch ziemlich allein. Das Volk wie die maßgebenden Kreise haben glücklicherweise erkannt, daß das Slawentum im Russenreiche doch noch superior ist und auch superior erhalten werden muß. Der Krieg gegen Japan ist offiziell und aus innerster Überzeugung als ein Kampf für das Ariertum gegen die

mongolische Weltherrschaft proklamiert worden, als ein „Kampf der Moskauer Tradition gegen die Tokioer Revolution", und zugleich ist ausgesprochen, daß dieser Kampf ausgefochten werde, bis die Flagge mit dem blauen Andreaskreuze auf dem Palaste des Tenno flattere. Im andern Falle, so erklärte im September von 1904 ein hoher russischer Staatsmann der „Deutschen Revue", müßten die Japaner erst vor Moskau stehen, bevor sich Rußland Frieden diktieren ließe. Dies Wort wird trotz der eingetretenen Unruhen seine Geltung behalten. Rußland gibt seine Existenz auf, wenn es sich von Japan überwältigen läßt.

Die allerverschiedensten Stimmen erheben sich denn auch für Rußland. Fürst Bismarck hat bereits gesagt, Europa könne nicht wünschen, daß im fernen Osten sich ein zweites Großbritannien bilde; die Welt habe an einem gerade genug. Karl Peters schreibt, Europa könne ganz zufrieden sein, wenn Rußland die Mantschurei und Japan Korea nehme, denn dann werde viel Zündstoff aus der Welt entfernt; im übrigen ist er freilich für Japan, dessen Aktion die „ozeane Kulturepoche" einleite. E. Réclus bemerkt, man könne dem Länderkoloß Rußland, der auf allen Seiten von Binnenmeeren beengt sei, es nicht verübeln, wenn er sich einen ozeanen Ausgang suche. Allerdings beklagt der Friedensfreund die Vernichtung der Hunderttausende von Menschenleben, den Verlust von Milliarden an Werten und im Falle des Unterliegens Rußlands die weittragenden Folgen für den asiatischen, ja den Weltfrieden, da dann die Asiaten keinen Respekt mehr vor den Ariern hätten. Ähnlich drückt sich V. Bérard in seinem Werke „La révolte de l'Asie" aus, worin er den Engländern schuld gibt, die Japaner in den Krieg gehetzt zu haben, um währenddessen ihre eigenen Geschäfte in Tibet u. a. zu besorgen. Was aus diesem frivolen Wesen entstehen könne, wisse noch niemand. Auch H. Labouchère gesteht in der „Truth" Rußland als einer kulturellen Macht die Ausbreitung nach den Meeren hin zu; England gehe das nichts an; es könne auch gar nichts dabei verlieren. Anderseits wünscht er, kurzsichtig wie Peters, Japan den Sieg; die Europäer hätten in Japan und China nichts zu suchen; letzterem Lande hätten sie, die Engländer vorauf, bloß Räuberei und Opiumschande gebracht, und über dem Weiterräubern würden sie nur untereinander in die Haare geraten. Graf L. Tolstoi meint zum Berichterstatter des Figaro: „Ich unterscheide nicht zwischen den Rassen, sondern denke in erster Linie an die Menschen. Warum sollen wir die gelbe Rasse hassen; wir kennen sie ja noch gar nicht!" Sofort aber fügte er hinzu, er sei atavistisch (hier = patriotisch) und verfolge die Zeitungen genau.

Daß die Russen an kriegerische Vorgänge im fernen Osten gar nicht dachten, beweist, daß die Japaner sie als völlig Unbereite überfallen konnten. Botschafter Graf Cassini gestand selbst zu, daß zu Ende von 1903 tatsächlich nur 60—70 000 Mann russisches Militär in der Mantschurei standen. Aus W. Werjeschtschjagins im Juli von 1904 in der Pariser „Revue“ veröffentlichten Briefen an einen Freund hören wir den so vorzeitig Umgekommenen darüber klagen, daß der Zar so vertrauensselig und in Ostasien nichts gerüstet sei. Den furchtbaren Ernst des Weltkampfes hat man auch später noch nicht erfaßt. Beweis dafür sind die sorglosen Soldatenlieder:

All die gelben Ungeheuer
Spießen wir aufs Bajonett,
Braten sie am Lagerfeuer
In dem eignen magern Fett.
So kommt man dem Pack. Usw.

Nach den Mordschlachten von Liaojang, ja schon lange vorher, haben sich die Ansichten durch Schaden zum Nutzen geändert.

Die Regierungen der europäischen Kontinentalen haben Rußland gegenüber volles Wohlwollen bewahrt. Anders England, das mit Japan ja ein Bündnis abgeschlossen hatte. Dies berühmte Bündnis eines Volkes, das ein ausgesucht arisches sein will, in der Tat aber nur ein arischer Völkerbastard ist, mit dem mongolisch-malaiisch-ainoischen Völkerbastard erscheint ebenso natürlich wie unnatürlich. Unnatürlich, da gelb und weiß nicht zusammengehören und nie miteinander auskommen können; natürlich, da die beiden Insular-Nationen durch den krassen Krämer-Realismus und -Egoismus, die Interessepolitik im vulgärsten Sinne, miteinander verbunden sind. So etwas kann wohl einen Zeitbund erzeugen, und nur einen solchen hat denn auch die kurzsichtige Momentpolitik der Geldsack-Staatsmänner zu Saint James, die allzeit von der Hand in den Mund gelebt hat, beabsichtigt. Um seine Pläne auf dem „Glacis von Indien“ auszuführen, hat England zugleich Japan gegen Rußland vorgeschickt. Kommt es zum Drauf und Dran, dann wird es den Verbündeten gewissenlos stecken lassen. So hat es doch schon seine Extratouren mit dem Bundesgenossen und dem Freunde Rußlands, also mit Japans Nichtgönnern, Frankreich und Deutschland, getanzt. Der englisch-französische Schiedsgerichtsvertrag vom 8. April und der englisch-deutsche vom 12. Juli 1904 sind Zeugen davon. Aber ob nicht doch weitere Bemühungen unterm Schutze des Völkerzweikampfs ebenso „vergeblich gelingen“

werden wie in Tibet, wer kann das sagen! Nur das steht fest; das „perfidious Albion", wie der größte Poet Großbritanniens im 19. Jahrhundert sein Land oder vielmehr seines Landes Regierung bezeichnet hat, wird nie für seine Bundesgenossen, „the little Japs", sich die Finger verbrennen; sein Beistand wird sich stets in den Formen des Mobhurra und dem Hatzhatz! der Flegelpresse, also „ideal" zeigen.

Auch eine andere arische Macht scheint Japan nicht ungünstig zu sein: die Union. Sie hat von vornherein sich für die Neutralität und Integrität Chinas ausgesprochen und Japan in seinen Bemühungen, die Räumung der Mantschurei zu erwirken, nachhaltig unterstützt. Aber tat Amerika das selbstlos? Im Gegenteil; da sprechen andere Gründe mit. Nach der europäischen Seite hin, über den Atlantischen Ozean ist die amerikanische Ausdehnung gehindert; Südamerika will sich nicht in die Monroe-Doktrin hineinzwängen lassen; so muß sich der unionistische Expansionsdrang über den Großen Ozean hin betätigen und die Industrie sich ihr Absatzfeld im Reiche der Mitte suchen. Der Stille Ozean und Polynesien müssen nach der Ansicht der Yankees, amerikanisch werden. Die Etappen dazu sind gebaut: 1898 Hawaii, 1899 Tutuila, Guam und die Philippinen; der Panamakanal, im April von 1904 auszuführen beschlossen, wird die Südgrenze der nordamerikanischen Interessensphäre bilden, zugleich aber die große Verbindungsstraße der Emporien der Atlantic mit denen der Pacific Sea werden. Der Chamberlainismus hat seit dem spanisch-amerikanischen Kriege die Absichten der „großen anglosächsischen Brudernation" durchschaut und im stillen das „Rückwärts, rückwärts, Don Rodrigo!" angestimmt. Australien, die Commonwealth, ist doch verloren; da hieß es, sich umso mehr häuslich in Südafrika einrichten.

Also herrscht vorläufig schönstes Einvernehmen zwischen der Union und Japan, die beide den Chinesen protegieren, um ihn auszunutzen. Aber diese Freundschaft kann nicht von Dauer sein. Schon schielen die Japaner auf die vor ihrer Tür liegenden Philippinen und auf die fernen Sandwichs, und Filipinos wie Hawaiienser hassen und verachten die Weißen, die ihnen nur Polizeiwillkür und Beamtenkorruption gebracht haben. Aber die Japaner sind stammverwandt. Da wird also die japanisch-amerikanische Freundschaft bald in die Brüche gehen.

Kanada will schon jetzt nichts von den Japanern wissen. Es hat ihrer erst 4800, will aber Ausnahmegesetze gegen

eine drohende stärkere Einwanderung erlassen. Die Sympathien sind hier offen mit Rußland; es soll stark bleiben, um britischen Übergriffen einen Dämpfer aufzusetzen.

Schlußwort.

Kommen wir nun zum Schlusse.

Die „Annales forestières“ brachten unlängst einen interessanten Aufsatz „Le combat du désert asiatique contre l'Europe“. Darin war gesagt, Osteuropa müsse allmählich zur Wüste werden, wenn der Mensch nichts dagegen tue. Die ungeheuern Steppen würden infolge der Klima-Änderung und der Verminderung der Niederschläge immer unfruchtbarer, die Flüsse ärmlicher. Der Amu versumpfe, der Aralsee ebenfalls, die Flüsse in der Nähe versiegten, die Oasen verschwänden, das Kaspische Meer sinke langsam tiefer. Die kosmische Umbildung wirke fort und fort. Aber der Mensch sei auch selbst schuld an diesem Wandel zum Schlimmen, und zwar hätten die sinnlosen Entwaldungen in den sarmatischen und turanischen Steppen dazu beigetragen. Erst neuerdings habe man die Wiederaufforstung Südrußlands begonnen und werde in diesem Kulturwerk hoffentlich fortfahren.

Dieses Bild aus der Naturentwickelung paßt es nicht vortrefflich auf die Geschichtsentwickelung, auf die gelbe Gefahr, die uns von Asien her droht!

Die gelbe Gefahr! Wie mancher Dämeler und Duseler führt das Wort im Munde, lacht und spottet darüber, wie manches Politikasterchen oder Geschichtsdilettäntchen höhnt den denkenden und suchenden Warner als Schwarzseher oder Wichtigtuer! Am meisten aber tut der Chauvinist verächtlich: „Lasset sie nur kommen; uns kann keiner....“

All diese seichten oder aufgeblasenen Schwätzer wissen, ahnen nicht, was die Bezeichnung „gelbe Gefahr“ eigentlich besagen will. Ich habe in den voraufgegangenen Blättern ausführlich dargetan was sie ist und bedeutet. Es empfiehlt sich nun, das noch einmal kurz zusammen zu fassen und zum Schlusse zu sehen, wie wir uns vor der gelben Gefahr schützen können.

Also: Was ist die gelbe Gefahr?

1. Die gelbe Gefahr ist Japan, ist der „Nipponismus“, der Weltmachtsdünkel, der nicht nur die Devise „Asien den Asiaten!“ sondern „Den Gelben die Welt!“ auf seine blut-

lohende Sonnenfahne geschrieben hat. Es ist der wilde Samurai-Chauvinismus, der, alle Schranken überspringend, Amok laufen will gegen die weiße Rasse, der er doch alles verdankt. Es ist der höchst gefährliche Wahn, durch die kulturelle, namentlich industrielle Tätigkeit den arischen Völkern den Rang auf dem Weltmarkte abzulaufen und die einheimische Fertigkeit, die durch eine äffische Nachahmungskunst allzu trefflich unterstützt wird, zur Beherrscherin der Dinge zu machen. Es ist die verderbliche schintoistische Weltanschauung, die Religion und Ethik, wahre Kunst und Wissenschaft nicht berücksichtigt, sondern nur in der Technik und der Oberflächlichkeit des Idealen ihr Genügen sucht und Immoralität und Irreligiosität großzieht.

2. Die gelbe Gefahr ist China, ist das Reich der Hunderte von Millionen, das den Völkerkrater in sich schließt, der schon einmal über tausend Jahre lang unaufhörlich seine erobernden und vernichtenden Völkerschwärme über Europa ausgespieen hat. Die gewaltige Expansionskraft der Mongolen ist von den Ariern wie in kriegerischer, so aber auch in friedlicher Weise schwer empfunden worden. Wenn nun entweder durch kriegerische Impulsion oder durch die friedliche Arbeit der Kulturwerkzeuge die Millionenmassen in Bewegung gesetzt werden, dann muß ein Existenzkampf zwischen Gelben und Weißen entbrennen, der an Furchtbarkeit seinesgleichen sucht.

3. Die gelbe Gefahr ist also drittens und letztens der Bund zwischen China und Japan, in welchem Japan die Führung übernimmt und durch den es die gelben Massen auf die arische Rasse zu stürzen vermag. Die Gefahr wird dadurch vergrößert, daß, wenn die übrigen Asiaten einmal inne geworden sind, sie vermögen durch ihre Masse den Vorteil über die Europäer zu erlangen, die Revolution Gesamtasiens nur eine Frage der Zeit ist. Indochina und Indien, Iran und Turan werden sich, im Rückhalt an China und Japan, nicht mehr von dieser Revolution zurückhalten lassen.

Was sollen wir gegen die gelbe Gefahr tun.

1. Das allernächste ist: aus der Geschichte lernen. Was schon dagewesen ist, kann wiederkehren. Der mongolische Weltsturm des Tschingiskhan kann sich wiederholen; wenn er aber wiederkehrt, dann wird er in einer viel höheren Potenz zu erwarten sein. Das Ringen wird umso furchtbarer werden, je mehr Massen aufgeboten werden. Unerhört sind jetzt schon die Schlachten zwischen Russen und Japanern mit ihrem wochenlangen unaufhörlichen Mordgemetzel; was kann daraus werden, wenn Erdteil

gegen Erdteil sich wappnet! Und werden die künftigen wirtschaftlichen Schlachten weniger erbittert sein!

2. Das zweite ist: weniger nationalen Chauvinismus als arisches Rassegefühl beweisen. Dazu gehört vor allem: mit den sogenannten Sympathien brechen. Der Japaner ist ein Erzfeind der weißen Rasse, also fort mit der Sympathie für ihn. Fort aber auch mit den Zänkereien und Streitigkeiten der Weißen, der Europäer untereinander! Was ist elsaß-lothringische, finnische, Balkanfrage im Hinblick auf die Gefahr im Osten! Für alle Arier insgesamt kann es nur eine Frage geben und das ist eben die gelbe. In dieser müssen sie gemeinsam handeln.

3. In China ist das unglückselig Versäumte nicht wieder gut zu machen. Alles was die Europäer tun können, ist: die fernere kriegerische Impellierung Chinas nach Möglichkeit verhüten. Männern wie Sir R. Hart mit ihren militärischen Reformplänen muß das Handwerk gründlich gelegt werden; Waffen und Munitionseinfuhr soll verboten bleiben. Man behandle anderseits die Chinesen menschenwürdiger, man leite sie an, nur allmählich von der Hausindustrie zur Maschinenindustrie überzugehen, die reichen Schätze, die der Boden ihres Landes birgt, selbst zu heben und zu verhandeln. Auf solche Weise unterstützt man den natürlichen Hang des Chinesen, am heimatlichen Boden zu haften, ein Moment, das als ungemein wesentlich zu betrachten ist. Dabei suche man in schonender Weise, den nüchternen Sinn des Chinesen nutzend, diesen allgemach von der fortschritthemmenden Weise des Ahnenkultus zu überzeugen ohne letzteren ganz zu verdammen oder jäh abschaffen zu wollen.

4. Gegen Japan muß dagegen schärfer vorgegangen werden. Die Japaner dürfen auf dem Festlande Asiens nicht festen Fuß fassen; die Europäer müssen trachten, sie aus den bereits genommenen Positionen wieder zu werfen. Die Tätigkeit der Japaner in China muß paralysiert werden; vor allem darf die versuchte kriegerische Mobilmachung der Chinesen durch die Japaner nicht geduldet werden, und auch auf wirtschaftlichem Gebiete sind sie nach Möglichkeit zu bekämpfen. Wenn Japan sich nicht fügt, so sind seine Inseln wirtschaftlich zu boykottieren. Alle Japaner im Auslande sind unter eine gewisse Polizeiaufsicht zu stellen, damit das abscheuliche Spionagesystem aufhöre, womit Japan die zivilisierte Welt auslauert, um sie dann mit den erlangten Resultaten zu bekämpfen.

5. Rußland muß eine andere Beurteilung erfahren. Über die

inneren Verhältnisse, die ganz sicher in der nächsten Zeit eine Umwandlung im Sinne der Vollkultur und des Konstitutionalismus erfahren,[1]) muß hinweggesehen, dagegen anerkannt werden, was die Russen für die Kultur in Asien Großartiges geleistet haben und noch leisten wollen. Vor allem ist in Betracht zu ziehen, daß Rußlands Lebensaufgabe fortan darin besteht, den Mongolismus, von dem es sich nicht absorbieren lassen darf und will, aufs äußerste zu bekämpfen. Damit muß auch die im Zarenreiche zum Teil noch vorhandene Aversion und Animosität gegen das übrige Europa schwinden, und dieses darf hinwiederum mit Freuden den mächtigen Länderkoloß des Ostens als Vormauer und die Russen allgemach auch als Vorkämpfer des Ariertums betrachten und unterstützen.

6. Somit ist auch die Bahn zu einer innigeren Zusammenschließung der kontinentalen arischen Europäer geebnet. Die wohlwollende Haltung des Dreibunds während des Krieges wird nicht ohne Wirkung auf Rußland bleiben, und durch das künftige Verhalten der Russen werden auch die Franzosen beeinflußt werden. Es steht zu hoffen, daß dann die sogenannte elsaß-lothringische Frage lautlos aus der Welt geschafft wird, und daß Rußland, Österreich, Italien und Frankreich sich über die Lösung der Balkanfrage einigen werden. Wenn Rußland aus seiner Gefangenenzelle im Pontus nur hinauskann, dann wird ihm der Besitz Konstantinopels nicht mehr so wertvoll sein. Es hat ja die breite Basis am Stillen Ozean, die es notwendig erlangen muß; — die Mantschurei und Korea müssen russisch werden. Wenn aber erst die europäischen Reibflächen beseitigt sind, dann steht einem festen, bundesmäßigen politischen Zusammenschlusse der Kontinentstaaten nichts mehr im Wege. Und weiter: dann wird auch der wirtschaftliche Zusammenschluß nicht ausbleiben.

7. Aber England, wo bleibt dieses? wird mancher fragen. Nun, meine Ansicht geht dahin, bei den künftigen Abmachungen das stets abseits stehende Inselreich, namentlich so lange es mit dem gelben Erzfeinde verbunden ist, ganz aus dem Spiele zu lassen. England ist ohne den Kontinent nichts; der Kontinent aber ist selbständig geworden und braucht England nicht, wenn er einig ist. Ist er aber einig, dann muß England von selber kommen und sich de- und wehmütig anschließen. Und das wird es tun; denn es muß herausfühlen, daß der wilde Chauvinismus seiner

1) S. Note a. S. 241.

gelben Bündner seinem Indien gefährlicher werden dürfte als die sogenannte Eroberungssucht Rußlands, mit dem es sich viel eher friedlich auseinandersetzen kann. Ein Anlehnen an den Kontinentalbund wird also für England nur von Vorteil sein.

8. Und die Union? Auch die Amerikaner sind Arier und werden das nicht vergessen. Um den Großen Ozean wird künftig ein Wirtschaftskrieg entbrennen nach hundertfach vergrößertem Maßstabe des Kampfes um das Mittelmeer, wie er hier über zwei Jahrtausende gewährt hat. Amerika kann, wie wir schon gesehen haben, keineswegs die japanische Machtentfaltung in der extremen Absicht der gelben Jingoes zu Tokio dulden. Das genügt uns vorläufig; das andere sind curae posteriores, die wir für lange nicht so gefährlich wie die gelbe Frage halten. Denn von den Amerikanern trennt uns hüben und drüben der Ozean, aber mit Asien hängen wir zusammen. —

Die gelbe Gefahr ist da; erscheint sie gegenwärtig auch erst noch in der Entwickelung, wir dürfen sie nicht unterschätzen, müssen beizeiten unsere Gegenmaßregeln treffen. Die Entwickelung kann allmählich, sie kann aber auch schnell vor sich gehen, letzteres namentlich dann, wenn Japan Rußland besiegen sollte. Wenn dieser Fall eintreten würde, dann wäre das ein Beweis dafür, daß die ideelle Superiorität der weißen Rasse nicht allzeit gleich der reellen ist, und daß die Weißen dann alle Kraft anspannen müßten, um das Gleichgewicht herzustellen.

Sollte man den Sieg Japans im gegenwärtigen Kriege also wünschen? In gewissem Sinne könnte man dazu geneigt sein; denn dann würden vieler Augen aufgetan werden, um den drohenden Feind zu erkennen. Aber es schließt das Teufel-an-die-Wand-Malen und das Spielen mit dem Feuer immer eine große Gefahr in sich. Wünschen wir also den Russen den Sieg, zugleich aber auch die Einkehr bei sich selbst und die Annäherung an die übrigen Europäer zum gemeinsamen, erfolgreichen Kampfe wider den Erzfeind, den Panmongolismus, der nimmermehr aufkommen darf.

Beim Beginne des japanisch-russischen Krieges schrieb die „Frankfurter Zeitung“: „Wenn die Losung ausgegeben wird: Gelb oder weiß! dann halten wir es immer noch lieber mit den Weißen als mit den Gelben.“

So muß aller Weißen Glaubensbekenntnis lauten, die nicht Verräter an ihrer Rasse werden wollen.

Die chinesische Kaiserfamilie.

I. Kaiser **Mianning (Taokwang)** † 1850 und seine Nachkommen.

(Neun Söhne: Generation **I** und ihre Abkömmlinge: Generationen **Tsai, Pu** und **Ju.**)

1. **Iwei**, Prinz von Pitschi †,
   - A.-S. Tsaitschi, Sohn des Clansmanns Itschi.
     - Pulun, * 1874, zum Taako ernannt 1902.
       - Jutsun.
       - Jukang.
     - Putung.
2. **Ikang**, Prinz von Schun †.
3. **Itschi**, Prinz von Hwui †.
4. **Itschu** = Kaiser **Hienfung**, * 1832, reg. 1850, † 1861

   Tszuan, Tszian, **Tszehsi** } Gemahlinnen. (**Tszehsi**:) Kaiserin-Mitregentin 1861—81, Kaiserin-Regentin 1881—89, u. s. 1898.

   - **Tsaitschun** = Kaiser **Tungtschi**, * 1856, reg. 1861 (1873), † 1875.
     - A.-S. Tsaitien (s. u. 7).
5. **Itsung**, Prinz von Tun †, ad. v. Miankai (s. II).
   - Tsailien, * 1854, degr. 1901.
     - Putschang, * 1893.
     - Puhsiu, * 1896.
   - Tsaii, * 1855, degr. 1901. Prinz von Twan, ad. v. Mianhsun (s. II).
     - Putschwan, * 1875.
       - Juan, * 1893.
     - Putschun, * 1885, 1900 zum Taako ern., 1901 degr.
   - Tsailan, * 1856, degr. 1901.
     - Putscho, * 1882.
     - Putan, * 1892.
     - Puhsin, * 1893.
   - Tsaijing, * 1859.
     - Putschiao.
     - Pupi.
     - Putschin, ad. v. Tsaischu (s. u. 9).
     - Pujen.
     - Putschien.
6. **Ihsin**, Prinz von Kung, † 1898 (Regent 1861—73).
   - Tsaitscheng, * 1856, † 1885.
     - A.-S. Puwei, * 1880.
   - Tsaijing, * 1861, degr. 1901.
     - Puwei, * 1880, Prinz von Kung.
     - Puju, * 1899.

7. **Ihwan**, Prinz von Tschun, † 1891.

Tsaikwang †.	**Tsaitien** = Kaiser **Kwanghsu**, * 1872, reg. 1875 (1889), abg. 1900.	Tsaifeng, * 1883, Prinz v. Tschun.	Tsaihsun, * 1885, 1902 Prinz v. Iwan.	Tsaitao, * 1887, ad.: 1. v. Imo, (s. II), 2. v. Iho, (s. u. 8).

8. **Iho**, Prinz von Tschung †.
   A.-S.: 1. Tsaijing (s. u. 6), 1901 degr.
   2. Tsaitao (s. u. 7), s. 1901.

9. **Ihwui**, Prinz von Fu †.
   |
   Tsaischu, Prinz von Fu.
   |
   A.-S. Putschin (s. u. 5).

II. Kaiser Miannings Brüder (Generation Mian).

Kaiser Kiaking, † 1820.

Mianmu †.	Miankai †, Prinz von Tuntschio, A.-S. Itsung (S. I, 5).	**Mianning**, Kaiser Taokwang, † 1850.	Mianhsun †, Prinz von Hwai, A.-S. Tsaii (S. I, 5).	Mianju †, Prinz von Hwui. | Imo †. | A.-S. Tsaitao (S. I, 7).

III. Abkunft des Prinzen von Tsching.

Kaiser Kienlung.
|
Jenli, Prinz von Tsching
(Bruder Kaiser Kiakings)
|
?
|
Ikwang, Prinz von Tsching.

Tsaitschen.	Tsaifu.	Tsaischou.

Söhne von Tsaitschen:

Putschung.	Pujui.

A.-S. = Adoptivsohn, ad. = adoptiert, degr. = degradiert.

Nachschrift.

Nun ist die große zweiwöchige Schlacht bei Mukden (24. Februar — 10. März) geschlagen. Mehr als 700 000 Mann haben gegeneinander gekämpft, und das russische Heer Kuropatkins ist durch das japanische Ojamas zertrümmert worden. Die Folgen dieses weltgeschichtlichen Ereignisses sind noch nicht abzusehen.

Was die neuen gelben Weltstürmer militärisch leisten können, wird nun abermals bestaunt werden, nicht zum wenigsten von denen, die den Japanern Mittel und Wege liehen, das Kriegshandwerk den Abendländern abzusehen. Ob es aber freudige Empfindungen sind, die sie beschleichen, dürfte sehr fraglich sein. Was ist von einem solchen Kriegsfanatismus zu erwarten? Wird er sich auf die Dauer mit den errungenen Erfolgen begnügen? Welche Wirkung wird er auf die übrigen Asiaten ausüben?

Schweren, bösen Zeiten gehen wir entgegen. Für uns können die Tage von Mukden nur ein warnendes Feuersignal mehr sein:

Völker Europas wahret euch!

Jotham. Biblische Erzählung (Buch der Richter 9)

von

C. Spielmann.

Ungebunden Mk. 3,—. * Elegant gebunden Mk. 4,—.

Beurteilungen:

Reichsbote Nr. 269 vom 14. November 1901. Referent hat das Buch in einem Zuge lesen müssen, weil er nicht davon los kommen konnte, aber auch bei Prüfung im einzelnen bleibt der Eindruck ein bedeutender. Da sind Land und Leute des heiligen Landes nicht etwa zur Einkleidung für höchst moderne und überaus subjektive Situationen und Gedanken genommen, so daß der alte Fehler des kulturhistorischen Romans, eben weil es sich um biblischen Stoff handelt, um so ärgerlicher aufträte, sondern wir werden wirklich in die Heldenzeit des Volkes Gottes versetzt. Man staunt, was der Verfasser aus dem einen Kapitel, Richter 9, zu entwickeln verstanden hat, wir bekommen eine lebendige Vorstellung von der rauhen und doch so interessanten Zeit, feinsinnig sind die Charaktere und die Landschaften gezeichnet, und die Liebe Jothams zu Ada der Priesterstochter ist nicht zum beherrschenden Motiv ausgesponnen, so daß eine der fabrikmäßig hergestellten Liebesgeschichten sich vor uns abspielte, sondern wir werden eingeführt in die Kämpfe des Volkes gegen äußere Feinde und mit den Kananitern, die mitten unter ihm wohnten, und das ist zugleich ein Kampf der wachsenden Erkenntnis von der Einzigkeit des wahren Gottes mit der hergebrachten Neigung zu Baal und andern Göttern der Heiden. Aber wie in diesen Kämpfen die Fabel, die Jotham auf dem Berge Grisim von den Bäumen erzählte, die sich einen König wählen wollten und auf den Dornbusch verfielen, der ihnen zum Verderben gereichte, um dann selbst unterzugehen, an dem falschen Richter, dem Tyrannen und Baalsdiener Abimelech, wahr geworden ist, das wird uns nicht in trockenem Lehrton, sondern mit dichterischer Kraft vorgeführt, und Kopf und Gemüt werden in gleicher Weise gefesselt. Ein rechtes Buch für das deutsche christliche Haus.

Didaskalia, 23. November 1901. In dichterischer Freiheit fühlt er sich nicht streng gebunden an den Bericht der Bibel, führt Gideon als König an und läßt Jotham als denjenigen auftreten, der die Königswürde zurückweist, sieht in der Frau, die als Gottes Werkzeug den ruchlosen Abimelech tötet, Ada, die künftige Gattin des Helden Jotham, so daß man die Berechtigung des Titels: „Biblische Erzählung“ in Zweifel ziehen könnte. Biblisch ist aber die ganze Haltung der Geschichte, biblisch der Sinn des Helden und seiner Verlobten, biblisch der Gedanke, der wie ein roter Faden durch die Erzählung hindurchläuft: Nicht der Glaube an tote Götzen, nicht das Vertrauen der Gottlosen auf eigene Kraft kann helfen und vom Verderben erretten, sondern der Glaube an Jehova allein, den mächtigen Herrn Zebaoth. Als eine biblische Erzählung im guten Sinne des Wortes ist daher diese Geschichte zu bezeichnen, belehrend und erhebend, so daß der Leser nicht ohne Nutzen für Herz und Verstand das Buch aus der Hand legen wird.

Petersburger Zeitung, 6. Dezember 1901. Ein sehr interessant geschriebenes Werkchen. Starke Charaktere. Anschauliche Darstellung. Der Roman tritt gegen die historischen Ereignisse in den Hintergrund, ohne jedoch zu verblassen. Es ist ein Buch für Leser, die mehr als bloße Zerstreuung suchen.

Buchdruckerei des Waisenhauses in Halle a. S.

Die Taiping-Revolution in China
1850—1864.

Nebst einem Überblick über

Geschichte und Entwickelung Chinas.

Von

Dr. C. Spielmann, Wiesbaden.

Zweite Auflage. 1900.

Ungebunden ℳ 2,50. In gelben Leinenband gebunden ℳ 3,50.

Herr Missionar Bach von der Kieler China-Mission schreibt unter dem 16. September 1902 an den Verfasser: „Gelegentlich meiner Urlaubsreise von China nach Deutschland erhielt ich in einer Buchhandlung in Hongkong Ihre Geschichte der Taipingrevolution. Ich hatte annähernd fünf Jahre in Westkwanton und an den Grenzen von Tonking gearbeitet und war viel mit Hakki, Sam-tim-Ue und auch stillen Taipings in Berührung gekommen. Überall tönte mir die Geschichte Hung-sau-tfuns entgegen, des Leiters dieser Revolution, und ich sah noch Banner aus der Zeit der Rebellion, sowie Münzen. Ich brachte der Bewegung das größte Interesse entgegen und fand, daß man in den Taipings die Besten der Nation abgeschlachtet hatte. Nun fand ich Ihr Buch, es war mir wie aus dem Herzen geschrieben. Ich stehe nicht an, die Beschreibung als die einzig mit den Verhältnissen übereinstimmende zu bezeichnen. Ihr Buch verdient die weiteste Verbreitung, denn wenn man die heutige chinesische Zeit beobachtet, so kann man sie nicht verstehen, wenn man nicht die Geschichte der Taiping als Hintergrund hat. Ich bin fest überzeugt, daß der Fremdenhaß, der heute China durchwühlt, eine direkte Folge ist des Benehmens der Engländer zur Zeit der Taiping. — So entschloß ich mich nach Lesen des Buches Ihnen wenigstens schriftlich zu danken und die Hand zu drücken. Bei meiner Rückkehr im Januar des neuen Jahres werde ich aber nicht verfehlen, den Chinesen mitzuteilen, daß in Deutschland ein „Sienseng“ sitzt, der ihre Kämpfe versteht, und sie den Herzen nahe bringen kann.“

Organ der militär-wissenschaftlichen Vereine. Scharf ist die Sprache, welche der Verfasser dieser hochinteressanten, heute hervorragend aktuellen Schrift gegen Europa und jene seiner Staatsmänner führt, die um die Mitte des Jahrhunderts mit großem Kraftaufwande dem tatarischen Regimente in China aus einer Todeskrise heraushalfen und dessen morsche Herrschaft im Reiche der Mitte neuerdings retablierten. Doch diese gerechte Entrüstung des Autors, welche rückhaltlos aus den Darlegungen des vorliegenden Buches durchleuchtet, entspringt gewiß nicht rein subjektiven Anschauungen von Seite des Dr. C. Spielmann, sondern einer klaren, durch keinerlei falsch angebrachte Parteinahme für unseren soi-disant zivilisationstragenden Westen getrübte Beobachtung jener Geheimnisse, die den chinesischen Staat, trotz der vor einem Menschenalter aus seinem Inneren hervorgegangenen gewaltigen Reformbewegung, bis zur Jetztzeit in die alte, wurmstichige Verfassung bannten.

Welche Vorteile Europa aus solchem, seinerzeit vielleicht durch kleinliche materielle Momente empfohlenen Vorgehen zog, beweist wohl am besten der nun im asiatischen Osten gigantisch anhebende Orkan der Volkserregung, dessen Folgen gar nicht abzusehen sind und gegen den heutigen Tages dasselbe Europa mit gewaltiger Anstrengung seine Waffenspitzen zu kehren sucht.

Um so begreiflicher ist es, wenn sich, inmitten dieses Sturmestosens, eine Stimme erhebt, die in kraftvollen Worten den Zeitgenossen die ungezählten Sünden vorführt, welcher sich das Abendland schuldig machte, als es in den fünfziger und sechziger Jahren durch Einsatz seiner Machtmittel den Regenerationsprozeß im Keime mit ersticken half, den das bereits erstarrte China endlich

durchzumachen sich anschickte. Auch wird dadurch für die Allgemeinheit die Ergründung jener, leider zu wenig bis jetzt bekannten Vorkommnisse im fernen Ostasien erleichtert und damit auch die Brücke gebaut, um die Vorgänge zu begreifen, welche seit Monaten nahezu die ganze Welt in Atem halten.

Und eben dieses Verständnis bahnt das vorliegende Buch an, wie es nicht bald eine andere einschlägige Publikation zu tun vermochte.

Vom Anfange bis zum Ende gleich fesselnd geschrieben, voll spannender Darstellungen, gelungener Charakterschilderungen der führenden Männer aller Parteien und schlagender Argumentierungen zu den oft heterogenen Tatsachen, bildet das Buch zweifellos einen besonders geeigneten Einführungsbehelf in das Studium jener Geschichte, die jetzt im asiatischen Osten Feuer und Eisen zu schreiben im Begriffe sind. Hauptmann Albert Margutti.

Jahrbücher für die deutsche Armee und Marine, Oktober 1900. Der Leser wird zu seiner Überraschung hier eine von der landläufigen völlig abweichende Auffassung und Darstellung der Taiping-Revolution finden. Gestützt auf das genaueste Quellenstudium wird hier mit überzeugender Gründlichkeit bewiesen, daß die Taiping-Revolution China religiös, politisch, sozial und wissenschaftlich reformieren wollte. Es wäre geschehen, wenn nicht britische Eigensucht sich mit mandschurischer Tyrannei zur Bekämpfung der kolossalen Bewegung verbunden hätte; „wenn die Taiping gesiegt hätten, würde die fremdenfeindliche Reaktion nicht erfolgt sein“. Es wäre sehr zu wünschen, daß an der Hand dieser trefflichen Studie der Wahrheit auf den Grund gegangen würde; sie wirft ein eigentümliches Schlaglicht auf die Entstehungsursachen der jetzigen „Wirren“ und verdient alle Beachtung.

Schweizerische Zeitschrift für Artillerie und Genie. Das Werkchen von 162 Seiten ist eine sehr interessante Arbeit, welche dem Uneingeweihten nicht nur eine der wichtigsten Episoden aus der neueren Geschichte von China übersichtlich und angenehm schildert, sondern welche, weil sie kurz vor dem Ausbruche der Wirren in China verfaßt und sachlich gehalten ist, zur jetzigen Zeit die größtmögliche Beachtung verdient.

Das kleine Buch ist aktuell und sehr empfehlenswert!

Wissensch. Beilage der „Leipziger Zeitung“. Anfänglich hatte ich der vorliegenden Arbeit gegenüber den Gedanken: ach, auch wieder solch eine Gelegenheitsschrift, wie sie die chinesische Krise angesichts des Versagens aller bisherigen „Weltgeschichten“ zu Dutzenden hervorruft! Doch je länger ich las, desto mehr ward ich von der sorgsamen und augenscheinlich nicht bloß auf die Tagesbedürfnisse zugeschnittenen, sondern wirklich gediegenen Darstellung gefangen genommen.

Anhaltischer Staatsanzeiger, Dessau. Er gibt in dem Buche außerdem den zum Verstehen der Bewegung unbedingt notwendigen Überblick über die Geschichte des tausendjährigen Reiches mit besonderer Rücksichtnahme auf die wirtschaftliche Entwickelung und zieht außerdem sehr lehrreiche Schlüsse aus den Ereignissen der letzten 50 Jahre. Er verdammt die egoistische, kurzsichtige Politik Englands und sieht in dem Aufstreben Japans eine äußerst ernste Gefahr für die arischen Völker.

„Völker Europas, wahret Eure heiligsten Güter!“

Diesen Mahnruf unseres Kaisers erhebt auch der Verfasser des für die jetzige Zeit sehr aktuellen Werkes, welches besondere Beachtung und Würdigung verdient.

Literatur- u. Unterhaltungsblatt des „Hamburger Fremdenblatt“. Das vorliegende Buch über die große Taiping-Revolution wird schon manchem ungeahnte Einblicke in das Volksleben Chinas gewähren und einen ausgezeichneten Maßstab für den gegenwärtigen großen Volksaufstand bieten. In ihren Zielen sind die beiden Revolu-

tionen freilich grundverschieden. Diejenige von 1850, der sogenannte Taiping-Aufstand, bezweckte die Absetzung der Mandschu-Dynastie und den Fortschritt, die heutige bekanntlich die Austreibung der Fremden und damit den Rückschritt.

Darmstädter Zeitung. Jetzt, wo es sich um den Kampf des geeinten Ariertums gegen die Mongolen handelt, ist die Lektüre des vorliegenden Buches für jeden Gebildeten zweifellos von ganz besonderem Interesse.

Kölnische Volkszeitung. Zur rechten Zeit lenkt C. Spielmann die Blicke zurück auf die Taiping-Revolution in China (1850 bis 1864). Verfasser sucht sich von den englischen Lügenberichten zu emanzipieren und schildert an der Hand guter Quellen die national-chinesische Empörung, die das verrottete Mandschuregiment stürzen und China religiös, politisch, sozial und wirtschaftlich reformieren wollte.

St. Galler-Blätter. Mit all den Rätseln, die es ungelöst läßt, ist Spielmanns Buch von dem Urheber der Taiping-Bewegung und von den schaurigen Kämpfen, zu denen diese führte, von hohem Interesse. Es hätte nicht zu gelegenerer Zeit kommen können.

Der Reichsbote. Vorstehende Arbeit bezweckt, an der Hand von Quellen den wahren Sachverhalt der vielfach verkannten und oft nur nach englischen Lügenberichten dargestellten Erhebung klarzulegen, verdient wegen der Gründlichkeit der Untersuchung und der Sachkenntnis in der Darstellung ungeteilte Anerkennung; sie ist auch besonders deswegen interessant, als sie ohne Kenntnis der sich im letzten Sommer in China vollziehenden Verwickelungen und vor Ausbruch der Unruhen geschrieben wurde.

Deutsches Kolonialblatt. Die kleine Arbeit dürfte dem Publikum, welches über die chinesischen Angelegenheiten rasch und ohne tiefere Studien ein Bild gewinnen möchte, willkommen sein.

Johanniter-Wochenblatt. Die vorliegende Darstellung des gewaltigen Aufstandes darf ein besonders aktuelles Interesse insofern beanspruchen, als der um die Herausschälung der geschichtlichen Wahrheit offenbar gewissenhaft bemühte Verfasser die Meinung verficht, daß britischer Eigennutz damals sehr zum Schaden Europas den Aufständischen in den Arm gefallen sei, da, wenn die Taiping gesiegt hätten, es zu der fremdenfeindlichen Reaktion von heute kaum hätte kommen können.

Über Land und Meer, 1900. Nr. 50. Der Verfasser geht den Gründen der gefährlichen Empörung nach, verfolgt ihren Verlauf und gelangt zu dem Schlusse, daß die durch englische Hilfe erzielte Niederwerfung nicht zum Vorteile des Abendlandes war, vielmehr nach einem entscheidenden Siege der Taiping und der Beseitigung der Mandschu-Dynastie eine fremdenfeindliche Bewegung wie die gegenwärtige nicht zu befürchten gewesen wäre. Ob der Verfasser in seinen Schlußfolgerungen recht hat, mag dahingestellt bleiben, aber ohne Frage bieten seine Schilderungen hohes Interesse, zumal darin unterschiedliche Personen charakterisiert sind, die noch in den heutigen Wirren viel genannt werden.

Das Echo, XIX. Nr. 947. Gerade 50 Jahre sind es her, daß die Taiping-Revolution, jene national-chinesische Empörung, losbrach, die das verhaßte Mandschuregiment stürzen und China reformieren wollte. Die Verhältnisse sind nach dem Sturz der revolutionären Führer die alten geblieben, und deshalb bildet das vorliegende Werk nicht nur eine geschichtlich wertvolle Studie, sondern auch ein treues Spiegelbild der noch gegenwärtig bestehenden innerchinesischen Verhältnisse.

Das Bayerland. Das Buch besitzt den Vorzug unmittelbarster Aktuellität, obwohl es geschrieben war, bevor das Unheil in China ausbrach. Mit Recht sagt der Autor, die Lesung seines Buches werde nun erst recht lehrreich sein, namentlich für den, der zwischen den Zeilen zu lesen versteht.

Buchdruckerei des Waisenhauses in Halle a. S.


Stanford University Libraries
3 6105 016 532 207

